

**Zeitschrift des  
Breisgau-Geschichtsvereins  
„Schau-ins-Land“**

**137. Jahrbuch 2018**

*Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung von*



Ministerium für Wissenschaft,  
Forschung und Kunst  
Baden-Württemberg



Landkreis  
Breisgau-Hochschwarzwald



Kulturamt

Autoren des 137. Bandes:

BENDER, GERHARD, Pfarrer a.D., Freiburg  
BUSZELLO, HORST, Prof. Dr. Dr. h.c., Denzlingen  
DEISENROTH, KARLHEINZ, Freiburg  
DJABBARPOUR, MONA, Dr., Freiburg  
ECKER, ULRICH P., Dr., Freiburg  
EVERKE, GERHARD, Dr., Freiburg  
GRASSMANN, ANTIJEKATHRIN, Prof. Dr., Lübeck  
HEILAND-JUSTI, WERNER, Prof. Dr., Endingen  
HOCKENJOS, KLAUS, Dr., Freiburg  
HUGGLE, URSULA, Dr., Freiburg  
KALCHTHALER, PETER, M.A., Freiburg  
KRAMB, BORIS, Freiburg  
LEONARDI, MARCO, Dr., Catania (I)  
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg  
MANGEL, JOHANNES, Dr., Wolfenbüttel  
MARTIN, JÖRG, Freiburg  
MAUK, FRITZ, Dipl.-Ökonom, Apensen  
OHLER, NORBERT, Dr., Horben  
SCHRUFT, GÜNTER, Dr., Freiburg  
SPECK, DIETER, Prof. Dr., Bad Krozingen  
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal  
WAGNER, HEIKO, Dr., Kirchzarten  
WEBER, PETER JOHANNES, Bern  
WIDMANN, HANS-PETER, Dr., Ebringen  
WÜTHRICH, MERET, B.A., Freiburg  
ZOTZ, THOMAS, Prof. Dr., Freiburg

*Redaktionsausschuss:* Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr. HEIKO HAUMANN, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. BERTRAM JENISCH, FRANK LÖBBECKE M.A., Dr. HANS SCHA-DEK, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

*Schriftleitung:* Dr. HANS-PETER WIDMANN

*Redaktionelle Mitarbeit:* Dr. ULRICH P. ECKER und ANITA HAFNER

*Selbstverlag* des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ e.V.

Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br.  
(Telefon: 0761/201-2701; E-Mail: [info@breisgau-geschichtsverein.de](mailto:info@breisgau-geschichtsverein.de))

ISSN 1434-2766

*Satz und Druck:* schwarz auf weiss, Litho und Druck GmbH, 79104 Freiburg i. Br.

# Inhaltsverzeichnis 137. Band

## Beiträge

	Seite
HEIKO WAGNER: Das „Zartener Münster“. Die Baugeschichte der Johanneskapelle in Zarten .....	9
MERET WÜTHRICH: Die „häretischen und verbotenen Bücher“ der Universitätsbibliothek Freiburg. Eine Untersuchung anhand <i>des Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium</i> .....	25
GERHARD BENDER: Glauben malen – Zum 300. Geburtstag von Johann Pfanner (1716-1788) .....	43
GERHARD EVERKE: Ursprünglich Immanuel Kant zugehört? Das Grabmal für Thaddäus Rinderle auf dem Alten Friedhof zu Freiburg.....	67
GÜNTHER SCHRUF: Der Weinbau am Freiburger Lorettberg .....	87
FRITZ MAUK: Paul Mauk (1900-1915) – sozialisiert für den Krieg? Eine Studie .....	121
KLAUS HOCKENJOS: Der vergessene Philosoph – Jonas Cohn in Freiburg .....	135
WERNER HEILAND-JUSTI: „Weinreisen“ mit Engelbert Krebs .....	153
PETER JOHANNES WEBER: Die Berliner Unternehmerfamilie Zwillingen auf Urlaub im Hochschwarzwald (I): Hinterzarten im Winter 1936 .....	169

## Nachrufe

ULRICH P. ECKER: Rolf Süß (1933-2018) .....	199
JÖRG MARTIN: Lothar Böhnert (1938-2018) .....	201

## Buchbesprechungen

### *Landes- und regionalgeschichtliche Literatur*

- Armut im ländlichen Raum während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, hg. von HEIKO HAUMANN (Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden 2), Heidelberg u.a. 2017.  
(URSULA HUGGLE) ..... 203
- THOMAS BILLER/BERNHARD METZ: Die Burgen des Elsass. Architektur und Geschichte, Bd. I: bis 1200, hg. vom Alemannischen Institut Freiburg i. Br., Berlin/München 2018.  
(HEIKO WAGNER) ..... 203
- LARS BLÖCK: Die römische Besiedlung im rechten südlichen Oberrheingebiet (Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 1), Esslingen 2016.  
(DIETER SPECK) ..... 204
- ANDREAS EBNER: Als der Krieg den Fußball fraß. Die Geschichte der Gauliga Baden 1933-1945, Ubstadt-Weiher 1916.  
(RENATE LIESSEM-BREINLINGER) ..... 205
- Erinnerungsorte des Mittelalters am Oberrhein, hg. von JÜRGEN DENDORFER (Schlaglichter regionaler Geschichte 4), Freiburg/Berlin/Wien 2017.  
(HANS-PETER WIDMANN) ..... 207
- LISBETH EXNER/HERBERT KAPFER: Verborgene Chronik 1915-1918, hg. vom Deutschen Tagebucharchiv, Berlin 2017.  
(KARLHEINZ DEISENROTH) ..... 208
- Frauen im Leben der Kirche. Quellen und Zeugnisse aus 2000 Jahren Kirchengeschichte, hg. von NORBERT OHLER, Münster 2015.  
(ANTJEKATHRIN GRASSMANN) ..... 209
- BERND FUHRMANN: Deutschland im Mittelalter. Wirtschaft – Gesellschaft – Umwelt, Darmstadt 2017.  
(NORBERT OHLER) ..... 210
- Gezähmte Natur. Gartenkultur und Obstbau von der Frühzeit bis zur Gegenwart, hg. von WERNER KONOLD und R. JOHANNA REGNATH (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 84), Ostfildern 2017.  
(JOHANNES MANGEI) ..... 210
- Grenzen, Räume und Identitäten. Der Oberrhein und seine Nachbarregionen von der Antike bis zum Hochmittelalter, hg. von SEBASTIAN BRATHER und JÜRGEN DENDORFER (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 22), Ostfildern 2017.  
(NORBERT OHLER) ..... 212

Historische Stadtkerne. Gesamtanlagen in Baden-Württemberg, bearb. von VOLKMAR EIDLOTH und SUSANN SEYFERT (Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 22) sowie WOLFGANG THIEM: Historische Ortskerne. Gesamtanlagen in Baden-Württemberg (ebd., Arbeitsheft 23), Ostfildern <sup>2</sup> 2017. (PETER KALCHTHALER) .....	214
WOLFGANG HUG: Die Geschichte Badens, 2., erweiterte und aktualisierte Auflage, Darmstadt 2016. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER) .....	215
Die Jesuiten in der Markgrafschaft Baden (1570-1773), Bd. 1: Niederlassungen, Wirken, Erbe, Bd. 2: Personen und Werke, im Auftrag der Stadt Rastatt hg. von HANS HEID, Heidelberg u. a. 2014/15. (HORST BUSZELLO) .....	216
Natur und Herrschaft. Analysen zur Physik der Macht, hg. von KAY PETER JANKRIFT, ALEXANDER KAGERER, CHRISTIAN KAISER und MARÍA ÁNGELES MARTÍN ROMERA, Berlin/Boston 2016. (HORST BUSZELLO) .....	217
Politische Partizipation in spätmittelalterlichen Städten am Oberrhein / La participation politique dans les villes du Rhin supérieur à la fin du Moyen Âge, hg. von OLIVIER RICHARD und GABRIEL ZEILINGER (Studien des Frankreich-Zentrums der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 26), Berlin 2017. (THOMAS ZOTZ) .....	218
Reiches Erbe – Industriekultur im Dreiland. Patrimoine industriel des Trois Pays, Begleitpublikation zur Ausstellung im Dreiländermuseum (1.7.-27.11.2016), hg. von MARKUS MOEHRING, MARION ZIEGLER-JUNG und ROBERT NEISEN (Lörracher Hefte 23), Lörrach 2016. (NORBERT OHLER) .....	220
Zisterzienser Klöster als Reichsabteien, hg. von KONRAD KRIMM und MARIA MAGDALENA RÜCKERT (Oberrheinische Studien 36), Ostfildern 2017. (MONA DJABBARPOUR) .....	220

*Orts- und personengeschichtliche Literatur*

Auf Jahr und Tag. Leben im mittelalterlichen Freiburg, hg. von HEINZ KRIEG, R. JOHANNA REGNATH, HANS-PETER WIDMANN und STEPHANIE ZUMBRINK (Schlaglichter regionaler Geschichte 3), Freiburg/Berlin/Wien 2017. (DETLEF VOGEL) .....	221
MICHAEL BACHMANN: Das Freiburger Münster und seine Juden. Historische, ikonographische und hermeneutische Beobachtungen, Regensburg 2017. (MONA DJABBARPOUR) .....	223

Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen, Bd. II: Der Weg in die Moderne, hg. im Auftrag der Stadt Villingen-Schwenningen von CASIMIR BUMILLER, Villingen-Schwenningen 2017. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER) .....	224
ANDREAS HAASIS-BERNER: Das Kloster St. Margarethen in Waldkirch. 500 Jahre klösterliches Leben im Elztal, hg. von der Stadt Waldkirch (Waldkircher Stadtgeschichte 2), Waldkirch 2017. (DIETER SPECK) .....	225
Konstanz und der Südwesten des Reiches im hohen und späten Mittelalter. Festschrift für Helmut Maurer zum 80. Geburtstag, hg. von HARALD DERSCHKA, JÜRGEN KLÖCKLER und THOMAS ZOTZ (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen XLVIII), Ostfildern 2017. (MARCO LEONARDI) .....	226
MARCO LEONARDI: Aqua curanda est. Le acque e il loro utilizzo nei territori di Friburgo in Brisgovia e Catania dal XIII al XVI secolo (AQUAE Studi e testi sulle terme 9), Firenze 2017. (HEIKO WAGNER) .....	227
Locus occultus. Heilender, populärer und wissenschaftlicher Okkultismus in Freiburg 1900 bis 1945, hg. von UWE SCHELLINGER im Auftrag des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene, Ubstadt-Weiher 2017. (BORIS KRAMB) .....	228
WOLF-INGO SEIDELMANN: „Eisen schaffen für das kämpfende Heer!“ Die Doggererz AG – ein Beitrag der Otto-Wolff-Gruppe und der saarländischen Stahlindustrie zur nationalsozialistischen Autarkie- und Rüstungspolitik auf der badischen Baar, Konstanz/München 2016. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER) .....	230
<i>Über die ganze Erde ging der Name von Konstanz.</i> Rahmenbedingungen und Rezeption des Konstanzer Konzils, hg. von KARL-HEINZ BRAUN und THOMAS MARTIN BUCK (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 212), Stuttgart 2017. (DETLEF VOGEL) .....	231
TOBIE WALTHER: Zwischen Polemik und Rekonziliation. Die Bischöfe von Straßburg im Investiturstreit bis 1100 und ihre Gegner (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 210), Stuttgart 2017. (MARCO LEONARDI) .....	232

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge und Rezensionen sind  
ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

## Vereinschronik 2018

Vorstand, Ausschuss, Ehrenmitglieder .....	234
Veranstaltungen 2018 .....	234
Kassenbericht 2017 .....	237
Mitgliederwesen .....	238



# Das „Zartener Münster“

## Die Baugeschichte der Johanneskapelle in Zarten

Von  
HEIKO WAGNER

Im Jahr 2015 wurde in der Gemeinde Kirchzarten die 1250. Wiederkehr der Erstnennung von Zarten gefeiert. Der Ort Zarten – heute ein Teil der Gemeinde Kirchzarten – ist als *Zarduna* erstmals im Jahr 765 im Rahmen einer Schenkung belegt. Gleichzeitig wird eine *marca Zardunensis*, ein Herrschaftsbezirk, genannt. Eine weitere Güterübertragung an das Kloster St. Gallen erfolgte 802.<sup>1</sup>

### Die Geschichte der Johanneskapelle

Im folgenden Jahr 2016 bot ein weiteres Jubiläum Anlass zum Feiern: die 1200 Jahre zurückliegende Erstnennung der hier vorzustellenden Kirche (Abb. 1). Eine Kirche in Zarten wurde erstmals im Jahr 816 genannt. Damals wurde ein Besitzanteil an der Kirche (*partem ecclesie in Zartunu et quicquid mee portionis ad eam pertinet* [...]) an das Kloster St. Gallen übertragen.<sup>2</sup> Der hochrangige Schenker Cozpert ist dem Umfeld des fränkischen Königs zuzurechnen. Cozpert besaß außerdem umfangreichen Besitz östlich des Schwarzwalds, was indirekt auch einen Hinweis auf die Wegverbindung über das vorgenannte Mittelgebirge darstellt.

Insgesamt ist zu vermuten, dass ursprünglich, d.h. in der Merowingerzeit, im Dreisamtal ein früher Königsgut-Komplex lag, als dessen herrschaftliches und soziales Zentrum Zarten fungierte.<sup>3</sup> Auf dieses Reichsgut hatte der jeweilige Breisgaugraf den Zugriff. Die königlichen Rechte wurden – wie vielerorts – in private (adlige) oder klösterliche Hände gegeben; dieser Prozess begann bereits in der karolingischen Zeit.

---

<sup>1</sup> Zu diesen Daten und zum archäologischen Hintergrund vgl. HEIKO WAGNER: Kelten und Alemannen im Dreisamtal – Die Schließung einer Fundlücke, in: Schau-ins-Land 135 (2016), S. 7-19. Die historische Darstellung folgt der Monographie von BERNHARD MANGEI: Herrschaftsbildung von Königtum, Kirche und Adel zwischen Oberrhein und Schwarzwald. Untersuchungen zur Geschichte des Zartener Beckens von der merowingischen bis zur salischen Zeit, Dissertation, Freiburg 2003 (elektronisch publiziert in freidok). Die umfangreiche und komplizierte Argumentation wird hier nur stark verkürzt dargestellt. Stellenweise, auch für jüngere Daten, wurde die zum Jubiläum 2015 erschienene Darstellung von DARGLEFF JAHNKE: Die St. Johannes-Kapelle in Zarten – ein denkmalpflegerisches Kleinod, in: 1250 Jahre Zarduna – Kirchzarten im Jubiläumsjahr. Beiträge zur Geschichte, hg. von Gemeinde Kirchzarten, Kirchzarten 2015, S. 66-73, herangezogen.

<sup>2</sup> MANGEI (wie Anm. 1), S. 85 und 106.

<sup>3</sup> Ebd., S. 91, 98 und 110f.



Abb. 1 Die Johanneskapelle von Südosten (Aufnahme vom 22.3.2018; Foto: Heiko Wagner).

Aufgrund des Patroziniums der ursprünglich von ihr abhängigen Kapelle in Ebnet ist auch für Zarten in der Karolingerzeit ein Patrozinium der beiden Heiligen Hilarius und Remigius (weitverbreitete und typisch „fränkische“ Heilige) anzunehmen.<sup>4</sup>

Etwa in ottonischer Zeit (10./frühes 11. Jahrhundert) scheint das zeittypische Johannespatrozinium das ältere ersetzt zu haben.<sup>5</sup> Die letzten Spuren der ursprünglichen Kirchenpatrone Hilarius und Remigius lassen sich noch im Spätmittelalter in den lokalen Gerichts- und Zinstermen finden.

Die frühere Zentrumsfunktion Zartens wird auch durch den Standort der Zehntscheuer nördlich der Dreisam deutlich; heute steht an dieser Stelle ein Wohnhaus mit dem barocken Johanniterwappen.

Während des Investiturstreits wurde vor 1125 (einige Jahre nach 1079?) die Pfarrkirche – d.h. die Funktion der Pfarrkirche – nach dem dann auch sogenannten „Kirchzarten“ verlagert.<sup>6</sup> Im Jahr 1125 werden *kilizartun* und parallel dazu die *ecclesia [...] que Zartun nominatur* genannt. Ob man am Standort Kirchzarten eine bereits vorhandene Kapelle zur Pfarrkirche auf-

<sup>4</sup> Ebd., S. 96f.

<sup>5</sup> Ebd., S. 97, 115 und 159.

<sup>6</sup> Ebd., S. 85, 99 und 160.

wertete und ausbaute oder eine Kirchengründung auf jungfräulichem Boden betrieb, ist derzeit nicht bekannt. Der Vorgang der Verlegung kann daher nur indirekt erschlossen werden.

In einer Urkunde von 1125 schlichtete nämlich Bischof Ulrich I. von Konstanz einen Streit um Zehntrechte. Er wirkte mit Abt Manegold von St. Gallen und Konrad, dem Vogt des Klosters St. Märgen und auch der St. Gallischen Güter im Dreisamtal, zusammen. In diesem Zusammenhang wird ein Gut zu Kirchzarten (*predium ad Kilizartun*) genannt. Damit sind dieser Ort und auch die dort befindliche Kirche zum ersten Mal belegt.

Die Quellenlage um diese Kirchenverlagerung herum ist aus mehreren Gründen dürftig: Neben einem möglichen Verlust an Schriftquellen kam hinzu, dass die Kirchenrechte beim selben Besitzer (Kloster St. Gallen) blieben und dass der Pfarrsprengel offenbar nicht verkleinert wurde. Daher gab es wohl wenig Grund für ausführlichere Beurkundungen.

Offenbar wurde Kirchzarten dann zwischen 1121 und 1133 (in der Regierungszeit des Abtes Manegold von St. Gallen) als Zentrum des St. Gallener Klosterbesitzes im Dreisamtal etabliert. Dabei wirkten die Herzöge von Zähringen, die Falkensteiner (ihre Lehnsleute) und der oben genannte, zähringisch gesonnene Abt von St. Gallen zusammen.<sup>7</sup>

Die bisherige Pfarrkirche in Zarten wurde in der Folgezeit zur „Filialkirche“ herabgestuft. Im Jahr 1187 ist noch ein *Wernherus plebanus de Zartun* belegt. Im 13. Jahrhundert findet sich die neue Bezeichnung *ecclesia Kilchzarten*. Das Johannespatrozinium der älteren Kirche findet sich noch als Nebenpatrozinium an der St. Galluskirche von Kirchzarten verzeichnet. In Zarten selbst bestanden ein Kapellenfond und ein Friedhof weiter, auch einige Gottesdienste wurden abgehalten.<sup>8</sup>

Die Filialkirche in Zarten wurde mit der Kirche St. Gallus in Kirchzarten und dem Dinghof von Kirchzarten im Jahr 1297 an die Johanniter verkauft.<sup>9</sup> Anscheinend gab es um die Besetzung der Pfarrstelle und andere Rechte Streit mit der Stadt Freiburg, die seit etwa 1500 in Form der sogenannten „Talvogtei“ die meisten weltlichen Rechte im Dreisamtal auf sich vereinigen konnte. So könnte es auch zu der Wandbemalung mit den Wappen von Vorderösterreich und Freiburg außen an der Südwand der Johanneskapelle gekommen sein.

Ausdrücklich mit dem – schon wesentlich älteren – Patrozinium St. Johannes (Baptist) ist die Kirche in Zarten im Jahr 1493 genannt.

Im Jahr 1958 kam die Zartener Johanneskapelle an die Pfarrei Stegen. Im Rahmen der vor wenigen Jahren erfolgten Neustrukturierung als Seelsorgeeinheit Dreisamtal nähert man sich wieder der frühmittelalterlichen Großpfarre an ...

## Erste Beobachtungen und Fragen zur Baugeschichte

Aus der Zusammenstellung der historischen Bezüge folgt, dass an der Johanneskapelle in Zarten mit älterer Bausubstanz und wohl auch mit Relikten im Boden zu rechnen ist. Die ältere Bausubstanz zeigte sich im Oktober 1964 beim Abschlagen des Außenputzes der Südseite. Der anscheinend zufällig (Bundesstraße!) mit dem Architekten Karl List vorbeikommende staatli-

---

<sup>7</sup> Ebd., S. 203.

<sup>8</sup> MAX WEBER: Kirchzarten. Geographie-Geschichte-Gegenwart. Nachtragsband – Geschichte der Pfarrei Kirchzarten, Kirchzarten 1967, S. 168-171.

<sup>9</sup> MAX WEBER: Die Kirchzartener Geschichte, in: Kirchzarten. Geographie-Geschichte-Gegenwart, hg. von GÜNTHER HASELIER, Kirchzarten 1966, S. 57-528, bes. S. 167-183.

che Denkmalpfleger Martin Hesselbacher skizzierte einige Befunde im Mauerwerk (Abb. 2).<sup>10</sup> Der damalige Künstler und Kunstlehrer Alfred Erhart (verstorben) hatte gerade ein rundbogiges romanisches Fensterchen entdeckt und freigelegt. Ein Rest eines weiteren romanischen Fensters fand sich hart am Gewände eines großen Fensters. Im Zuge der Sanierungsarbeiten wurden beide Fenster zunächst wieder vermörtelt; das vollständig erhaltene wurde 1966 erneut freigelegt und sichtbar belassen.<sup>11</sup>

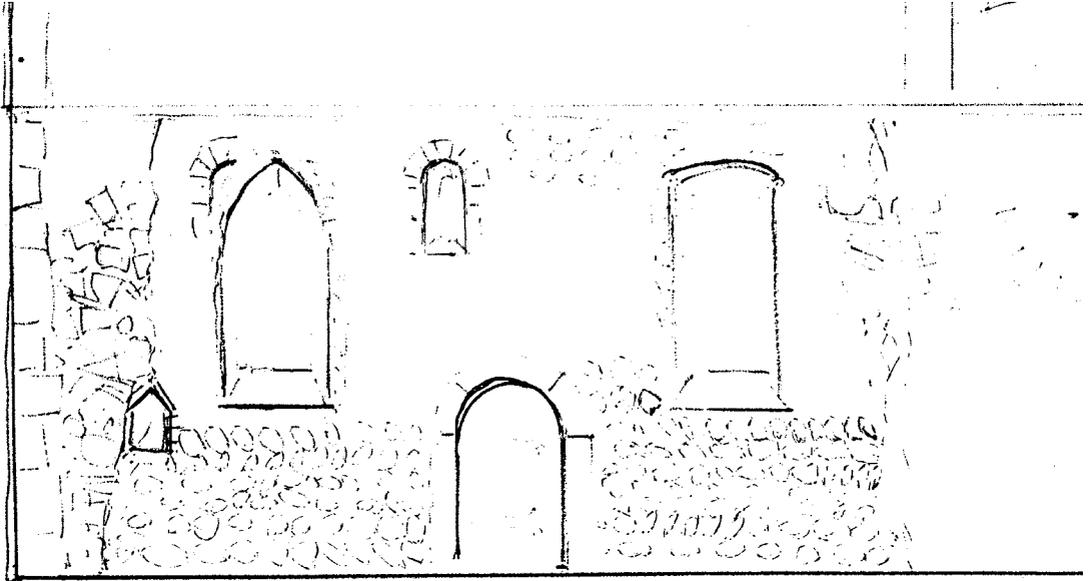


Abb. 2 Skizze der Außenseite der Südwand (Ausschnitt) (Martin Hesselbacher 1964, aus: Ortsakten des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg).

Das Mauerwerk der Südwand besteht aus Wacken, die stellenweise in *opus spicatum*-Technik (d.h. schräg gestellt wie Getreideähren; *spica* = Ähre) verlegt waren – eine Bautechnik, die sich in der Romanik (etwa im 11./12. Jahrhundert) immer wieder findet. Auffällig ist auf der Skizze ein Abbrechen dieser Mauertechnik nach Westen (zur SW-Ecke hin) und auch nach Osten. Dort ist ein auffallend gröberes, unregelmäßiges Mauerwerk dargestellt. Daraus ergibt sich der Anschein, dass die SW-Ecke jünger ist; daran wiederum hängt die Frage, ob die Westwand jünger sein könnte und ob die Kirche – wie in anderen Beispielen belegt – einmal nach Westen verlängert worden sein könnte. Das Abbrechen des älteren Mauerwerks nach Osten erklärt sich hingegen aus dem in spätgotischer Zeit angesetzten Chor mit einer Verlängerung der Längswände und einem Drei-Achtel-Schluss. Offenbar wurde 1964 der Verputz an der West- und

<sup>10</sup> Skizze in den Ortsakten der Archäologischen Denkmalpflege (Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg, hier: Günterstalstr. 67). Am 23.10.1964 schrieb Hesselbacher an Monsignore Ginter, den Konservator der kirchlichen Denkmäler, einen Bericht über die *zufällige* Besichtigung und Untersuchung der Kapelle, u.a. über die romanischen Fenster (Erzbischöfliches Archiv Freiburg [EAF], Nachlass Ginter II, Nr. 440).

<sup>11</sup> Am 2.6.1965 schrieb der staatliche Denkmalpfleger Hesselbacher an Ginter über die leider zugemauerten romanischen Fenster, EAF, Nachlass Ginter II, Nr. 440.

Nordwand der Kirche nicht abgeschlagen, oder man hat jedenfalls keine Beobachtungen notiert. Ob die West- und Nordwand ebenfalls romanisch oder aber jünger sind, blieb damit zunächst unklar.

Im Jahr 1970 wurde von der damaligen Technikerschule für Bautechnik in Freiburg eine Vermessung durchgeführt, von der ein Grundriss (Abb. 3) sowie verschiedene Aufrisse und Schnitte vorliegen.<sup>12</sup> Dabei wurde der zugängliche und sichtbare Baubestand erhoben; Einblicke ins Mauerwerk waren damals nicht möglich. Nach dem Grundriss wie auch im heutigen Augenschein vor Ort ist von einem Langhaus, das in seinen Proportionen durchaus romanisch sein könnte, auszugehen, wofür auch die Mauerstärken von West- und Nordwand entsprechen würden. Das Aufmaß des Dachstuhls und sein steiler Winkel lassen jedoch erkennen, dass er keinesfalls romanisch sein kann. Außerdem zeigt sich außen an der Südwand unter der heutigen Dachtraufe eine Unregelmäßigkeit im Mauerwerk, die auf eine Aufmauerung von ein bis zwei Steinlagen (und ggf. eine vorherige Beschädigung des oberen Abschlusses der romanischen Südwand) hindeutet. Aus dem Dachstuhl sind daher leider keine Hinweise für eine Feindatierung der romanischen Kirche mehr zu gewinnen. Dieser Dachstuhl stammt zweifellos aus der Neuzeit, d.h. auch die spätgotische Bauphase lässt sich nicht exakter datieren.

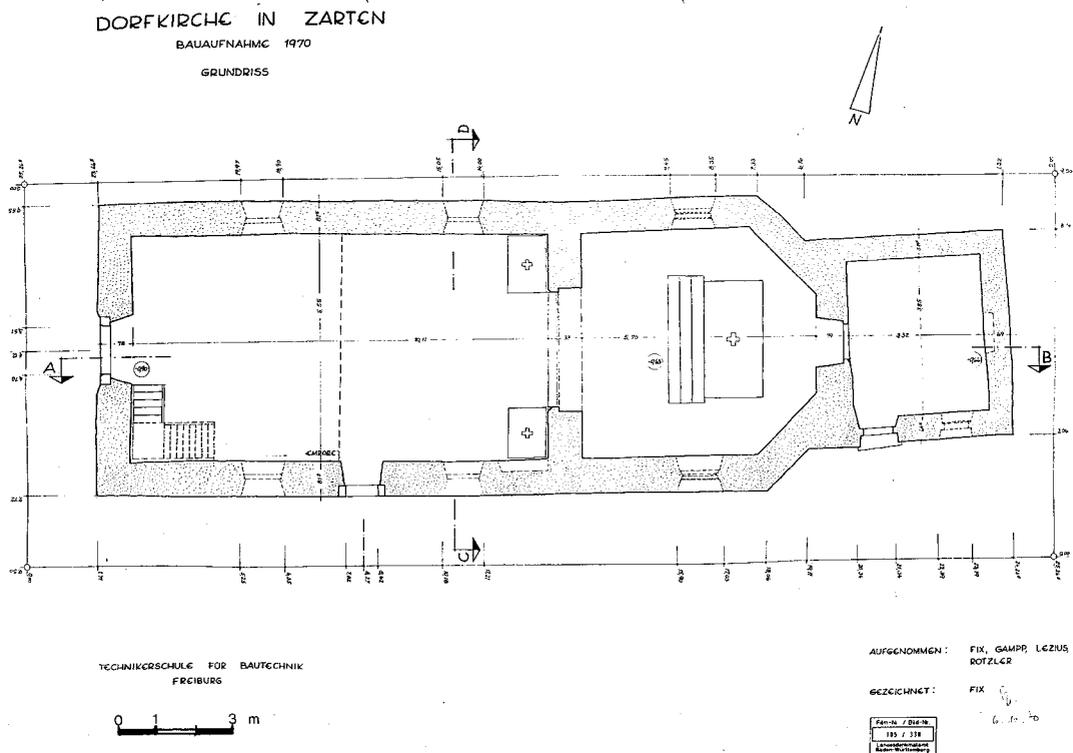


Abb. 3 Grundriss der Johanneskapelle von 1970 (aus: Ortsakten des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg; Maßstab neu gezeichnet von Heiko Wagner).

<sup>12</sup> In den Ortsakten der Bau- und Kunstdenkmalpflege (Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg, hier: Sternwaldstraße 14 und 16).

## Neue Einblicke im Jahr 2017

Eine neue Gelegenheit zur Begutachtung des Mauerwerks ergab sich am 2. Februar 2017. Zusammen mit dem Bauforscher Stefan King (Freiburg) wurde diese durchgeführt und einigermaßen fotografisch dokumentiert (die eingepackten Kirchenbänke im Langhaus ermöglichten keine großflächigen Ansichten). Wegen Feuchteschäden vom Boden her war der Verputz im Kircheninneren ringsum – d.h. im Langhaus und im Chor – abgeschlagen bzw. abgeschrämt worden. Putzbereiche, die fester anhafteten, verblieben dabei auf der Wand. Dennoch waren die Steinköpfe im Wesentlichen sichtbar; Steinlagen, Mauerstruktur und Mauermaterial konnten beurteilt werden. Punktuell trat im Langhaus zwischen den Mauersteinen ein brauner, bröseliger Mörtel auf, bei dem es sich wohl um den ursprünglichen romanischen Mauermörtel handelt.

Ob der feinere, hellere Mörtel darüber noch romanisch ist oder eher späteren Ausbesserungen angehört, war nicht zu klären. Fugenritzungen (*pietra rasa*) konnten keine festgestellt werden; falls sie ursprünglich vorhanden waren, sind sie auf dieser Höhe durch die feuchtebedingte Abwitterung wohl auch nicht mehr erhalten.

Das Mauerwerk im Langhaus gehört (im unteren Bereich, der obere war nicht einsehbar) noch wesentlich der romanischen Zeit an; das betrifft nicht nur die Südwand, sondern auch die West- und Nordwand (Abb. 4 und 5). Es ist aus Wacken verlegt, die schöne Steinlagen ausbilden und an einigen Stellen in der genannten *opus spicatum*-Technik schräg verlegt sind; sie entsprechen damit dem Mauerbild, das 1965 außen an der Südseite beobachtet wurde. Das romanische Mauerwerk enthält noch keine Spolien (wiederverwendete Teile) wie etwa Sandsteine oder Ziegelstücke.



Abb. 4 Nordwand, innen. Romanisches Wackenmauerwerk; Wacken teilweise schräg bis hochkant gestellt (Blick von Westen) (Foto: Heiko Wagner).



Abb. 5 Westwand innen, nördlich des Westportals. Romanisches Wackenmauerwerk (an der Tür eine Störung mit Backsteinstücken) (Foto: Heiko Wagner).

Störungen bestanden um die Türleibungen des Westportals (Abb. 6) und der kleinen Tür auf der Südseite (Abb. 7). Hier tritt gröberes Mauerwerk auf, das viele Ziegel und Backsteine enthält; es entspricht dem Mauerwerk des gotischen Chorbogens und des gotischen Chores. Das Westportal und anscheinend auch die jetzige Rundbogentür dürften aus gotischer Zeit stammen. Ob der romanische Eingang im Westen und/oder im Süden lag, lässt sich daher nicht mehr bestimmen. Die Spuren des (oder der) älteren Eingänge sind in späteren Ausbrüchen und Ausmauerungen verschwunden. Allenfalls eine eventuell noch vorhandene ältere Schwelle unter dem Boden oder Abnutzungen auf einem älteren Bodenniveau könnten theoretisch Hinweise auf die Lage des ehemaligen Eingangs liefern.



*Abb. 6* Westportal innen; südliche Leibung mit Spolien und Ziegelstücken (Foto: Heiko Wagner).



*Abb. 7* Südliche Seitentür, innen. Westliche Leibung mit Backstein- und Ziegelfragmenten (Foto: Heiko Wagner).

Eine weitere Störung zeichnet sich im Bereich nahe der SW-Ecke ab und betrifft einen kurzen Abschnitt der Süd- und der Westwand. Sie scheint die sich schon auf der Außenseite abzeichnende Auswechslung der SW-Ecke anzuzeigen. Sie hatte vielleicht statische Gründe und mag mit dem Aufsetzen einer höheren Giebelscheibe im Westen nötig geworden sein. Auch der spätere Einbau und die Verankerung einer Empore mit dem zugehörigen Aufgang im Innern könnten hier eine Rolle gespielt und zu weiteren Störungen im Mauerwerk geführt haben.

Eine kleine Störung an der Nordwand, direkt an der NW-Ecke, lässt sich derzeit nicht genauer definieren und datieren. Die segmentbogenförmige Nische innen an der Südwand, östlich der Eingangstür, ist später eingebaut und zeigt am Rand ebenfalls Backsteine; sie könnte gleichfalls in die Gotik gehören. Weitere Maueröffnungen wie etwa von Gerüstlöchern wurden keine

gefunden. Ansonsten waren an verschiedenen Stellen der Wände über dem Boden die üblichen modernen Störungen durch Kabel und Steckdosen sichtbar.

Der nordöstliche und südöstliche Abschluss des Langhauses ließen sich wegen der hier stehenden Seitenaltäre und des dahinter verbliebenen Innenputzes nicht beobachten.

Wichtig waren jedoch die Erkenntnisse zum gotischen Chorbogen. Hier wurde nicht nur der – für die hochmittelalterliche Zeit zu vermutende – romanische Chorbogen ausgetauscht, sondern die gesamten einspringenden Mauerstücke neu errichtet. Die Verzahnung des gotischen Sandsteingewändes nach hinten, die Backsteine sowie einige Sandsteinspolien (Abb. 8) waren gut sichtbar; das Mauerwerk des Chores zeigt ein entsprechendes Bild. Nach dem Augenschein der Innenseite gehört auch die – im Dachraum innen teilweise unverputzt gebliebene – steinerne Giebelscheibe (d.h. das Dreieck über dem Westportal) in die gotische Zeit. Sie nimmt auf die steilere Dachneigung Bezug und zeigt auch keine nachträgliche Aufstockung oder Veränderung. Ihr Mauerwerk besteht aus gröber gesetzten Wacken und Bruchsteinen. Dasselbe gilt für die Giebelscheibe im Osten, d.h. über dem gotischen Chorbogen.

Urkundlich und durch eine Inschrift belegt ist, dass 1878 nach Osten noch die Sakristei angesetzt wurde. In diesem Zusammenhang entstand auch ein Durchgang im Dachraum, für den die östliche Giebelscheibe durchbrochen wurde; die Türleibungen wurden mit Backsteinen abgemauert.



*Abb. 8* Einspringende nördliche Chorbogenwand mit Sandsteinspolie und Backsteinfragmenten. Blick vom Chor (Osten) aus (Foto: Heiko Wagner).

Laut Auskunft des Bauforschers Stefan King handelt es sich beim jetzigen Dachstuhl mindestens um den dritten, der auf der Johanneskapelle errichtet wurde. Die heutige steile Giebelhöhe entstand in der Gotik, deren Dachstuhl jedoch verloren ist. Der jetzt vorhandene Dachstuhl kann aufgrund der verwendeten Abbundtechnik im 18. oder auch noch im frühen 19. Jahrhundert entstanden sein (die Akten enthalten mehrfach Hinweise auf Arbeiten am Dachstuhl).<sup>13</sup> Dendrochronologische Daten zur mittelalterlichen Baugeschichte sind daher an dieser Stelle nicht mehr zu ermitteln.

Ein hölzerner Dachreiter mit Zwiebelturm stammte wohl aus dem 18. Jahrhundert. Er wurde um 1811 repariert; aus diesem Anlass entstand auch eine Skizze. Im Jahr 1878 wurde er durch einen spitzen Dachreiter aus Stahl ersetzt.

## Die Baugeschichte im Überblick

Die kurze Untersuchung lieferte erste Einblicke in die Wände der Johanneskapelle. Auch wenn die Ergebnisse vielleicht nicht spektakulär sind, so nimmt doch die romanische Kirche Gestalt an.

Der stehende romanische Baukörper kann derzeit nicht genauer datiert werden. Er mag ins 11./12. Jahrhundert gehören; auch eine ältere Datierung ist nicht ganz auszuschließen, da das Mauerwerk aus kleinen Wackern und die hochliegenden rundbogigen Fenster seit der Karolingerzeit (8./9. Jahrhundert) verbreitet sind. Das opus spicatum mit den schräg gestellten Mauersteinen ist eher im 11./12. Jahrhundert belegt; in bestimmten Regionen Österreichs tritt es offenbar auch noch im 13. Jahrhundert auf.

Es ist daher denkbar, dass noch ein oder zwei ältere Bauphasen unter der heutigen Kirche im Boden liegen.

### 1. Phase: Die Romanik (11./12. Jahrhundert)

Das Langhaus des romanischen Baus war ca. 7,25 m breit (Außenmaß) und mindestens 10,20 m lang. Der östliche Abschluss des Langhauses konnte wegen der bei der Sanierung stehen gebliebenen Seitenaltäre nicht beobachtet werden; es ist mit einer Länge von etwa 10,80-11 m zu rechnen. Im Osten wäre – nach den üblichen Bauformen der Zeit – entweder mit einem eingezogenen Rechteckchor oder aber einer halbrunden Apsis zu rechnen (Abb. 9a).

### 2. Phase: Die Spätgotik (um 1500)

Der östliche Abschluss (Chor) der Kirche wurde in spätgotischer Zeit (um 1500?) völlig abgebrochen. Der heute bestehende gotische Chorbogen, die Seitenwände des Chores mit dem Drei-Achtel-Schluss und das spitze Giebeldreieck über dem Chorbogen entstanden, ebenso das Giebeldreieck im Westen (nach Abriss des flacheren romanischen Giebeldreiecks); darüber wurde ein neuer Dachstuhl aufgeschlagen. Die Kirche war nun bis zum Chorbogen etwa 20,30 m lang. Die Decke des gotischen Innenraumes wurde durch eine hölzerne Tonne in Längsrichtung gebildet (Putzkanten im Dachraum an der westlichen und östlichen Giebelscheibe erkennbar). Über dem Chorbogen entstand eine Ausmalung.<sup>14</sup> Die Außenwände erhielten große spitzbogige Fenster; die kleinen romanischen Fenster wurden vermauert.

---

<sup>13</sup> Freundlicher Hinweis durch den Bauforscher Stefan King.

<sup>14</sup> Hierzu ist ein Aufsatz von Regine Dendler in Arbeit.

Anscheinend gehören auch die rundbogigen Gewände der beiden Türen in diese Zeit, ebenso die Türbeschläge der südlichen Seitentür (Abb. 9b).

### 3. Phase: Frühbarock (Ende 16./17. Jahrhundert)

Wohl im Frühbarock wurde die hölzerne Tonne herausgerissen und durch eine bemalte Flachdecke ersetzt, die heute noch zu sehen ist (es werden dafür Zeitdaten von 1590 bis 1700 diskutiert).

### 4. Phase: Barock (18. Jahrhundert)

Im Barock des 18. Jahrhunderts entstand offenbar ein hölzerner Dachreiter mit Zwiebeltürmchen, der in einer Skizze anlässlich einer Instandsetzung im Jahr 1811 überliefert ist.<sup>15</sup> Ob der spätgotische Dachstuhl im 18. oder erst im frühen 19. Jahrhundert ausgetauscht wurde, ist nicht klar. Das mittlere der großen Langhausfenster an der Südseite wurde zu einem Stichbogen verändert. Vermutlich wurde die hölzerne Empore ebenfalls im 18. Jahrhundert eingebaut, sofern sie nicht schon im 17. Jahrhundert zusammen mit der Holzdecke entstanden ist. Die beiden Seitenaltäre wurden offenbar gleichzeitig für die Zartener Johanneskapelle angefertigt. Der Hochaltar stammt aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er könnte aber von woanders stammen; seine Höhe wurde – sichtbar am oberen Abschluss – passend gemacht. Möglicherweise handelt es sich um ein Stück, das im späten 18. Jahrhundert während der josephinischen Reformen oder bei der Säkularisation um 1803 bis 1806 anderswo anfiel und hierher nach Zarten versetzt wurde (Abb. 9c).<sup>16</sup>

### 5. Phase: 19. Jahrhundert

Durch Kriegsereignisse und die damit verbundene Vernachlässigung waren im Jahr 1812 das Dach, der Dachfirst und der Dachreiter schadhaft; der westliche Giebel lag frei.<sup>17</sup> Diese Schilderung macht den Eindruck, als könnte damals der gesamte Dachstuhl ausgetauscht worden sein. Ob es sich dabei noch um den spätgotischen Dachstuhl der Zeit um 1500 oder um einen Dachstuhl des Barocks handelte, ist nicht bekannt. Die Sakristei und der stählerne Dachreiter entstanden 1878. Dabei wurde im Erdgeschoss hinter dem Hochaltar in der Ostwand ein Türdurchbruch angelegt, ein weiterer im Dachraum in der Giebelscheibe über dem Chorbogen. 1899 fanden Auswechslungen im Dachwerk statt. Eine Trockenlegung der Wand wurde empfohlen und genehmigt. Als weitere Maßnahmen genannt und genehmigt wurden eine Erneuerung des Außenputzes, ein neuer Bodenbelag mit Betonunterbau, die Neutünchung von Wänden und Decke und eine Ausbesserung der Altäre und Figuren (Kosten: 4.100 Mark).<sup>18</sup> Als weitere Maßnahme wird das Einsetzen neuer bleiverglaster Fenster im Langhaus aufgeführt (Abb. 9d).

### 6. Phase: Sanierungsarbeiten im 20./21. Jahrhundert

Es folgten seither noch diverse Sanierungen. So wurden im Jahr 1900 (nicht 1935 oder 1965) die Heiligenbilder im Chorraum freigelegt und der abbröselnde Innenputz erneuert. Das Dach müsse renoviert werden. Ein Formular einer Gebäudenachschau erwähnt, dass

---

<sup>15</sup> JAHNKE (wie Anm. 1), S. 69, Abb. 9-3.

<sup>16</sup> Ebd., S. 71.

<sup>17</sup> Ebd., S. 70 mit Anm. 338 (Staatsarchiv Freiburg, B 702/1, Nr. 2886).

<sup>18</sup> Die Unterlagen seit 1835 befinden sich im EAF; dort wurden sie von Regine Dendler durchgesehen. Die Vorgänge von 1899 bis 1944 finden sich in: B22-33018 und B31-1638.

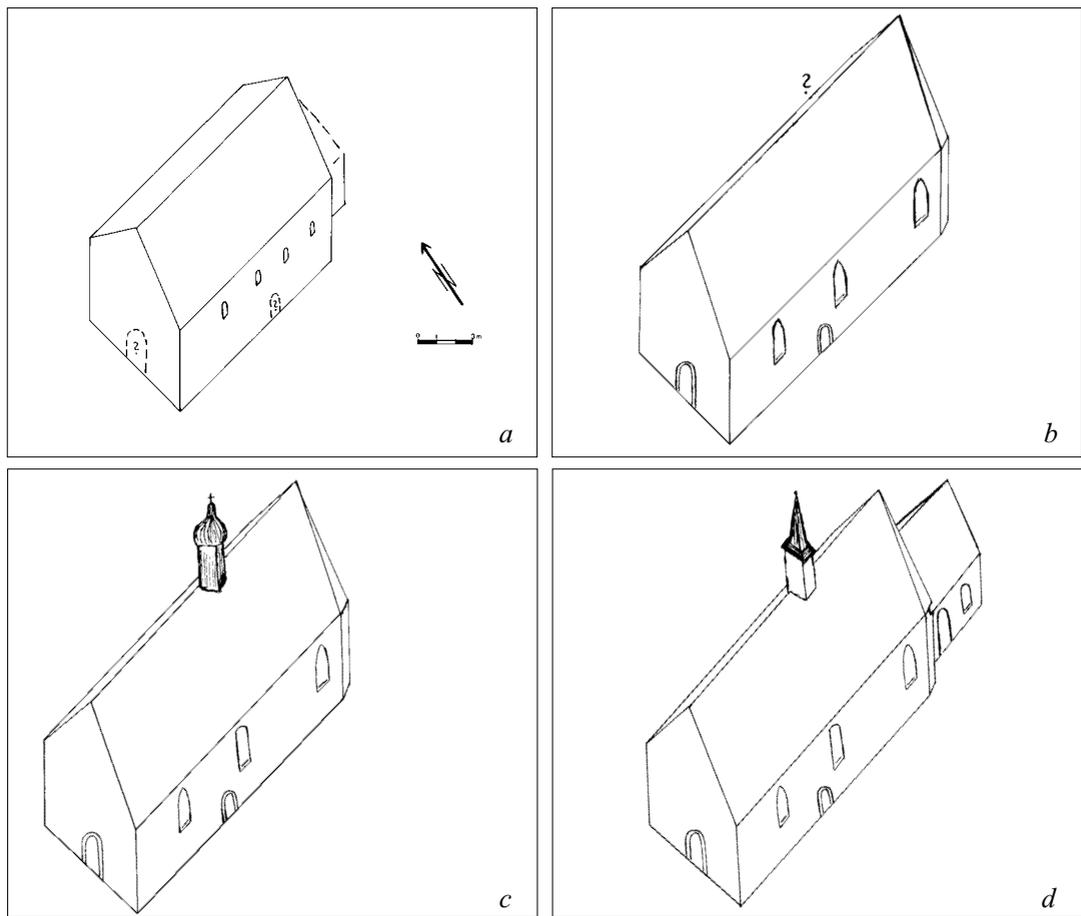


Abb. 9a-d Die wichtigsten Bauzustände der Johanneskapelle: 9a = Romanik, 9b = Spätgotik, 9c = Barock, 9d = spätes 19. Jahrhundert (Zeichnungen: Heiko Wagner).

die Kapelle 1935 *ganz restauriert*, das Dach umgedeckt und das *Elektrische eingerichtet* wurde. Die Korrespondenz der Jahre 1943 und 1944 bezieht sich auf ein Tabernakel, das auf dem Kirchenspeicher vorhanden war und eingebaut werden soll. Am 25. Juni 1946 wurde die Anschaffung einer Turmuhr genehmigt. Weitere Arbeiten folgten von 1957 bis 1965; damals wurden u.a. Wände neu gestrichen sowie Restaurierungen und Vergoldungen an den Altären durchgeführt (Restaurator Joseph Geschöll, 1957 bis 1959). Am 11. Mai 1964 genehmigte das Ordinariat eine Außeninstandsetzung, in dessen Zuge der Verputz außen an der Südwand abgeschlagen wurde und romanische Bauspuren zutage traten. In den Akten liegt vom August 1965 eine Bauaufnahme der Südseite der Kapelle mit den oben genannten romanischen Fenstern durch Oberbaurat Triller, Erzbischöfliches Bauamt Freiburg, vor. Das romanische Mauerwerk im Fischgrätverband wurde dabei leider nicht berücksichtigt bzw. war zu diesem Zeitpunkt vermutlich schon wieder verputzt. Bekannt ist ferner, dass 1982 das Fundament außen aufgegraben wurde, ohne dabei archäologische und baugeschichtliche Beobachtungen durchzuführen; ein gegossener Betonsockel sollte das Fundament sichern.

Im Innern wurde 1984/85 durch Restaurator Emil J. Geschöll die Bemalung der Holzdecke freigelegt und im Chor wurden die Wandmalereien restauriert sowie die Seitenwände neu eingetönt. 2008 konnte eine kleine Orgel seitlich an der Südseite des Chorraums aufgestellt werden und 2010 wurden Altar, Ambo und Priestersitz neu gestaltet. Im November 2014 war das Fundament entlang der nördlichen Außenseite aufgegraben worden und auch der Garten wurde in diesem Jahr neu angelegt. Die letzten Maßnahmen erfolgten 2017 mit dem Abschlagen des Innenputzes im unteren Teil der Wände, die nach Trocknung neu verputzt wurden. Wegen des Schädlingsbefalls musste die Kirche für eine anschließende Begasung „verpackt“ werden. Weitere Arbeiten umfassten besonders die elektrischen Leitungen und ein Lüftungssystem.<sup>19</sup>

Anzumerken bleibt noch, dass bei dieser Darstellung der Baugeschichte die Details der Ausstattung wie etwa die Glocken, die Altäre und auch die Wandmalereien hier nur am Rande berücksichtigt wurden.

### Funde aus dem Garten

Die Ummauerung des Kirchhofes war um 1812 schadhaft und wurde mit neuen Ziegeln abgedeckt, die heute nicht mehr erhalten sind. Im Rahmen der offenbar bis ins 19. Jahrhundert stattfindenden Bestattungen wurde anscheinend immer wieder humoses Erdreich in den kleinen Friedhof eingebracht, um die Bestattungen besser abdecken zu können. Das Erdreich enthielt zahlreiche Keramikfunde und dergleichen; diese Funde stammen sicher aus der unmittelbaren Umgebung, d.h. von den Bewohnern des Ortes Zarten und wohl der angrenzenden Grundstücke und Häuser.

Der Garten wurde um 1989 angelegt; eine Neuanlage erfolgte – wie oben erwähnt – im Jahr 2014. Beim Umstechen und Neubepflanzen des Gartens wurden über viele Jahre hinweg die zutage tretenden Funde durch Monika Asal sichergestellt. Die Funde wurden in mehreren Portionen seit 2004 übergeben. Zusätzlich erfolgten durch den Verf. einige Begehungen und die Durchsicht des Aushubs der Aufgrabungen am Fundament und der Neuanlage des Gartens. Bei den Erdarbeiten im Garten wurde nirgends der anstehende Boden (im Dreisamtal gewöhnlich ein hellbrauner Lehm mit darunterliegendem sogenanntem „Schotter“, einem aus dem Schwarzwald stammenden Kies aus Gneis und Porphyry) erreicht.

Neben reichlich neuzeitlicher Keramik und Glas (von Gefäßen und Fenstern) liegen einige Fragmente von grautoniger Drehscheibenware des Spätmittelalters (13. bis 15. Jahrhundert) vor. Unter den älteren Funden sind ein Lippenrand (Abb. 10; Abb. 11 oben rechts) und relativ zahlreiche Wand- und Bodenscherben der nachgedrehten, gut geglätteten Ware (Abb. 11 unten links; Abb. 12 rechts) bemerkenswert. Diese Warenart stammt aus der Zeit vom 11. bis frühen 13. Jahrhundert und ist damit etwa gleich alt wie die ältesten Teile des stehenden Baubestands der Kapelle.

Unter den Wandscherben ist ein weiches brauntoniges Stück mit kleinen Poren hervorzuheben (Abb. 12 links). Die ausgewitterten Stellen lassen erkennen, dass die Scherbe zu der sogenannten „Karbonathaltigen Ware“ gehören muss, die im Kaiserstuhl produziert wurde. Sie war bisher nur um den Kaiserstuhl herum verbreitet, ist inzwischen durch Geländebegehungen jedoch auch als

---

<sup>19</sup> JANOSCH BEYER: Eingepackt, ausgeräuchert, neu verpackt – Die St. Johanneskapelle in Zarten hat neuen Putz, neue Elektrik und ein intelligentes Lüftungssystem bekommen, in: Konradsblatt – Wochenzeitung für das Erzbistum Freiburg Nr. 44 vom 29.10.2017, S. 14f.

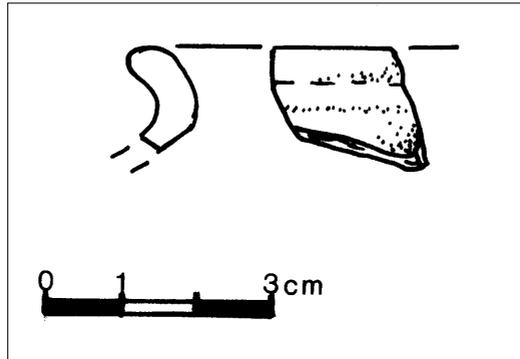


Abb. 10 Lippenrand des Hochmittelalters (ca. 12. Jahrhundert) (Zeichnung: Heiko Wagner).



Abb. 11 Keramikfunde aus dem Garten. Links oben zwei raue Wandscherben (Früh- bis Hochmittelalter), links unten nachgedrehte Ware (ca. 12. Jahrhundert), rechts oben Lippenrand (ca. 12. Jahrhundert), rechts unten grautonige Drehscheibenware des 13. Jahrhunderts (Foto: Heiko Wagner).



Abb. 12 Keramikfunde aus dem Garten. Links eine porige Wandscherbe (ca. 6.-11. Jahrhundert), rechts nachgedrehte Ware (ca. 12. Jahrhundert) (Foto: Heiko Wagner).

kleine Fragmente im Dreisamtal und auch im Elztal nachweisbar. Die Zeitstellung ist nur anhand von ganzen Gefäßen oder mindestens Randstücken festzulegen, die im Zartener Kapellengarten noch fehlen. Die Laufzeit dieser Warenart ist allgemein das 6. bis 11. Jahrhunderte. In historischen bzw. dynastischen Begriffen gesprochen, sind es die Merowinger- und Karolingerzeit und auch noch die ottonische bis salische Periode. Zwei weitere, etwas rauwandigere Scherben (Abb. 11 links) könnten ebenfalls im Früh- bis Hochmittelalter entstanden sein.

### Noch ein früher Alamanne im Dreisamtal

Besondere Bedeutung kommt einer großen Bodenscherbe zu (Abb. 13 a-c und 14). Der ehemalige Durchmesser des Gefäßbodens lässt sich mit ungefähr 12 cm ermitteln. Die Scherbe ist handgemacht, nicht auf der Töpferscheibe gedreht. Ihre Oberfläche ist relativ grob, nicht besonders geglättet. Vor allem die Oberflächen, aber auch die Innenseiten enthalten zahlreiche Glimmerplättchen. Weitere, größere Magerungspartikel dürften Quarz oder Feldspat sein. Die verwendeten Rohstoffe deuten auf eine Herstellung des Gefäßes im Schwarzwald oder an dessen Ausläufern hin. Auffallend sind drei große Gesteinspartikel an verschiedenen Bruchflächen des Gefäßteils; das größte misst 6 x 5 mm. Die Außenseite ist sehr uneben; ein ovaler bis länglicher, schräg verlaufender Eindruck könnte eine unbeabsichtigte Spur sein, die beim Töpfeln entstanden ist. Man könnte jedoch auch an eine schräg verlaufende Rille – sogenannte „Kannelur“ – denken, die sich nach oben weiter fortsetzte. Die Machart dürfte die Bodenscherbe – mit fast denselben Merkmalen wie einige Fundstücke aus der Erschließung des Gewerbegebiets Kirchzarten<sup>20</sup> – in die frühalamannische Zeit (4. Jahrhundert bis 1. Hälfte 5. Jahrhundert n. Chr.) datieren. Derartige Gefäße sind auch öfter mit Schrägkanneluren verziert. Aufgrund der Fragmentgröße könnte durchaus unter dem Kapellengarten eine Fundschicht oder ein sonstiger Befund (Grube o.ä.) vorliegen. Jedoch ist auch eine Einbringung mit Erdreich aus einem anderen Grundstück des Dorfes nicht ganz auszuschließen.

Damit liegt aus dem Dreisamtal – diesmal aus dem postulierten Zentralort Zarten – erneut ein Fund aus der bisher nahezu fundleeren Zeit zwischen der Römischen Kaiserzeit und dem Frühmittelalter vor.



Abb. 13 Frühalamannische Bodenscherbe, 4. bis 5. Jahrhundert: a = Innenseite, b = Unterseite (an der oberen Bruchstelle der Wandung ist ein Gesteinsstück zu sehen), c = oben die Unterseite des Bodens, unten die Wandung. Ein schräg verlaufender Eindruck könnte vom Töpfeln stammen oder eine auslaufende Schrägkannelur anzeigen. Das Gesteinsfragment an der Bruchkante ist gut zu erkennen (Fotos: Heiko Wagner).

<sup>20</sup> WAGNER (wie Anm. 1), S. 7-19, bes. S. 17 mit Abb. 6a + b.

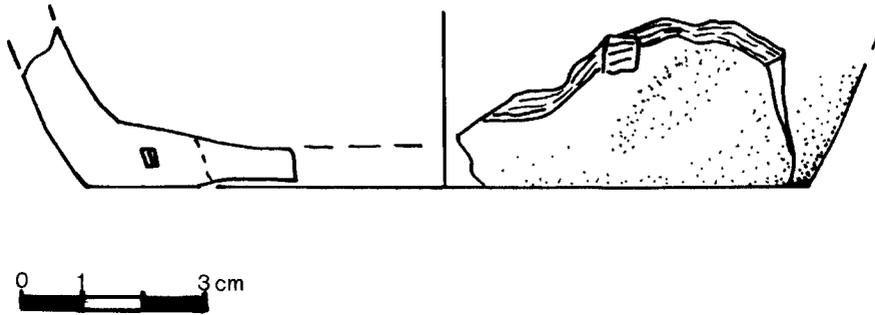


Abb. 14 Frühalamannische Bodenscherbe (Durchmesser rekonstruiert) (Zeichnung: Heiko Wagner).

## Dank

Die Arbeiten und Beobachtungen zogen sich über viele Jahre hin. Für mitgeteilte Termine, Beobachtungen, Hinweise und die Übergabe von Funden geht mein Dank an Franz und Monika Asal (Zarten), für die Zugänglichmachung der Ortsakten besonders an Dr. Bertram Jenisch und Frau Heinemann (Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg). Ein besonderer Dank geht an den Bauforscher Stefan King, der das Mauerwerk mit dem Autor in Augenschein nahm und diskutierte. Für Hinweise zu den Archivalien und baugeschichtliche Diskussionen danke ich Regine Dendler. Christoph Schmider und seinen Mitarbeitern vom Erzbischöflichen Archiv danke ich für die Zurverfügungstellung der dortigen Archivalien. Frau Legermann, Architektin am Erzbischöflichen Bauamt, ist ebenfalls für Ihr Interesse und anregende Diskussionen zu danken, außerdem dem an vielerlei Arbeiten beteiligten Gebhard Imhof (u.a. für das Einsammeln von Fundstücken während der Aufgrabung außen an der Nordseite des Langhauses) sowie den Mitarbeitern der beteiligten Baufirmen und der Gärtnerei Althaus.



# Die „häretischen und verbotenen Bücher“ der Universitätsbibliothek Freiburg

Eine Untersuchung anhand des *Catalogus Librorum Omnium  
ad Bibliothecam Universitatis pertinentium*

Von  
MERET WÜTHRICH

Gegenstand dieses Aufsatzes ist der *Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium*,<sup>1</sup> ein um ca. 1610 angelegtes Verzeichnis über den Buchbestand der allgemeinen Bibliothek<sup>2</sup> der Universität Freiburg. Der Katalog – er soll im Folgenden kurz *CL* genannt werden – schließt auf fol. 14r bis 64r einer Papierhandschrift an ein Stipendiatenverzeichnis der Stiftung des *R[everendus] D[omi]n[us] Ioannis Zim[er]man's alias Neuburgeri*<sup>3</sup> an. Der *CL*, auf dessen Systematik später noch genauer eingegangen werden soll, führt unter der Rubrik *Libri Haeretici et Prohibiti*<sup>4</sup> und *Supplementum Haeticorum et Librorum Prohibitorum*<sup>5</sup> reformatorische und häretische Schriften auf (Abb. 1 und 2).

Der *CL* ist zwar, seit er in den Veröffentlichungen von Josef Rest und Dieter Speck Erwähnung gefunden hat,<sup>6</sup> der Wissenschaft bekannt und zugänglich, doch ausführlicher erforscht wurde er erst 2016 durch Franziska Schaudeck. Sie beschäftigte sich in einem Aufsatz über die Universitätsbibliothek Freiburg im 17. Jahrhundert mit der Datierung, der Entstehung und der Struktur des *CL*.<sup>7</sup> Während ihre Untersuchungen den *Catalogus* als Ganzes zum Gegenstand hatten, soll sich die vorliegende Arbeit auf den oben genannten Corpus der „häretischen und verbotenen“ Schriften konzentrieren. Zwar waren die Freiburger Universitätsbibliothek und ihr Buchbestand bereits vermehrt Gegenstand der Forschung, diese konzentriert sich jedoch in erster Linie auf die ersten Jahre der Universität und das 16. Jahrhundert<sup>8</sup> oder auf die Zeit nach

---

<sup>1</sup> Universitätsarchiv der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (UAF), A 105/11735: Stipendiatenverzeichnis [der Stiftung Johann Jakob Neuburger] 1582 bis 1606 und Bücherkatalog [*Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium*].

<sup>2</sup> FRANZISKA SCHAUDECK: Die Universitätsbibliothek der Freiburger ›Albertina‹ zu Beginn des 17. Jahrhunderts: Der *Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium*, in: Freiburger Universitätsblätter 212 (2016), S. 49-62, hier S. 49.

<sup>3</sup> UAF, A 105/11735, Titelblatt.

<sup>4</sup> UAF, A 105/11735, fol. 61r.

<sup>5</sup> UAF, A 105/11735, fol. 63r.

<sup>6</sup> JOSEF REST: Die Erasmusdrucke der Freiburger Universitätsbibliothek, in: Erasmus und der deutsche Humanistenkreis am Oberrhein, hg. von GERHARD RITTER ((Freiburger Universitätsreden 23), Freiburg 1937, S. 43-85, hier S. 69-71; DIETER SPECK: Freiburg – eine (vorder-)österreichische Universität, in: Vorderösterreich – nur die Schwanzfeder des Kaiseradlers? Die Habsburger im deutschen Südwesten, hg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Stuttgart 1999, S. 237-251, hier S. 251.

<sup>7</sup> SCHAUDECK (wie Anm. 2).

<sup>8</sup> Vgl. FRANZISKA SCHAUDECK: Die Geschichte des Buchbestandes der jungen Freiburger Universität (1460-1500), in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF 120 (2011), S. 285-353; JOSEF REST: Die älteste Geschichte der Freiburger Universitätsbibliothek, in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 39 (1922), S. 7-25.

der Aufhebung des Jesuitenkollegiums.<sup>9</sup> Auch zu humanistischen Schriften an der Universität Freiburg, allen voran den Schriften des Erasmus von Rotterdam, gibt es bereits Untersuchungen.<sup>10</sup> Der Bestand reformatorischer Schriften bleibt dabei weitestgehend außen vor. Winfried Hagenmaier analysiert in seiner Dissertation<sup>11</sup> von 1968 das Verhältnis der Universität Freiburg und einige ihrer Professoren und Studenten zur Reformation und der reformatorischen Lehre und erwähnt dabei ebenso den Besitz solcher Schriften durch einige Professoren.<sup>12</sup> Auch Heinrich Schreiber, Karl-Heinz Braun und Horst Buszello u.a. widmeten sich in ihren Arbeiten der Universität Freiburg im reformatorischen Kontext, den Maßnahmen seitens des Rats und Universität, den Bücherverboten- und Visitationen sowie den Sanktionen gegen Verfechter der neuen Lehre.<sup>13</sup> Aus keiner der Studien lässt sich jedoch ein Überblick über einen Bestand an reformatorischem Schriftgut an der Universität gewinnen bzw. auf solch einen schließen.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, dieses Desiderat zu schließen, und den Bestand der „häretischen und verbotenen“ Schriften zu erfassen und für weitere Forschungen zugänglich zu machen. Dazu wurde eine Umschrift des besagten Buchbestandes angefertigt, anhand derer die aufgeführten Drucke und Autoren identifiziert und – sofern vorhanden – den sich noch immer in der Universitätsbibliothek Freiburg befindlichen Schriften zugeordnet werden. Ausgewählte Autoren und Schriften werden diskutiert und Aspekte der Universitätsgeschichte hervorgehoben, um eine Grundlage für weiterführende Untersuchungen zur Herkunft der Drucke und zur Universitäts- und Bibliotheksgeschichte hinsichtlich der Reformation zu schaffen.

---

<sup>9</sup> Vgl. ELMAR MITTLER: Die Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. 1795-1823. Personal, Verwaltung, Übernahme der säkularisierten Bibliotheken (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 35), Freiburg/München 1971; INGO TOUSSAINT: Die Universitätsbibliothek Freiburg im Dritten Reich, 2., verbesserte und erweiterte Auflage, München u.a. 1984; PETER SCHMIDT: Die Universität Freiburg i. Br. und ihre Bibliothek in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Schriften der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau 12), Freiburg 1987.

<sup>10</sup> Vgl. dazu: REST (wie Anm. 8); Dichter und Denker in Freiburg. Portraits vom Mittelalter bis zu Moderne, Katalog zur Ausstellung im Wintersemester 2006/2007 von ACHIM AURNHAMMER und HANS-JOCHEN SCHIEWER, Heidelberg 2006, S. 25-43.

<sup>11</sup> WINFRIED HAGENMAIER: Das Verhältnis der Universität Freiburg i. Br. zur Reformation. Untersuchungen über das Verhalten der Universität und die Einstellung einzelner Professoren und Studenten gegenüber der reformatorischen Bewegung in den Jahren 1517-1530, Diss., Freiburg 1968.

<sup>12</sup> Ebd., S. 151.

<sup>13</sup> Vgl. KARL-HEINZ BRAUN: Zur Geschichte der Theologischen Fakultät von 1460 bis 1620, in: 550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Bd. 2: Von der hohen Schule zur Universität der Neuzeit, hg. von HERIBERT SMOLINSKY und DIETER MERTENS, Freiburg/München 2007, S. 92-120; HORST BUSZELLO/DIETER MERTENS/TOM SCOTT: „Lutherey, Ketzerey, Uffrur“ Die Stadt zwischen Reformation, Bauernkrieg und katholischer Reform, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, 2., ergänzte Auflage, Stuttgart 2001, S. 13-68; HEINRICH SCHREIBER: Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau, Teil 2: Von der Kirchenreformation bis zur Aufhebung der Jesuiten, Freiburg 1859.

## Der *Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium*

Wie bereits erwähnt, wurde der *CL* im Anschluss an das von Jodocus Lorichius begonnene Stipendiatenverzeichnis der Stiftung Neuburger auf fol. 14r bis 64r einer relativ umfangreichen Papierhandschrift notiert.<sup>14</sup> Äußerliche Hinweise auf den Bücherkatalog gibt es keine, auf dem Rücken des gut erhaltenen Einbandes ist lediglich ein Kurztitel des Stipendiatenverzeichnisses notiert: *Catalogus stipendiatorum. D[omi]n[us] Ioa[n]nis Neuburgeri*.<sup>15</sup> Der Holzeinband des Codex ist mit Leder eingebunden und auf Vorder- und Rückseite mit dem gleichen Stempelmuster verziert. Der Codex ist nur zu ungefähr einem Drittel beschrieben, die restlichen Seiten sind leer geblieben. Auch zwischendurch finden sich vereinzelt Leerseiten, auf denen teilweise ein Wasserzeichen sichtbar ist.<sup>16</sup> Der Spiegel ist mit einem alten und einem neuen Archivstempel versehen und weist ansonsten keine Eintragungen oder großen Gebrauchsspuren auf.<sup>17</sup> Zunächst ist der vollständige Titel des Stipendiatenverzeichnisses zu lesen: *Catalogus stipendiatorum. R[everendus]D[omi]n[us]. Ioannis Zim[er]man's alias Neuburgeri. Renovatus; labore no[n] parvo. A[b] Jod[oco] Lorichio, The[ologus] e[t] p[ro]fessore; cum esset huic Fundatoris Executor. An[n]o d[omi]ni 1580*.<sup>18</sup> Es folgt das Stipendiatenverzeichnis, dessen erster Eintrag mit dem Jahr 1528 beginnt und 1606 endet.<sup>19</sup> Auf das Stipendiatenverzeichnis folgen fünf leere Blätter, bis der Bücherkatalog mit dem Titel *Catalogus Librorum omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentiu[m]* anfängt.<sup>20</sup> Nach weiteren drei Leerseiten beginnen die Eintragungen der ersten Klasse.<sup>21</sup> Der gesamte Katalog verzeichnet über 600 Schriften und Drucke; die älteste datierte Eintragung stammt aus dem Jahr 1469 und die jüngste von 1600.<sup>22</sup> Der Katalog wurde in einer Schrift verfasst, die Franziska Schaudeck als „humanistisch-deutsche Kursive“ bezeichnete und zeitlich in die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert einordnete.<sup>23</sup> Die Handschrift ist nicht identisch mit jener des Stipendiatenverzeichnisses und scheint durch den gesamten Katalog hindurch die gleiche zu bleiben, auch wenn sie an manchen Stellen leicht verändert wirkt. Laut Schaudeck ist diese Veränderung im Schreibduktus lediglich auf einen Wechsel der Schreibfeder zurückzuführen.<sup>24</sup> Auf den Verfasser gibt es keine Hinweise, weshalb dessen Name unbekannt bleibt.

Der Buchbestand ist in sieben Kategorien gegliedert, welche wiederum durch thematische Überschriften unterteilt werden. Zudem wurden sowohl Ober- als auch Unterabteilungen häufig durch *Supplementa* ergänzt, in welchen vermutlich später dazugekommene Drucke verzeichnet wurden.<sup>25</sup> Die Einteilung des Bücherverzeichnisses beginnt, der für mittelalterliche und

---

<sup>14</sup> SCHAUDECK (wie Anm. 2), S. 50.

<sup>15</sup> UAF, A 105/11735.

<sup>16</sup> Eine Auswahl an Seiten auf denen das Wasserzeichen sichtbar ist: UAF, A 105/11735, fol. 31, 36, 51 und 54. Im Rahmen dieser Untersuchung wurde auf die Identifizierung des Wasserzeichens identifiziert.

<sup>17</sup> Ebd., alter Archivstempel „Archiv der Universität Freiburg i.B. Fundatio Neuburgi 6,2“ bzw. neuer Archivstempel „Universitätsarchiv A 105/11735 Freiburg“.

<sup>18</sup> Ebd., fol. 1r.

<sup>19</sup> Ebd., fol. 2r bis 11r.

<sup>20</sup> Ebd., fol. 14r.

<sup>21</sup> Ebd., fol. 16r, *Classis I. Biblia, Concilia, Patres*.

<sup>22</sup> Ebd., fol. 14r bis 64r. Angaben übernommen aus: SCHAUDECK (wie Anm. 2), S. 51.

<sup>23</sup> SCHAUDECK (wie Anm. 2), S. 51.

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Für eine genauere Beschreibung der Struktur und des Aufbaus des *CL* siehe ebd., S. 52-54.

Libri Haeretici et Prohibiti.

Oecolompadij Sermo de Laudando in Maria Deo.  
Bas. 1521. in 4. f. 23.

Sermo de gaudio resurrectionis, et in  
Ma. Verba Domini meus, et Deus meus.  
ad alio de Serto Eudphica Bas. 1521.  
in 4. f. 23.

Paradoxon, quod nō sit onerosa gressio  
Bas. 1521. in 4. f. 23.

Joel, et Malachij cum Coment. Stabi David Krimka  
ab Medicina Spiritualis; Opera munster;  
Bas. in 8. 1520. n. 42.

Julius, Dialogus, quomodo Jul. n. J. post mortem coel  
fuit. palrando a d. Petri in hominibus ne  
quiverit... J. 46. in 8.

Hutterij, Uellic; ad Principes germanos, ut bellū Turci;  
in ferant Exhortatio. J. 46. in 8.

conquæptis ad Carol. Imperat. adversus  
intentatā sibi a Romanis vim et ini-  
uriā J. 46. in 8.

alia ad Principes, ac Viros germanos  
de eadem conquæptis et ad Albert. Brand.  
et Anderec. Saxonia Duce, aliæq; ad  
alios Eplos R. 46. in 8.

Lutheri . . . Ep̃la ad Henricū 8. in qua Venia petit  
eoni, quæ prius, Galter, ac præcep̃s in  
eundē Regem effuderit. cui Respondet  
Henricij, et Epithalamia Martinij Lutheri  
Joa. Hapsi, Urbanij Regij. Carmina. in  
D. 45.

Abb. 1 Beginn der Auflistung der Libri Haeretici et Prohibiti im Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium (UAF, A 105/11735, fol. 61r).

frühneuzeitliche Bücherkataloge typischen „absteigenden Hierarchie“<sup>26</sup> folgend, mit *Classis I: Sacrae: Biblia, Concilia, Patres*,<sup>27</sup> den Schriften der Bibel und der Kirchenväter. Die *Libri Haeretici et Prohibiti*<sup>28</sup> bilden zusammen mit den *Manuscripta Iuridica*<sup>29</sup> und den *Manuscripta Iuridica Incertorum Authorum*<sup>30</sup> den Abschluss des Katalogs.<sup>31</sup>

Im Corpus der *Libri Haeretici et Prohibiti* und des *Supplementum Haereticorum et Librorum Prohibitorum* sind insgesamt 23 Drucke verzeichnet.<sup>32</sup> Die nicht alphabetisch geordneten Eintragungen erfolgten zweiseitig – wobei die mit Bleistift gezeichneten Unterteilungen teilweise noch sichtbar sind – und beginnen linksbündig, in den meisten Fällen mit dem Verfassernamen. Nach der Autorennennung folgt der Titel. In zwei Ausnahmen beginnt der Eintrag nicht mit dem Autor, sondern direkt mit dem Buchtitel.<sup>33</sup> Beide Angaben wurden häufig verkürzt wiedergegeben, was vor allem bei der Identifizierung der Titel und ihrem Abgleich mit dem „Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts“ (VD16) teilweise zu Schwierigkeiten führte.<sup>34</sup> Diese wurden dadurch verstärkt, dass die Titel wohl nach Ermessen des Verfassers gesetzt wurden und die meisten daher im Wortlaut nicht mit dem zugeordneten Titel im VD16 oder im Bibliothekskatalog übereinstimmen. Bei mehreren Eintragungen des gleichen Autors wird dieser nur einmalig genannt. Anhand einer horizontalen Linie wird gekennzeichnet, dass es sich bei den darunterliegenden Eintragungen um den gleichen Verfasser handelt. Einige Eintragungen enthalten zusätzlich die Angaben zum Druckort und Erscheinungsjahr sowie eine Nennung der intern vergebenen Signatur und Formatangaben.

In der folgenden Tabelle werden die Einträge unter der Sparte *Libri Haeretici et Prohibiti* und im *Supplementum Haereticorum et Librorum Prohibitorum* als vollständige Transkription wiedergegeben:<sup>35</sup>

#### *Libri Haeretici et Prohibiti*

<i>Oecolompadii</i>	<i>Sermo de laudando in Maria Deo.</i> <i>Bas[ileae] 1521 in 4 Tr. 23.</i> <sup>36</sup>
---------------------	---

<sup>26</sup> Ebd., S. 52.

<sup>27</sup> UAF, A 105/11735, fol. 16r.

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> Ebd., fol. 62r.

<sup>30</sup> Ebd., fol. 62v.

<sup>31</sup> Für eine detaillierte Einteilung in Ober- und Unterabteilungen siehe SCHAUDECK (wie Anm. 2), S. 54f.

<sup>32</sup> UAF, A 105/11735, fol. 61r + v; fol. 63r.

<sup>33</sup> Siehe UAF, A 105/11735 fol. 61r: *Joel et Malachi[us] cum com[m]ent[ario] Rabi David Krimhi ite[m] Medicina Spirituali[s] opera munster[us]; Juliu[s] Dialogu[s] quomodo Jul[ius] n.P. post mortem coel[is] fores pulsando a[b] d[omine] Petro in tromitti requiverit P 46 in 8.*

<sup>34</sup> Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts, hg. von der Bayerischen Staatsbibliothek in München, Band 1-25, Stuttgart 1983-2000, online verfügbar unter: [www.vd16.de](http://www.vd16.de) (21.08.2018).

<sup>35</sup> Erstellt nach: UAF, A 105/11735, fol. 61r + v und 63r.

<sup>36</sup> Vgl. VD16, O 363; Universitätsbibliothek Freiburg (UBF), O 9063.

[Oecolompadii]	<i>Sermo de gaudio resurrect[i]o[n]i[s], et in Ma[ri]ae verba d[omi]n[u]s meus, et deus meus cu[m] alio de S[acram]ento Euch[ari]stiae Bas[ilea] 1521 in 4 Tr 23.<sup>37</sup></i>
[Oecolompadii]	<i>Paradoxon, quod n[on] sit onerosa confessio Bas[ilea] 1521 in 4 Tr. 23.<sup>38</sup></i>
Joel, et	<i>Malachi[as] cum com[m]ent[ario] Rabi David Krimhite[m] Medicina Spirituali[s] opera munster[us] Bas[ilea] in 8. 1530. n. 42.<sup>39</sup></i>
Juliu[s]	<i>Dialogu[s], quomodo Jul[ius] n. P. post mortem coel[is] fore[s] pulsando a[b] d[omine] Petro in tromitti requiverit. P. 46. in 8.</i>
Hutteni Ulrici	<i>ad Principe germanos, ut bellu[m] Turci[s] inferant Exhorta[t]o[ria] P. 46. In 8.<sup>40</sup></i>
[Hutteni Ulrici]	<i>Conquaestio ad Carol[um] Imperat[orem] advers[us] intentata[m] sibi a[b] Romanisti[s] vim et iniuriam P. 46. in 8.<sup>41</sup></i>
[Hutteni Ulrici]	<i>alia ad Principe ac Vios germaniae de eade[m] re conquaestio et ad Albert[um] Brand[um] et Frideric[um] Saxoniae duce[m], aliae[que] ad alios Ep[isto]lae P. 46 in 8.<sup>42</sup></i>
Lutheri	<i>Ep[istu]la ad Henricu[s] 8 in qua Venia[m] petit eoru[m] quae prim[um] Stultu[s] a[c] praeceps in eunde[m] Regem effuderit. cu[m] Responsae Henrici, et Epithalamia Martini Lutheri Joa[n]nes Hessi, Urbani Regii Carmina. In P. 45.<sup>43</sup></i>

<sup>37</sup> Vgl. VD16, O 330; UBF, O 4453,a.

<sup>38</sup> Vgl. VD16, O 391; UBF, N 7213.

<sup>39</sup> Vgl. VD16, B 3858; UBF, L 4796.

<sup>40</sup> Vgl. VD16, H 6267.

<sup>41</sup> Vgl. VD16, H 6236; UBF, D 8613,t.

<sup>42</sup> Vgl. ebd.

<sup>43</sup> Vgl. VD16, H 6267.

<i>Bullingeru[s]</i>	<i>Henr[icus] in Evangeliu[m] Matthiaei libri 12 fol. Tiguri 1542. n. 3. in fol.</i> <sup>44</sup>
[ <i>Bullingerus</i> ]	<i>in Joa[nnes] Libri 10. ib[idem] 1543. n. 3 cu[m] praefa[cti]o[n]e de vera ho[m]i[nis] ch[ri]stiani[s] Justificatione, et iusta bonoru[m] operu[m] ratione in fol. n. 3.</i> <sup>45</sup>
<i>Calvinu[s]</i>	<i>in Ep[istu]la ad galat[os] usq[ue] ad hebraeos incl[usive] fol. in lingua hollandica. n. 1. 7.</i>
[ <i>Calvinus</i> ]	<i>1[um] et 2[um] liber [der] Christ[lichen] unterweisung in lingua hollandica 1560 in 4<sup>o</sup> n. 3. 9.</i> <sup>46</sup>
[ <i>Calvinus</i> ]	<i>3[um] et 4[um] liber Christ[lichen] unterweisung in lingua hollandica 1560. in 4. 9. n.</i> <sup>47</sup>
[ <i>Calvinus</i> ]	<i>Defensio Sanae et orthodoxae doctrinae de servitute at libera[ti]o[n]e hu[m]a[n]i arbitrii adversu[s] Albertu[m] Pighiu[m] in 4 genev[ae] 1543. n.5.</i>
[ <i>Calvinus</i> ]	<i>Vivere apud Deu[m] christu[m], n[on] dormire animi[s] Sancto[s], qui in fide ch[ri]sti decedunt. assertio in 8 Argent[orato] 1542. Tr. 25.</i> <sup>48</sup>
<i>Bugenhagii</i>	<i>Joa[nnes] in 4. priora capita Matthaei in 4. Wittenb[erg] 1563. Tr. 25.</i>
<i>Bullingeri</i>	<i>Henr[ici] Responsio ad Joa[nnes] Cochlaei de Canonicae scripturae, et Catholicae E[cc]l[es]iae auctoritate libellu[m] 1544. tiguri in 4. n 5.</i> <sup>49</sup>

<sup>44</sup> Vgl. VD16, B 4889; UBF, L 5687.

<sup>45</sup> Vgl. VD16, B 4929; UBF, L 5687.

<sup>46</sup> Vgl. VD16, ZV 2815; UBF, N 239,ge.

<sup>47</sup> Vgl. ebd.

<sup>48</sup> Vgl. VD16, C 325; UBF, L 6716.

<sup>49</sup> Vgl. VD16, B 9569; UBF, N 2542,m.

<i>Cruciger</i>	<i>Casp[arus] in Ep[istu]la[m] Pauli ad Timotheu[m] priore[m] cum expos[iti]o[n]e in Ep[istu]la[m] pauli ad Titu[s] Authore Jodoco Willichio in 8. 1542. Argent[oratum] Tr. 25.<sup>50</sup></i>
<i>Lutheri</i>	<i>Martin En[n]arra[ti]o[n]e seu Postillee Maiore in fol. Bas[ilea] 1546 cu[m] apologia graecau[m] de Igne purgatorio in Conc[ilio] Basilearhi oblata, [per] Hartungu[m] versa. z.i.<sup>51</sup></i>
<i>Sleidani</i>	<i>Joa[nnes] de statu Relig[i]o[n]i[s], et Reipublicae Carolo 5. Caesare, Com[m]entarii 1555. in fol. libri 29. Argetorati. n. 2.<sup>52</sup></i>

*Supplementu[m] Haereticorum [et] Libroru[m] Prohibitoru[m]*

<i>Biblia</i>	<i>hebraica in fol. Bas[ilea] 1534. cu[m] textu latino [per] Sebast[ian] Munsteru[m] cu[m] an[n]ot[ationibus] e[x] Rabbirorum com[m]entarii Tom[us] 1 n. 10. C.<sup>53</sup></i>
	<i>Index [per] Pellicanu[m] Tiguri 1537. klein Fol. C. 20.<sup>54</sup></i>

Tabelle 1 Transkription *Libri Haeretici et Prohibiti* und *Supplementum Haereticorum et Librorum Prohibitorum*.

## Die „häretischen und verbotenen“ Bücher und ihre Autoren

Die Identifikation der im *CL* verzeichneten Drucke und ihre Zuordnung zu den im VD16 erfassten Ausgaben erfolgt anhand verschiedener Kriterien: Autor und Titel, Druckort und Erscheinungsjahr sowie Formatangabe. Die Druckerei, in der eine Ausgabe erschienen ist, lässt sich nur anhand der Einträge im Katalog der Universitätsbibliothek Freiburg<sup>55</sup> oder im VD16 bestimmen, da der Katalogisator des *CL* stets nur die Stadt vermerkt hat, nicht aber die Druckerei selbst. Überhaupt sind seine Einträge, wie an anderer Stelle bereits erwähnt, teilweise unregelmäßig und unvollständig was die Identifikation und Zuordnung erschwert. Dennoch können bis auf vier Ausnahmen alle Drucke des *CL* anhand der oben genannten Kriterien einem Eintrag im

<sup>50</sup> Vgl. VD16, C 5852; UBF, 6771,b.

<sup>51</sup> Vgl. VD16, L 5666; UBF, O 4403,d.

<sup>52</sup> Vgl. VD16, S 6668 bzw. S 6669; UBF, H 1359,ab, H 1359,ac-1, H 1359,ac-2, H 1359,a und H 1359,aa.

<sup>53</sup> Vgl. VD16, B 2881.

<sup>54</sup> Vgl. VD16, B 2607; UBF, L 7781.

<sup>55</sup> Online Katalog über den Bestand der Freiburger Bibliotheken, [www.katalog.ub.uni-freiburg.de/opac/](http://www.katalog.ub.uni-freiburg.de/opac/) (21.03.2018).

VD16 zugeordnet werden. 18 der insgesamt 23 Titel können außerdem Drucken zugeordnet werden, die sich noch immer im Bestand der Universitätsbibliothek Freiburg befinden. Die ungeklärten Fälle sollen im Folgenden kurz diskutiert werden.

Der ohne namentliche Nennung des Autors aufgeführte Druck *Julius Dialogus, quomodo Julius n.P. post mortem coelis fores pulsando a domine Petro in tromitti requiverit*<sup>56</sup> ist weder im VD16 noch im Katalog der Universitätsbibliothek Freiburg nachzuweisen. Diese Satire erschien stets anonym, erstmals 1517 in Löwen bei Dirk Martens und in der Folge auch in anderen Offizinen. Heute wird sie Erasmus von Rotterdam zugeordnet, der seine Autorschaft aber zeitlebens abstritt.<sup>57</sup> Da im *CL* Druckort und -jahr fehlen, ist nicht feststellbar, um welche Ausgabe es sich hierbei handelt.

Die *ad Principe germanos, ut bellum Turcis in fenant Exhortatoria*<sup>58</sup> des Ulrich von Hutten sind im *CL* ohne Druckort und -jahr verzeichnet, weshalb die Identifikation im VD16 lediglich anhand des Autors, des Titels und der Formatangabe erfolgen kann.<sup>59</sup> Eine eindeutige Zuordnung ist jedoch nicht möglich, da die Formatangaben nicht übereinstimmen und sich die Ausgabe laut VD16 nicht im Bestand der Universitätsbibliothek Freiburg befindet.<sup>60</sup> Folglich handelt es sich bei dem im *CL* verzeichneten Druck vermutlich um eine andere Ausgabe, die nicht ermittelt werden kann.

Der Brief Martin Luthers an den englischen König Heinrich VIII – *Epistula ad Henricus 8 in qua Veniam potit eorum quae primum Stultus an praeceps in eundem Regem effuderit. cum Responsoe Henrici, et Epithalamia Martini Lutheri Joannes Hessi, Urbani Regii Carmina*<sup>61</sup> – befindet sich laut Katalog noch in der Universitätsbibliothek Freiburg.<sup>62</sup> Ob es sich tatsächlich um die im *CL* aufgeführte Ausgabe handelt, kann nicht verifiziert werden, da im *CL* weder Druckort und -jahr noch Format vermerkt sind.

Das in holländischer Sprache gedruckte Werk Calvins *in Epistulam ad galatos usque ad hebraeos inclusive fol. in lingua hollandica*<sup>63</sup> kann weder einer Ausgabe im VD16 noch einem Exemplar im Bibliothekskatalog zugeordnet werden. Angaben zu Druckort und -jahr oder zum Format fehlen im *CL*. Erschwerend kommt hinzu, dass der Titel stark verkürzt zu sein scheint und nicht auf Holländisch verzeichnet wurde. Wie am Beispiel der darauffolgenden Einträge im *CL* sichtbar, war der Druck selbst vermutlich mit einem holländischen Titel versehen und hat in anderen Verzeichnissen auch unter diesem Eingang gefunden. Eine Identifikation der im *CL* verzeichneten Ausgabe kann im Rahmen dieser Studie nicht erfolgen.

Ebenfalls im VD16 nicht verzeichnet, oder zumindest anhand der zur Verfügung stehenden Angaben nicht auffindbar, ist Calvins *Defensio Sanae et orthodoxae doctrinae de servitute at liberatione humani arbitrii adversus Albertum Pighium*,<sup>64</sup> gedruckt 1543 in Genf. Vermutlich ist der Druckort der Grund, warum die Ausgabe nicht im VD16, der sich auf die im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke beschränkt, aufgeführt ist. In der Universitätsbibliothek ist die Ausgabe laut Katalog vorhanden.

---

<sup>56</sup> UAF, A 105/11735, fol. 61r.

<sup>57</sup> Erasmus von Rotterdam. *Ausgewählte Schriften*, Bd. 5, hg. von WERNER WELZIG, Darmstadt 1968, S. X.

<sup>58</sup> UAF, A 105/11735, fol. 61r.

<sup>59</sup> VD16, H 6267.

<sup>60</sup> Ebd.

<sup>61</sup> UAF, A 105/11735, fol. 61r.

<sup>62</sup> UBF, N 6387,b.

<sup>63</sup> UAF, A 105/11735, fol. 61v.

<sup>64</sup> Ebd.

*In 4 priora capita Matthaei*<sup>65</sup> des Johannes Bugenhagen ist trotz Angabe von Druckort und Erscheinungsjahr sowie Format keiner Ausgabe im VD16 zuzuordnen. Ebenso ist er im Bibliothekskatalog der Universität Freiburg unter den zur Verfügung stehenden Angaben nicht nachweisbar und bleibt im Rahmen dieser Untersuchung unbestimmt.

Die im *Supplementum*<sup>66</sup> aufgeführte *Biblia hebraica* des Sebastian Münster ist mit einiger Sicherheit der im VD16 verzeichneten *Hebraica Biblia Latina Planeque nova Sebast. Munsteri tralatione* [...] zuzuordnen. Bei dieser zweisprachigen und kommentierten Übersetzung der hebräischen Bibel handelt es sich um eines der beiden Hauptwerke des bedeutenden Humanisten.<sup>67</sup> Im Bibliothekskatalog fehlt die Ausgabe jedoch.

Bei der Betrachtung der Autoren fällt auf, dass es sich bei den meisten von ihnen um bekannte Reformatoren oder Verfechter der neuen Lehre im deutschsprachigen Sprach- und Kulturraum handelt. Nicht alle Verfasser lassen sich jedoch in diese Reihe einordnen. Sebastian Münster<sup>68</sup> stand zwar der Reformation nahe, äußerte sich aber nur zurückhaltend zu Konfessionsfragen und schloss sich nicht der reformatorischen Bewegung an. Von seinen Zeitgenossen wurde er in erster Linie als Hebraist und Kosmograph wahrgenommen. Bis zur Mitte der 1530er-Jahre veröffentlichte er vor allem Schriften zur Hebraistik sowie Neuauflagen und Korrekturen von älteren Schriften und widmete sich nach seiner Niederlassung in Basel 1529 geographischen, kosmographischen und astronomischen Arbeiten. Besondere Bekanntheit erlangen seine *Cosmographia universalis* und die bereits genannte *Hebraica Biblia*, welche europaweit Anerkennung bei den humanistischen Theologen fand.<sup>69</sup> Dass auch der Katalogisator des CL Sebastian Münster nicht lediglich als Reformator oder Häretiker, sondern als bedeutenden Theologen betrachtet hat, zeigt der Umstand, dass die *Hebraica Biblia*<sup>70</sup> nicht nur im *Supplementum Haereticorum et Librorum prohibitorum*<sup>71</sup> aufgeführt ist, sondern außerdem in *Classis I: Sacrae: Biblia, Concilia, Patres*.<sup>72</sup> In gleicher Weise verhält es sich bei dem ebenfalls im *Supplementum* aufgeführten *Index per Pellicanum*,<sup>73</sup> der sich ebenfalls in *Classis I.* wiederfindet.<sup>74</sup> Genauso ist Ulrich von Hutten nicht zu den Reformatoren zu zählen. Zwar kämpfte er in seinen Schriften gegen das Papsttum als weltliche Macht, seine Anliegen waren jedoch eher reichspolitischer als religiöser Natur.<sup>75</sup>

---

<sup>65</sup> Ebd.

<sup>66</sup> UAF, A 105/11735, fol. 63r.

<sup>67</sup> Vgl. dazu: ROMY GÜNTART: Münster, Sebastian, in: Verfasserlexikon – Frühe Neuzeit in Deutschland 1520-1620, Bd. 4: Krüginger, Johannes - Osse, Melchior von, hg. von WILHELM KÜHLMANN u.a., Berlin/Boston 2012, S. 491-503, hier S. 495f.

<sup>68</sup> UAF, A 105/11735, fol. 61r, *Joel et Malachi[us] cum com[m]ent[ario] Rabi David Krimhi ite[m] Medicina Spirituali[s] opera munster[us]*; fol. 63r, *Biblia hebraice cu[m] textu latio [per] Sebast[ian] Munsteru[s] cu[m] an[n]ot e[x] Rabbirorum com[m]entarii Tom[us]*.

<sup>69</sup> GÜNTART (wie Anm. 67), S. 496f.

<sup>70</sup> UAF, A 105/11735, fol. 63r.

<sup>71</sup> Ebd.

<sup>72</sup> Ebd., fol. 16r.

<sup>73</sup> Ebd., fol. 63r.

<sup>74</sup> Ebd., fol. 16r.

<sup>75</sup> HERBERT JAUMANN: Hutten, Ulrich von, in: Verfasserlexikon – Deutscher Humanismus 1480-1520, Bd. 1: A-K, hg. von FRANZ JOSEF WORSTBROCK, Berlin/New York (2008), S. 1185-1237.

Besonders auffällig sind die drei holländischen Drucke Calvins, die zusammen mit Sebastian Münsters zweisprachigen *Hebraica Biblia* die einzigen nicht in Latein gehaltenen Drucke des *CL* stellen. Der Genfer Reformator publizierte zwar die meisten seiner Schriften auf Französisch, dass aber bereits im 16. Jahrhundert holländische Übersetzungen existieren, ist wenig erstaunlich, denn seine reformatorische Lehre gewann gleichermaßen in der Niederlande an Bedeutung.<sup>76</sup> Diese Ausgaben stehen auch aufgrund ihres Druckortes heraus: Während die Schriften der anderen Autoren mit wenigen Ausnahmen Druckereien in Basel, Zürich und Straßburg entstammen, wurden diese in Emden (Ostfriesland) und Calvins *Defensio Sanae et orthodoxae doctrinae de servitute et liberatione humani arbitrii* [...] in Genf gedruckt.<sup>77</sup> Die Calvin Schriften zeigen außerdem, dass die Universität Freiburg, die sich aufgrund ihres Festhaltens am katholischen Glauben nicht für eine reformatorische Lehre aussprechen musste und durfte, Schriften von Vertretern verschiedener Richtungen in ihre Bibliothek aufnahm, und es lässt sich, zumindest anhand des Buchbefundes, keine etwaige (geheime) Präferenz beobachten. Vertreten sind Schriften sowohl der lutherischen Lehre, welche für die Reformation im Herzogtum Württemberg 1534 prägend war, als auch der calvinistischen Lehre, welche für die Reformation in der Kurpfalz 1544 von Bedeutung war.<sup>78</sup> Mit Heinrich Bullingers Schriften rücken sogar die Ansichten des Schweizer Theologen Huldrych Zwingli ins Blickfeld.<sup>79</sup>

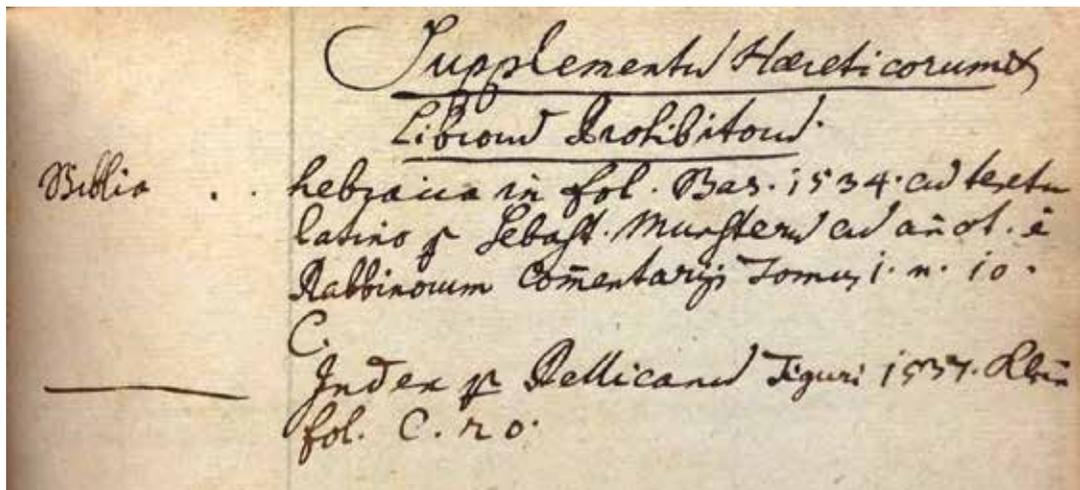


Abb. 2 Der Eintrag zum *Supplementum Haeticorum et Librorum Prohibitorum* im *Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium* (UAF, A 105/11735, fol. 63r).

<sup>76</sup> ERNST KOCH/ULRICH PFISTER: „Calvinismus“, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 2: Beobachtung-Dürre, hg. von FRIEDRICH JAEGER, Stuttgart 2005, Sp. 616-624.

<sup>77</sup> VD16, ZV 2815; UBF, N 5817.

<sup>78</sup> Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 7: Baden-Württemberg und Saarland, A-H, hg. von BERNHARD FABIAN u.a., Hildesheim/Zürich/New York 1994, S. 21.

<sup>79</sup> Vgl. dazu PETER OPITZ: Bullinger, Heinrich, in: Verfasserlexikon (wie Anm. 67), Bd. 1: Aal, Johannes - Chytraeus, Nathan, hg. von WILHELM KÜHLMANN u.a., Berlin/Boston 2011, S. 395-403.

## Universitärer und kirchenpolitischer Kontext

Der älteste datierte Druck im *CL* stammt aus dem Jahr 1521.<sup>80</sup> Werden die nur anhand des VD16 datierten Drucke mit einbezogen, kommt man sogar auf das Jahr 1518.<sup>81</sup> Die Entstehung des *Catalogus Librorum* wird von Franziska Schaudeck auf die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts datiert,<sup>82</sup> womit sich eine Zeitspanne von rund 80 Jahren ergibt, in welcher die aufgeführten Drucke an die Universität gelangt sein müssen. Um der Frage nachzugehen, wie und warum die „häretischen und verbotenen Bücher“ ihren Weg an die Universität Freiburg und in den Bibliothekskatalog gefunden haben könnten, sollen im Folgenden Aspekte der Bibliotheksgeschichte, des universitären Kontexts und der Beziehung der Universität oder einzelner ihrer Angehöriger zur Reformation herausgearbeitet werden.

### *Die Bibliotheca Universitatis*<sup>83</sup>

Franziska Schaudeck stellt fest, dass einige Inkunabeln, die sich im späten 16. Jahrhundert bereits im Besitz der Universität befanden und noch heute in der Universitätsbibliothek aufbewahrt werden, im *CL* nicht aufgeführt werden.<sup>84</sup> Daraus schließt sie, dass der *CL* nicht den gesamten Buchbestand der Universität zuzüglich aller Bestände aus den Fakultäten und Bursen verzeichnet, sondern nur den Bestand der um 1505 erstmals als *Bibliotheca Universitatis*<sup>85</sup> bezeichneten allgemeinen Büchersammlung. Für die vorliegende Untersuchung bedeutet dies, dass die *Libri Haeretici et Prohibiti* unter Umständen nicht das gesamte reformatorische Schriftgut, welches sich im späten 16. Jahrhundert an der Universität oder im Besitz von Professoren befand, abbilden, sondern nur jenen Teil, welcher Bestand der *Bibliotheca Universitatis* war. Das Buchinventar dieser allgemeinen Bibliothek war zum einen eng mit dem Bestand der Artistenfakultät verknüpft,<sup>86</sup> zum anderen setzte es sich zu einem großen Teil aus Schenkungen und Nachlässen ehemaliger Professoren und Überführungen von Beständen aus Stiftsbibliotheken zusammen.<sup>87</sup> Einige dieser Schenkungen fallen in den oben genannten Zeitraum, in welchem die „häretischen und verbotenen“ Bücher an die Universität gelangt sein müssen: 1526 vermachte Johann Odernheim, Professor für kanonisches Recht, seine Bücher der Universität, womit dieser eine beachtliche Sammlung an juristischen Schriften zukam. 1554 gelangte die Universität durch ein Vermächtnis des 1529 von Basel nach Freiburg übergesiedelten Theologieprofessors Ludwig Bär in den Besitz einer Sammlung theologischer Bücher. 1575 vermachte Oswald von Schreckenfuchs der Universität aufgrund einer Geldschuld seine wertvollsten Bücher und 1579 tat es ihm der der Reformation nicht ganz abgeneigte Johannes Hartung gleich.<sup>88</sup> Weitere Schenkungen sind überliefert: 1536 vom Artistenprofessor Johannes Cesar und 1561 vom Augsburger Generalvikar Jakob Heinrichmann. Außerdem gelangte 1539 ein Teil der Studienbibliothek des

---

<sup>80</sup> Vgl. UAF, A 105/11735, fol. 61r.

<sup>81</sup> Vgl. VD16, H 6267.

<sup>82</sup> SCHAUDECK (wie Anm. 2), S. 55f.

<sup>83</sup> Ebd., S. 49; WILFRIED SÜHL-STROHMENGER/VERA SACK/ALBERT RAFFELT u.a.: Freiburg (Breisgau) 1: Universitätsbibliothek, in: Handbuch der historischen Buchbestände (wie Anm. 78), S. 98-167, hier S. 99.

<sup>84</sup> SCHAUDECK (wie Anm. 2), S. 56f.

<sup>85</sup> Ebd., S. 49; SÜHL-STROHMENGER u.a. (wie Anm. 83), S. 99.

<sup>86</sup> SCHAUDECK (wie Anm. 2), S. 49.

<sup>87</sup> SCHREIBER (wie Anm. 13), S. 154f.; SÜHL-STROHMENGER u.a. (wie Anm. 83), S. 99.

<sup>88</sup> SCHREIBER (wie Anm. 13), S. 154-156 und 210.

Johannes Brisgoicus in Universitätsbesitz.<sup>89</sup> Es ist wahrscheinlich, dass zumindest einige der im *CL* aufgeführten „häretischen und verbotenen“ Bücher aus solchen Schenkungen stammen.

### Die Universität Freiburg und ihr Verhältnis zur Reformation

Die ersten Äußerungen der Universität Freiburg zur Reformation gingen mit dem Wormser Edikt von 1521 einher. Dieses wurde der Universität zusammen mit der Aufforderung zur Publizierung zugeschickt und – unter Protest diverser Professoren und Studenten – verkündet. Im Gegensatz zur Universität, die das Mandat zwar an ihren Gebäuden und den Türen des Münsters anschlug, aber nicht konsequent umsetzte, ging der Stadtrat entschiedener gegen die neue Lehre vor.<sup>90</sup> Da sie ohne die Gunst der Habsburger ihre Vorrangstellung in den österreichischen Vorlanden verloren hätte, entschied die Stadt, sich gegenüber dem Herrscherhaus loyal zu verhalten und konsequent am katholischen Glauben festzuhalten.<sup>91</sup> Auch die Universität blieb zwar dem Katholizismus treu, beteiligte sich anfänglich jedoch kaum am Kampf gegen die neue Lehre und es war ihr daran gelegen, bei den Anhängern der Reformation in kein allzu schlechtes Licht zu geraten.<sup>92</sup> Es fanden sich in den ersten Jahren sowohl unter den Universitätsangehörigen als auch den Privatgelehrten einige Anhänger der Lehre Luthers oder Personen, die gegenüber der Reformation offen waren. Genannt seien hier Johann Geiler von Kaysersberg, Matthäus Zell, Wolfgang Capito und Thomas Blarer.<sup>93</sup> Sogar Ulrich Zasius konnte sich anfänglich für die Idee der Reformation begeistern.<sup>94</sup> Nachdem Erzherzog Ferdinand die Universität 1524 zur Befolgung des Wormser Edikts ermahnt hatte,<sup>95</sup> gab diese ihre anfängliche Zurückhaltung langsam auf und fand sich bereit, gegen die reformatorische Gesinnung vorzugehen. Dazu gehörte die Einführung von Verboten gegen reformatorische Schriften.<sup>96</sup> Als Erzherzog Ferdinand 1530 eine Zusammenstellung dieser Schriften von der Universität forderte, waren solche bei den Universitätsangehörigen kaum noch aufzutreiben.<sup>97</sup> War es anfänglich der Stadtrat, der mit Anschuldigungen gegen Mitglieder der Alma Mater vorging, begann nun die Universität ihrerseits mit Vorwürfen gegen die Stadt und Universitätsangehörige. 1567 beschloss sie, von allen Angehörigen einen Schwur auf das vom Trienter Konzil aufgestellte Glaubensbekenntnis zu verlangen. Bücherverbote wurden verschärft und Visitationen wurden häufiger. Diese Maßnahmen führten dazu, dass einige Personen Stadt und Universität mehr oder weniger freiwillig verließen.<sup>98</sup> Dass sich trotz dieses schärferen Vorgehens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch immer reformatorisches Schriftgut im Besitz von Gelehrten und Privatpersonen befand und von diesen gelesen und unter Umständen verbreitet wurde, zeigt der Umstand, dass Erzherzog Ferdinand im November 1577 eine „Inquisition und Visitation“ verbotener Bücher in Stadt

---

<sup>89</sup> SÜHL-STROHMENGER u.a. (wie Anm. 83), S. 99.

<sup>90</sup> HAGENMAIER (wie Anm. 11), S. 148f.

<sup>91</sup> BUSZELLO u.a. (wie Anm. 13), S. 36.

<sup>92</sup> HAGENMAIER (wie Anm. 11), S. 151.

<sup>93</sup> DIETER SPECK: Eine Universität für Freiburg. „... zu Erlöschung des verderblichen Fewres menschlicher unvernunft und blintheit...“, Freiburg 2006, S. 45.

<sup>94</sup> Vgl. HAGENMAIER (wie Anm. 11), S. 10; BUSZELLO u.a. (wie Anm. 13), S. 19.

<sup>95</sup> BUSZELLO (wie Anm. 13), S. 54.

<sup>96</sup> HAGENMAIER (wie Anm. 11), S. 28.

<sup>97</sup> Ebd., S. 153; SCHREIBER (wie Anm. 13), S. 17.

<sup>98</sup> BUSZELLO u.a. (wie Anm. 13), S. 56; SCHREIBER (wie Anm. 13), S. 36f.

und Universität durchführen ließ.<sup>99</sup> 1591 war es der Stadtrat, der eine Bücherschau anordnete, bei der Angehörige der Universität Listen einreichen mussten, auf denen sie ihren Bibliotheksbestand zu vermerken hatten.<sup>100</sup> Bei beiden Untersuchungen scheinen die im *CL* aufgeführten Schriften unentdeckt geblieben zu sein, dennoch kann wohl davon ausgegangen werden, dass der reformatorische Buchbestand durch die Eingriffe stark dezimiert wurde.

Vor diesem Hintergrund mehrmaliger Verbote lutherischer und reformatorischer Schriften scheint es wenig verwunderlich, dass diese als „verboten“ und „häretisch“ galten. Wie bereits dargestellt, handelt es sich jedoch nicht bei allen Autoren um Reformatoren oder bekennende Anhänger der neuen Lehre. Warum aber auch diese in der Kategorie der häretischen und verbotenen Bücher auftauchen, könnte ein Blick auf den vom Papst aufgestellten *Index Librorum Prohibitorum* verraten.

### Der *Index Librorum Prohibitorum*<sup>101</sup>

Der erste päpstliche Index verbotener Bücher war der *Index auctores et librorum prohibitorum*, der 1558/59 unter Papst Paulus IV. zusammengestellt wurde.<sup>102</sup> Ziel dieses Index war, die Zensur und das Verbot bereits publizierter Drucke häretischen oder reformatorischen Inhalts sowie Bücher von Häretikern oder Reformatoren. Der Paulinische Index war sehr streng und kompromisslos, weshalb er unter Intellektuellen, Druckern und Buchhändlern auf Ablehnung und Widerstand stieß.<sup>103</sup> Die unter dem Nachfolgepapst Pius IV. in Auftrag gegebene Revision dieser Liste ging im März 1564 unter dem Namen *Index Librorum Prohibitorum, cum Regulis confectis per Patres Tridentina Synodo delectos, auctoritate Sanctiss. D.N. Pii IV. Max. comprobatus*<sup>104</sup> in Venedig in Druck und zeichnete sich durch Milderung und weniger Strenge im Vergleich zum Vorgängerverzeichnis aus. Ein Original exemplar dieses *Index Tridentinus*<sup>105</sup> findet sich auch in der Universitätsbibliothek Freiburg, jedoch erst seit dem Jahr 1992 – wie die Signatur verrät.<sup>106</sup> Es kann folglich nicht ohne weiteres davon ausgegangen werden, dass die Universität bereits zur Entstehungszeit des *CL* im Besitz eines Tridentinischen Index war oder Zugang zu einem solchen hatte.

Wie bereits sein Vorgänger, war ebenso das neue Register von 1564 alphabetisch geordnet, wobei jeder Buchstabe in drei Klassen unterteilt wurde: 1. *Auctores Primae Classis*,<sup>107</sup> Autoren, deren gesamtes Werk verboten ist, 2. *Certorum Auctorum libri prohibiti*,<sup>108</sup> Autoren, von denen

<sup>99</sup> BUSZELLO u.a. (wie Anm. 13), S. 57.

<sup>100</sup> SCHREIBER (wie Anm. 13), S. 38.

<sup>101</sup> Universitätsbibliothek Freiburg, PO 92/12: *Index Librorum Prohibitorum, cum regulis confectis per Patres a Tridentina Synodo delectos, auctoritate Sanctiss. D.N. Pij IIII, Pont. Max. comprobatus. Venetiis, M.D. 1564.*

<sup>102</sup> Vgl. dazu: HUBERT WOLF: *Index. Der Vatikan und die verbotenen Bücher*, München 2006, S. 26; HERMAN H. SCHWEDT: *Der römische Index der verbotenen Bücher*, in: *Historisches Jahrbuch* 107 (1987), S. 296-314, hier S. 301; JYRI HASECKER: *Quellen zur Päpstlichen Pressekontrolle in der Neuzeit (1487-1966) (Römische Inquisition und Indexkongregation 19)*, Paderborn 2017, S. 41.

<sup>103</sup> HASECKER (wie Anm. 102), S. 42-44; WOLF (wie Anm. 102), S. 29.

<sup>104</sup> WOLF (wie Anm. 102), S. 34.

<sup>105</sup> HASECKER (wie Anm. 102), S. 46.

<sup>106</sup> UBF, PO 92/12.

<sup>107</sup> Ebd.

<sup>108</sup> Ebd.

einzelne Bücher verboten sind, und 3. *Auctorum incerti nominis libri prohibiti*,<sup>109</sup> anonym erschienene Werke. In dieser Form bleibt der Tridentinische Index bis 1596, wenige Jahre vor der Entstehung des *CL*, in Kraft. Damit könnte zumindest zeitlich auf eine Relevanz des Tridentinischen Index für die Erstellung der Kategorie *Libri Haeretici et Prohibiti* im *CL* geschlossen werden. Laut Hermann Schwedt ist es hingegen fraglich, wie flächendeckend die Rezeption und somit die Verbindlichkeit des *Index Tridentinus* war. Trotz vielfacher Übernahme dieses Verzeichnisses in Regional- und Provinzialkonzilien müsste für viele Territorien eine, zumindest anfängliche, Nichtrezeption angenommen werden.<sup>110</sup>

Dennoch fällt im Abgleich des *CL* mit dem *Index Tridentinus* auf, dass sich alle unter der Kategorie *Libri Haeretici et Prohibiti* verzeichneten Autoren und Werke in den Listen des Index wiederfinden: Johannes Oekolampad, Ulrich von Hutten, Martin Luther, Heinrich Bullinger, Johannes Calvin, Johannes Bugenhagen, Caspar Cruciger und Johannes Sleidan werden im Tridentinischen Index unter den *Auctores Primae Classis*<sup>111</sup> aufgeführt, also als Autoren, deren gesamtes Werk verboten wurde. Dabei wurden die meisten doppelt verzeichnet, einmal unter dem Anfangsbuchstaben ihres Vornamens und nochmal unter dem ihres Nachnamens. In der dritten Klasse unter *Auctorum incerti nominis libri prohibiti* wird außerdem die Schrift *Dialogus de morte Julij II. PP. Sive IVLIVS*<sup>112</sup> aufgeführt, bei der es sich um den *Julius Dialogus*<sup>113</sup> handeln dürfte. Nicht explizit erwähnt sind die im *CL* ebenfalls ohne Autor genannten Drucke *Joel et Malachius*<sup>114</sup>, die *Hebraica Biblia* und der *Index per Pellicanum*. Ihre Verfasser, Sebastian Münster und Konrad Pellikan, werden im Index jedoch genauso unter die *Prima Classis* gefasst, wodurch automatisch alle ihre Werke verboten sind.

Diese weitgehende Übereinstimmung zwischen dem Tridentinischen Index und den *Libri Haeretici et Prohibiti* im *CL* muss zwar nicht zwingend bedeuten, dass die Universität zu dieser Zeit Zugang zu einem *Index Tridentinus* hatte und sich bei der Benennung der Kategorien im *CL* daran orientierte. Allein die Wortwahl *Libri haeretici et prohibiti* lässt aber darauf schließen, dass die Freiburger Universitätsangehörigen sehr wohl eine Vorstellung davon hatten, welche Schriften von der katholischen Kirche gebilligt wurden und welche nicht. Dies wird zum Teil auf die vermehrt durch die vorderösterreichische Regierung, den Stadtrat oder die Universität angeordneten Bücherverbote und -visitationen zurückzuführen sein, aber gleichfalls auf die durch das Fordern des tridentinischen Glaubensbekenntnisses gezeigte Nähe zu den Beschlüssen des Konzils von Trient.

---

<sup>109</sup> Ebd.

<sup>110</sup> SCHWEDT (wie Anm. 102), S. 300.

<sup>111</sup> UBF, PO 92/12, fol. 12r: *Burgenhagius Pmoeranus, seu Ioannes Burgenhagius Pomeranus; Bulingerus Hemrrichus*, fol. 12v: *Calvinus; Caspar Crugiger*, fol. 17v: *Caspar Cruciger*, fol. 19r: *Henrichus VIII, Anglus; Henricus Bullingerus*, fol. 19v: *Huldrycus Huttenus, sive de Utten*, fol. 20v: *Ioan[nes] Calvinus, Ioan[nes] Burgenhagius Pomeranus*, fol. 21v: *Ioan[nes] Oecolampadius*, fol. 22v: *Ioan[nes] Sleidanus*, fol. 26r: *Martinus Lutherus*, fol. 26v: *Munsterus*, fol. 28r: *Oecolampadius Ioannes*, fol. 30v: *Sebastian Munsterus*.

<sup>112</sup> Ebd., fol. 15r: *Dialogus de morte Julij II. PP. Sive IVLIVS*.

<sup>113</sup> UAF, A 105/11735, fol. 61r.

<sup>114</sup> Ebd.

## Schlussbetrachtung

Im Rahmen dieser Untersuchung wurden die „häretischen und verbotenen“ Bücher der *Bibliotheca Universitatis* erschlossen und identifiziert. Dabei fiel auf, dass sowohl Schriften verschiedener reformatorischer Lehren an der Universität vertreten waren als auch Bücher als verboten bezeichnet wurden, die nicht von Reformatoren oder Anhängern der Reformation verfasst wurden.

Als möglicher Referenzrahmen für die Klassifizierung in verbotene und nicht verbotene Literatur im *CL* wurde der Tridentinische Index von 1564 diskutiert. Die im *CL* genannten Autoren „häretischer und verbotener“ Schriften finden sich im Index alle in der ersten *Classis*, werden da also als die Autoren aufgeführt, deren gesamtes Werk verboten wurde.

Im Hinblick auf die Universitätsgeschichte kann das Fazit gezogen werden, dass die Freiburger Hochschule in den ersten Jahren der Reformation ein ambivalentes Verhältnis zu dieser hatte und sich im Kampf gegen die neue Lehre nur zögernd betätigte. Ab den 1530er-Jahren ging sie langsam zu einem schärferen Vorgehen über, bis sie sich beim Ende des Trienter Konzils klar auf die Seite des Katholizismus gestellt hatte.

Anhand der Druckjahre und der Datierung des *CL* durch Franziska Schaudack konnte eine zeitliche Eingrenzung vorgenommen werden, in der die besagten Schriften in den Besitz der Universität gelangt sein müssen, nämlich die Zeitspanne zwischen den frühen 1520er-Jahren und der Wende zum 17. Jahrhundert. Das ist genau der Zeitraum, in dem sich die Universität langsam gegen die Reformation positionierte. Zwar hatte sich die Alma Mater zum Entstehungszeitpunkt des *CL* bereits seit einigen Jahrzehnten klar für den Katholizismus ausgesprochen, es scheint jedoch auch zu diesem Zeitpunkt noch moderatere Stimmen gegeben zu haben. Ansonsten wären die Schriften wohl kaum behalten, geschweige denn in den Katalog aufgenommen worden.

Eine mögliche Erklärung für die Aufbewahrung und Verzeichnung der besagten Schriften könnte lauten, dass diese für eine ausgewählte Gruppe von Universitätsangehörigen zu Studienzwecken verwendet werden konnten, keinesfalls aber offen zugänglich für alle Professoren oder gar Studenten waren. Diese Theorie wird gleichfalls dadurch gestützt, dass dem *CL* wohl keine Verwendung als Hilfsmittel im Ausleihwesen zgedacht war. Zumindest liegen keine Hinweise hinsichtlich einer regelmäßigen Nutzung durch verschiedene Personen vor.<sup>115</sup>

Die Frage, wie die reformatorischen Schriften an die Universität gelangt sind, konnte anhand der im Rahmen dieser Studie zur Verfügung stehenden Mittel und Quellen nicht geklärt werden. Eine Möglichkeit sind die thematisierten Schenkungen und Nachlässe ehemaliger Professoren. Diese Theorie könnte anhand von etwaigen Schenkungs- oder Nachlasslisten bzw. Besitz- oder Schenkungsvermerken in den Büchern weiterverfolgt werden. Johannes Hartung beispielsweise habe seine Bücher, die er der Universität überlassen hat, mit seiner „Hand verzeichnet.“<sup>116</sup> Anhand solcher Vermerke könnten die Bücher ihrem früheren Besitzer zugeordnet und unter Umständen der Zeitpunkt ermittelt werden, zu dem sie in den Besitz der Universität gelangten. Solche Untersuchungen müssten an den Originalen, die jedoch derzeit nicht zugänglich sind, vorgenommen werden. Auch die Frage nach anderweitigen Besitzvermerken oder Benutzungsspuren könnte Aufschluss darüber geben, wie die Bücher an die Universität gelangten,

---

<sup>115</sup> Diese Annahme basiert auf dem Nicht-Vorhandensein von Benutzerspuren, dem außerordentlich guten Zustand der Papierhandschrift und dem Umstand, dass der Katalog an ein Stipendiatenverzeichnis angehängt wurde, was wohl nicht der Fall gewesen wäre, wenn es sich um ein für alle zugängliches und oft genutztes Ausleihwerkzeug gehandelt hätte.

<sup>116</sup> Zitiert nach: SCHREIBER (wie Anm. 13), S. 210.

wann sie von wem erworben, benutzt und weitergegeben wurden und welcher Nutzen ihnen in der Universitätsbibliothek oder in der Büchersammlung eines früheren Besitzers zugekommen sein könnte.



# Glauben malen – Zum 300. Geburtstag von Johann Pfunner (1716-1788)

Von  
GERHARD BENDER

## Forschungsgeschichte

Die bis heute grundlegende Arbeit zu Johann Pfunner ist Hermann Ginter zu verdanken, der 1926 in seiner Freiburger Dissertation auf das Leben und Werk des Künstlers ausführlich eingeht und ein Werkverzeichnis aufführt.<sup>1</sup> Es folgte im Jahr 1976 eine an der Universität Freiburg eingereichte Magisterarbeit von Irene Streit.<sup>2</sup> Ansonsten gab es in den 70er- bis 90er-Jahren des letzten Jahrhunderts eine Reihe von Aufsätzen in einschlägigen Zeitschriften wie z.B. in der Vierteljahresschrift „Badische Heimat“ oder dem Jahrbuch „Schau-ins-Land“ des Breisgau-Geschichtsvereins, hauptsächlich von Professor Hermann Brommer und Pfarrer Manfred Hermann verfasst. Insbesondere Brommer hat sich intensiv mit Johann Pfunner beschäftigt und hätte – wie er selbst sagte – gerne eine zusammenfassende Darstellung über dessen Lebenswerk geschrieben, was ihm jedoch aufgrund seines Alters und Todes nicht mehr vergönnt war. Brommers gesammelte Informationen und Unterlagen bildeten die Basis zu weiteren Nachforschungen über Johann Pfunner. Dennoch sollte es Jahre dauern bis das Gesamtwerk des Künstlers erstmals umfassend ermittelt, fotografiert, beschrieben, chronologisch geordnet und interpretiert werden konnte. Die vorliegende Kurzfassung<sup>3</sup> präsentiert die Ergebnisse in Wort und Bild.

## Johann Pfunner – ein Tiroler Maler

Zwischen der „Schwanzfeder des Habsburgischen Adlers“, d.h. den vorderösterreichischen Ländern, deren Zentrum im 18. Jahrhundert das seit 1368 zu Habsburg gehörige Freiburg war, und den übrigen Territorien des ausgedehnten Habsburgerreiches bestand in den Bereichen Politik, Wirtschaft, Bildung und Kunst ein intensiver Austausch von Beamten, Soldaten, Handwerkern und Künstlern.<sup>4</sup> In diesem Zusammenhang kamen auch mehrere Personen aus Schwaz in Tirol nach Freiburg, darunter einige künstlerisch Tätige wie der Bildhauer Andreas Hochsing oder der Maler Franz Bernhard Altenburger, aber ebenso Ordensleute wie die spätere Priorin des Klosters Adelhausen Anna Cäcilia Tschortschin. Angesichts dieser Situation ist es wenig ver-

---

<sup>1</sup> HERMANN GINTER: Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock. Die Konstanzer und Freiburger Meister des 18. Jahrhunderts, Augsburg 1930, hier S. 105-117 und 176-178. Ginter wurde 1951 Dozent für kirchliche Denkmalpflege und 1956 Honorarprofessor für Kunstgeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg, siehe den Wikipedia-Beitrag über Ginter (Stand: 06.07.2018).

<sup>2</sup> IRENE STREIT: Johann Pfunner – Ein Tiroler Barockmaler im Breisgau, Magisterarbeit, Freiburg 1976. Die Arbeit blieb unveröffentlicht und weist nach meiner Ansicht einige Mängel auf.

<sup>3</sup> Eine „Langfassung“ kann zum Selbstkostenpreis beim Autor erworben werden.

<sup>4</sup> FRIEDRICH METZ: Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, Freiburg <sup>2</sup>1967.

wunderlich, dass es sowohl den jungen Johann Pfunner als auch weitere Träger dieses Familiennamens in die Breisgaumetropole zog.<sup>5</sup>

Johann Pfunner wurde laut Totenbuch der Pfarrei St. Martin in Freiburg im Jahr 1716 geboren. Das genaue Datum ist unbekannt, da die Schwazer Taufbücher vor 1721 verbrannt sind. Eine erste Lehrzeit absolvierte er vermutlich bei dem Schwazer Maler Johann Höttinger dem Jüngeren, wie Erich Egg aufgrund eines Stilvergleichs herausfand,<sup>6</sup> an die sich eine zweite bei Franz Bernhard Altenburger in Freiburg anschloss. Nachdem letzterer am 3. Dezember 1736 verstorben war, wurde Pfunner nur wenige Tage später am 20. Dezember des Jahres als Geselle bei H: Meyer dem Maler aus Löffingen in die Zunft „Zur Steltz“ in Straßburg aufgenommen.<sup>7</sup> Am Ende dieser Straßburger Gesellenzeit, aus der keine eigenen Werke überliefert sind, führte ihn sein Weg als „Rucksackmaler“ in den Südschwarzwald rings um Freiburg.<sup>8</sup>

Als erste nachweisbare, gleich schon etwas umfangreichere Arbeit wurde Johann Pfunner 1740 die Ausmalung der 1737 erbauten Giersbergkapelle oberhalb von Kirchzarten übertragen. An die Decke des Gotteshauses malte er die „ersten drei Geheimnisse des freudreichen Rosenkranzes“, also eine Ankündigung der Geburt Jesu, eine Begegnung von Maria und Elisabeth (Heimsuchung) sowie die Geburt selbst im Stall mit Anbetung der Hirten. Auf den Wandschilden finden sich die Diakone Stephanus und Laurentius sowie die Pestpatrone Sebastian und Rochus. Die Wand der Empore ziert der hl. Nepomuk, der „Modeheilige“ des Barock. Schon diese frühe Arbeit kann in Bildgestaltung und Farbgebung als sehr gelungen gelten.<sup>10</sup>

Ebenfalls 1740 war er in Friedenweiler tätig, wo er für die Klosterkirche ein Seitenaltarblatt mit dem Martyrium der hl. Ursula malte. Hier tritt erstmals die bei Pfunner immer wiederkehrende Dramatik in der Bildgestaltung klar hervor. Im Folgejahr fertigte für die Pfarrkirche in Pfaffenweiler ein Seitenaltarblatt mit einer Darstellung der Immaculata an.

1741/42 ist Pfunner dann mit einem größeren Auftrag in Untersimonswald beschäftigt, wo er die Fresken an der Decke der Pfarrkirche ausführte. Während dieser Zeit wohnte er bei Joseph Fackler, dem Wirt des dortigen Gasthauses „Hirschen“. Im Chor der Kirche entstand ein kleiner Margarethenzyklus: Das zentrale Fresko zeigt das Martyrium der Heiligen und ist umgeben von vier kleineren Szenen aus ihrem Leben. Ein weiteres größeres Fresko im zum Chor hin gelegen Langhaus schließt die Reihe mit ihrer Apotheose ab. In ähnlicher Anordnung folgt im Langhaus ein Sebastianszyklus: Wieder sind um ein zentrales Fresko mit dem Martyrium Sebastians sind vier kleinere Malereien mit Motiven aus seinem Leben gruppiert. Ergänzt werden die beiden Zyklen durch die vier lateinischen Kirchenlehrer in den Ecken des Langhauses und ein schönes Engelskonzert über der Orgel. Sowohl die Anordnung der Fresken als auch ihre Ausführung – insbesondere das Martyrium des hl. Sebastian mit Darstellung so vieler Personen, wie sie bei später von Pfunner gemalten Sebastiansmartyrien nicht mehr zu finden sein wird –, lassen die hohe Begabung und frühe Meisterschaft des Künstlers erkennen.

---

<sup>5</sup> Näheres dazu bei HERMANN BROMMER: Tiroler Barockkünstler und Bauleute in Freiburg im Breisgau, in: Badische Heimat 1999/4, S. 832-853.

<sup>6</sup> ERICH EGG: Kunst in Schwaz, hg. zum 75jährigen Jubiläum der Stadt Schwaz, Schwaz 1974.

<sup>7</sup> Archives Municipales de Strasbourg, Corporation de l'Echasse 5 Steltz Gerichts-Memorale de 1716-1746, o. S.

<sup>8</sup> HERMANN BROMMER: Benedikt Gambs und Johann Pfunner, in: Barockschloss Ebnet, hg. vom Freiherrlich Gayling von Altheim'sches Gesamtarchiv Schloß Ebnet, S. 104-110.

<sup>9</sup> FRANZ KERN: Das Dreisamtal in seinen Kapellen und Wallfahrten, Freiburg 1997, S. 52f.

<sup>10</sup> Siehe im Folgenden betreffend Literatur über die jeweiligen Kirchen und die dort befindlichen Werke Pfunners die Liste der Orte im Anhang.

Auf den längeren Aufenthalt im Simonswälder Tal folgte, wohl zwischen 1745 und 1747, eine sehr schöne, bislang wenig bekannte Arbeit im „Schlössle“ zu Oberried. Dort hatte Fürstabt Franz II. Schächtelin von St. Blasien, der zuvor Prior des Klosters in Oberried gewesen war, sich ein „Tusculum“ erbauen lassen, dessen Repräsentationsraum er mit einem großen Deckenfresko, die Emmausjünger darstellend, schmücken ließ (Abb. 1). Der dreiteilige Bildaufbau zeigt im linken Teil, wie Christus mit den Jüngern unterwegs ist und ihnen aus der Schrift erklärt, warum er leiden und sterben musste. Im mittleren Abschnitt ist zu sehen, wie er mit den beiden Jüngern zu Tisch sitzt und das Brot bricht, und im rechten – kunstgeschichtlich besonders interessant – wie ein Diener den zu Tisch Sitzenden aufzuwarten scheint. Bei diesem Diener soll es sich nach einer mündlichen Überlieferung um Johann Pfanner selbst handeln, was folglich das einzige Selbstbildnis des Künstlers wäre. Auch dieses Fresko ist trotz einiger technischer Mängel recht gut gelungen und weist in der Darstellung Christi und der Jünger eine große Innigkeit auf.



Abb. 1 „Emmausjünger“, sogenanntes „Schlössle“ in Oberried (Foto: Gerhard Bender).

In den Jahren 1747 bis 1749 war Pfunner in der Pfarrkirche Allerheiligen zu Urach im Schwarzwald beschäftigt. Er malte dort das Hochaltarblatt und zwei Seitenaltarblätter, dazu für jeden Altar ein Auszugsbild sowie die Fresken an der Chordecke. Das Hochaltarblatt zeigt dem Kirchenpatronat entsprechend eine Allerheiligendarstellung, die sowohl vom Arbeitsaufwand als auch von der Komposition her wegen der großen Zahl der wiedergegebenen Heiligen hohe Anforderungen an den Künstler stellte. Auf dem Auszug ist die göttliche Präsenz durch das „Auge Gottes“ symbolisiert und auf dem linken Seitenaltarblatt ist eine Anbetung des Christuskindes durch die Heiligen Drei Könige zu sehen. Dabei ist das Zusammenspiel zwischen einem gemalten, vor dem Kind knienden König und den beiden anderen, von Matthias Faller geschnitzten Königen, die links und rechts vor dem Bild stehen, sehr geglückt. Im Auszug ist dargestellt, wie Maria auf ihre spätere Aufgabe vorbereitet wurde, indem ihre Mutter Anna sie die Verheißungen Gottes lesen lehrte. Der rechte Seitenaltar, ein Bruderschaftsaltar, thematisiert eine wunderschön in Szene gesetzte Maria mit Christuskind, das den vor dem Bild knienden geschnitzten Fallerfiguren von Augustinus und Monika den ledernen Bußgürtel der Maria-Trost-Bruderschaft reicht. Auf dem Auszug ist die hl. Barbara zu sehen. Die Chorfresken geben im zentralen Bild eine Marienkrönung, umgeben von neun Lünetten (halbkreis- oder kreissegmentförmig gerahmte Wandfelder) mit Lemmata (Stichwörten), die allesamt die Bedeutung Marias hervorheben, wieder. Die sehr ansprechenden Altarbilder und die Ausmalung der Chordecke geben der Kirche ein festliches Aussehen, das den Besucher der Kirche bis heute überrascht und erstaunt, weil er damit in einer so kleinen Schwarzwaldgemeinde nicht gerechnet hätte. Nachdem Johann Pfunner 1747/48 erstmals in Freiburg tätig geworden war (Dominikanerkloster), führte sein Weg auf die Baar, wo er für die St. Nikolauskapelle in Hüfingen eine Apotheose des Heiligen malte, die nach Abbruch der Kapelle in die St. Leonhardskapelle übertragen wurde. Danach fertigte er für die Pfarrkirche St. Martin in Emdingen im Kaiserstuhl ein Auszugsbild für den Hochaltar, das den hl. Martin beim Teilen seines Mantels mit dem Bettler zeigt. Am Ende seiner fast zehnjährigen Wanderschaft, in der er wohl zumeist in Gasthäusern lebte und vermutlich ohne Mitarbeiter blieb, kann Pfunner eine stattliche Zahl bedeutender Arbeiten vorweisen, die zu einem gewissen Bekanntheitsgrad seiner Person führten, und auf denen er aufbauen konnte.

### Kunstmaler und Zünftiger zu Freiburg i. Br.

Am 7. Februar 1749 beantragte *Herr Joh: Pfunner ein Kunstmaler von Schwaz in Tyrol gebürtig* bei der Stadt Freiburg, als Zünftiger aufgenommen zu werden. Er wurde Mitglied der Malerzunft „zum Riesen“ und entfaltete von der Breisgauemetropole aus eine überaus fruchtbare künstlerische Tätigkeit.<sup>11</sup>

Am Beginn steht eine Arbeit in der Adelhauser Klosterkirche in Freiburg: Auf die Rückseite des Orgelgehäuses malte er die hl. Cäcilia beim Orgelspiel – vielleicht nicht nur, weil sie Patronin der Kirchenmusik ist, sondern auch als Dank an seine Landsmännin Anna Cäcilia Tschortschin, die ihm als Priorin wohl diesen Auftrag zukommen ließ (Abb. 2).

Die Jahre 1750 und 1751 bringen ihm zunächst einige kleinere Aufträge in der Stadt sowie in der Umgebung, von denen die Werke für das Dominikanerkloster in Freiburg und das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald abgegangen sind. Erhalten haben sich hingegen die Darstellung

---

<sup>11</sup> Stadtarchiv Freiburg (StadAF), B5 XIIIa Ratsprotokoll Nr. 150 (1748/49), S. 764; ebd., B5 XXIII Zunftprotokolle Nr. 2, fol. 41r; BROMMER (wie Anm. 5), S. 840.



Abb. 2  
„Die hl. Cäcilia beim Orgelspiel“, Adelhauser  
Kirche in Freiburg (Foto: Joergens.mi/Wiki-  
pedia, Lizenz: CC-BY-SA 3.0).

der Schmerzhaften Muttergottes für die Kapelle des Jesuitenschlosses in Merzhausen (heute im Chorraum der St. Galluskirche Merzhausen) sowie ein Altarblatt für die Berghauser Kapelle oberhalb von Ebringen mit der Apotheose des hl. Trudpert.

In den folgenden Jahren erhielt Johann Pfunner mehrere Großaufträge, mit denen sein Schaffen einen Höhepunkt erreicht. Zunächst malte er wohl Anfang 1752, nachdem der bedeutende Barockmaler Benedikt Gambs Mitte November 1751 überraschend verstorben war, die Deckenfresken im Treppenhaus von Schloss Ebnet bei Freiburg aus. Da der Entwurf nicht von ihm stammte, lernte er mit der Darstellung der vier damals bekannten Erdteile eine neue Thematik kennen, die er in seinen späteren Werken immer wieder verwenden sollte. Es folgte ein Engagement für die Pfarrkirche St. Michael in Appenweiler, wo er das Hochaltarblatt mit dem Kampf des Erzengels Michael gegen die gefallenen Engel malte sowie die Brüstung der Orgelempore mit fünf kleinen Landschaftsbildern dekorierte – vielleicht auch hier um den verstorbenen Gambs zu ersetzen, der für die gesamten Fresken verantwortlich war. Darüber hinaus schuf Pfunner noch im gleichen Jahr das Deckengemäl-

de des Chorraums der Pfarrkirche St. Genesis in Riedböhringen auf der Baar (Aufnahme Marias in den Himmel).

Nachdem er in der ersten Jahreshälfte für die Pfarrkirche St. Georg, gelegen im gleichnamigen Dorf und heutigen Freiburger Stadtteil, das Hochaltarblatt mit der Taufe Jesu und ein Auszugsbild mit dem Drachentöter Georg gemalt hatte, begann er in der zweiten Jahreshälfte die Arbeit an jenem Werk, das zu den Höhepunkten seines Schaffens zählt: Die Ausmalung der gesamten neu erbauten Pfarrkirche St. Alexius in Herbolzheim. Auch wenn die Konzeption nicht von ihm selbst stammte, sondern von dem theologisch sehr versierten Gemeindepfarrer Anton Machleid, hat Pfunner sie meisterlich ins Bild gesetzt. Die auf Hermann Ginter zurückgehende Einschätzung, wonach „eine zusammenhängende Idee [...] der ganzen Malerei nicht zugrunde“ liegt, die Irene Streit übernahm, trifft nicht zu, insofern hier die zentralen Themen des Tridentinischen Konzils (wenige Jahre vor der Französischen Revolution!) Dreifaltigkeit, Kirche, Eucharistie und Maria in Bildern dargeboten werden.<sup>12</sup> Im Chor malte Pfunner die Heilige Dreifaltigkeit, wobei er die einzelnen Personen geschickt um die Weltkugel gruppiert; unten im Bild ist in priesterlichem Gewand der Stifter Anton Machleid zu sehen, der an Heiligabend 1753 Johann Pfunner 100 Gulden aus eigenen Mitteln dafür bezahlte. Das Zentralfresko wird umgeben von sechs Lünetten, die deutlich machen wollen, wie sich die überirdische Dreifaltigkeit im irdischen Geschehen offenbart durch die Gegenwart im Heiligtum (Jakobs Himmelsleiter, Brennender Dornbusch) und die Eucharistie (Mannawunder, Weinwunder, Kelch und Hostie, Apokalyptisches Lamm).

Im darauf folgenden Jahr begann Pfunner mit der Ausmalung des Langhauses: Im ersten großen Fresko überreicht voll Stolz der Kirchenpatron Alexius die neue Herbolzheimer Kirche, die, wie die Inschrift zu verstehen gibt, als *pars pro toto* für die gesamte *Ecclesia* steht. Diese ‚stolze‘ Präsentation wird jedoch durch die beiden daneben stehenden Lünetten stark relativiert: Die Kirche steht, wie alles andere auch, unter dem Gericht Christi (Apokalypse 1) und ist in der Vollendung nicht mehr nötig (Apokalypse 21). Das zweite große Fresko in der Mitte des Langhauses – eines der besten, die Pfunner malte – zeigt Maria als erfolgreich bittende Mittlerin zwischen den auf Erden Betenden, vertreten durch die Ordensgründer Franziskus und Dominikus, und ihrem erhöhten Sohn, damit dieser die drei Pfeile (symbolisch für Hunger, Pest und Krieg) in seiner Hand nicht auf die Erde schleudert. Während die beiden umgebenden Lünetten, in welchen die Sonne und den Mond zu sehen sind und die sich erneut auf Christus und seine Mutter, vielleicht aber, entsprechend der Lauretanischen Litanei, auch nur auf Maria beziehen, verkörpern die anderen vier Personen Frauen, die ebenfalls erfolgreich Gott um Hilfe baten: Judith, Esther, Abigail und die Frau von Tekoa. Das dritte große Fresko ist der Apotheose des hl. Alexius gewidmet, flankiert von zwei Lünetten, die Alexius unter der Treppe seines Vaterhauses und vor der Himmelstür zeigen. Auch das Hochaltarblatt, das mit hoher Wahrscheinlichkeit von Pfunner stammt und einige Jahre später (1758) das Ensemble vervollständigt, greift noch einmal mit der Darstellung seines Todes die Alexiuslegende auf.

Bei einer so umfangreichen und anspruchsvollen Arbeit, die sowohl hinsichtlich der einzelnen Fresken als auch des Gesamteindrucks des Raumes, zum Besten gehört, was Pfunner malte und gestaltete, blieb wenig Raum für anderes. Dennoch entstanden zur selben Zeit Altarblätter für die Kirche und Deckenfresken für das Pfarrhaus in Rheinhausen. Das Hochaltarblatt der Pfarrkirche St. Ulrich ist leider abgegangen. Es wurde durch eine neobarocke Aufnahme Marias in den Himmel, ein Werk des Freiburger Malers M. A. Schmid ersetzt. Vorhanden sind aber die beiden Seitenaltarblätter, das eine mit einer Maria-Trost-, das andere mit einer St.-Gallus-Dar-

---

<sup>12</sup> GINTER (wie Anm. 1), S. 106; STREIT (wie Anm. 2), S. 32: „Ein einheitliches Programm ist nicht festzustellen ...“

stellung. Im Pfarrhaus, das dem Deutschen Orden gehörte, ist im großen Repräsentationsraum die Anerkennung des Deutschen Ordens durch Innozenz III. zentral an die Decke gemalt. In den Ecken sind vier Medaillons, auf denen Maria, die der Orden besonders verehrte, die hl. Elisabeth, der hl. Georg und zwei Geknechtete, die an die Kolonisierung und Christianisierung der Preußen durch den Deutschen Orden erinnern, zu erkennen sind. In einem kleineren Raum nebenan befindet sich ein weiteres Fresko mit dem „Auge Gottes“ und der Devise der Ordensritter „Alles durch Gott, mit Gott, vor Gott“.

Im Jahr 1755 und der ersten Jahreshälfte 1756 finden wir Pfunner schwerpunktmäßig im Elsass beschäftigt. Für den Jesuitenkonvent Oelenberg, der in enger Beziehung zur Freiburger Niederlassung stand, malte er einen Zyklus über die Vita der Muttergottes, der im Ersten Weltkrieg zerstört wurde. Erhalten ist nur noch ein großes Tafelbild, das wahrscheinlich in den Wirren der Französischen Revolution vom Kloster Oelenberg in die Pfarrkirche St. Barthélémy in Mulhouse gelangte. Es stellt in der Mitte eine Immaculata auf der Weltkugel dar, die rechts und links von je zwei Heiligen des Jesuitenordens verehrt wird, hinter denen wiederum je zwei Frauengestalten die vier Erdteile symbolisieren, um der weltweiten Missionstätigkeit des Jesuitenordens Ausdruck zu verleihen. Über der Immaculata ist umgeben von Engeln die Heilige Dreifaltigkeit zu sehen.

Das Hauptwerk in der zweiten Jahreshälfte 1756 ist die Ausmalung einer weiteren Pfarrkirche: St. Brigida von Kildare in Niederschopfheim in der Ortenau. Nicht auf frischen, noch feuchten Putz, sondern in Öl malte Pfunner die großen Ereignisse christlicher Heilsgeschichte an die Decke des Chores und des Langhauses: Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten. Die beiden Lünetten im Chor spiegeln die Vorgeschichte mit Jesaja, der das Kommen des Messias verhieß, sowie Anna und Maria im Kampf gegen das Böse wider. Die Lünetten im Langhaus zeigen den Fortgang des Heilsgeschehens durch die vier Evangelisten und die vier lateinischen Kirchenlehrer. Auf dem Hochaltarblatt, das einige Jahre später entstand, ist über einer anbetenden Brigitta eine Marienkrönung zu sehen, während auf dem erst 1765 gemalten Auszugsbild des linken Seitenaltars ein hl. Joseph dem Betrachter entgegenblickt. Die Ausmalung dieser Kirche repräsentiert einen weiteren Höhepunkt in Pfunners Schaffen. Besonders deutlich wird dies am Bild der Himmelfahrt Christi, das zweifellos von dem Gambsschen in Riegel inspiriert wurde, keinesfalls aber kopiert ist. Pfunner führte hier den Pinsel „weicher, ruhiger, empfindsamer“, mied die harten Hell-Dunkel-Kontraste und malte ein helles, farbenfrohes, festliches Bild, das einer Rundkomposition so nahe kommt wie kein anderes von ihm.<sup>13</sup>

Im Jahr 2017 tauchten überraschend zwei Weihnachtsbilder in Freiburger Privatbesitz auf, die große Übereinstimmungen mit der Weihnachtsdarstellung im Chor der Niederschopfheimer Kirche zeigen und deshalb vermutlich aus Pfunners Hand stammen. Das größere Bild weist in den oberen Ecken deutliche Spuren einer einstigen Rundung auf, sodass man davon ausgehen kann, dass es sich um ein ehemaliges Altarblatt handelt (Abb. 3). Das kleinere ist entweder eine Zweitfertigung oder eine Kopie dieses Altarblattes.<sup>14</sup>

1757 führte Pfunner kleinere Arbeiten für die Pfarrkirche in Offenburg-Griesheim (Hochaltarblatt mit der Apotheose des hl. Nikolaus) und für die Pfarrkirche in Breisach-Gündlingen (zwei Seitenaltarblätter mit der Rosenkranzspende, im Auszug ein hl. Wendelin, und der Pieta, im Auszug eine Heilige Dreifaltigkeit) aus. Ab dem 16. Juni 1757 malte er für das Kloster St. Märgen nach Angaben des Abtes Peter Glunk die Decke der Judas-Thaddäus-Kapelle auf dem Ohmen mit Engelsmotiven aus: Im Zentrum den Erzengel Michael mit dem Engelssturz, in den

<sup>13</sup> GINTER (wie Anm. 1), S. 108.

<sup>14</sup> Siehe dazu GERHARD BENDER: Eine kleine Sensation – Bild von Johann Pfunner zweimal in Privatbesitz entdeckt, in: Badische Heimat 2017/3, S. 464f.



Abb. 3 „Anbetung der Hirten an der Krippe“, Privatbesitz (Foto: Gerhard Bender).

Ecken zum Chor hin den Erzengel Gabriel, der Maria die Geburt Jesu ankündigt und Joseph im Traum erscheint, um ihn zu bewegen, Maria nicht zu verlassen, in den Ecken über der Empore den Erzengel Raphael mit dem jungen Tobias sowie ein Schutzengel, der ein Kind behütet.

Im Jahr darauf war Pfunner noch einmal für sein ‚Meisterwerk‘, die Pfarrkirche St. Alexius in Herbolzheim, tätig und malte das Hochaltarblatt. Weiterhin entstanden drei Altarblätter für das Kloster Ettenheimmünster, die sich heute in der Pfarrkirche in Münchweier befinden: Eine Darstellung des hl. Joseph mit dem Christuskind auf dem Arm, des Martyriums des hl. Sebastian und der Apotheose des hl. Landelin, des Ortsheiligen von Ettenheimmünster. 1759 war Pfunner mit dem Hochaltarblatt für die Pfarrkirche St. Sixtus in Offenburg-Zunsweier beschäftigt, das dem Kirchenpatron Papst Sixtus II. gewidmet war.

Danach bekam Pfunner endlich wieder einen Auftrag in Freiburg: 1760 durfte er dort die Deckenbilder für die neu erbaute Kapelle St. Michael auf dem (Alten) Friedhof gestalten. Glücklicherweise malte er mit Öl auf Leinwand, sonst wären diese wohl gegen Ende des 2. Weltkriegs

für immer verloren gewesen. So jedoch konnten sie von der Decke gelöst, aufbewahrt und nach Wiederherstellung der Kapelle erneut an der Decke angebracht werden. Diese Ölgemälde, die zu den bedeutendsten Pfunners zählen, setzen, der Funktion einer Friedhofskapelle entsprechend, die Hoffnung der Auferstehung in Szene. Das zentrale Bild zeigt den toten Christus im Grab unmittelbar vor der Auferstehung,<sup>15</sup> die beiden anderen geben die biblischen Geschichten der Auferweckung des Jünglings von Nain bzw. des Lazarus wieder. Alle drei Bilder sind mit hoher Sensibilität für die dargestellte ‚Grenzerfahrung‘ gemalt und geben die biblischen Texte mit großer Treue wieder. Ergänzt wird das Ensemble durch sechs Medaillons mit Symbolen und dazu passenden Lemmata, die alle ebenfalls der Hoffnung auf Auferstehung Ausdruck verleihen. Darüber hinaus schuf Pfunner im Jahr 1760 noch das kleine Altarblatt mit der hl. Barbara und hl. Rosalia für die Kapelle in Pfaffenweiler-Öhlinsweiler.

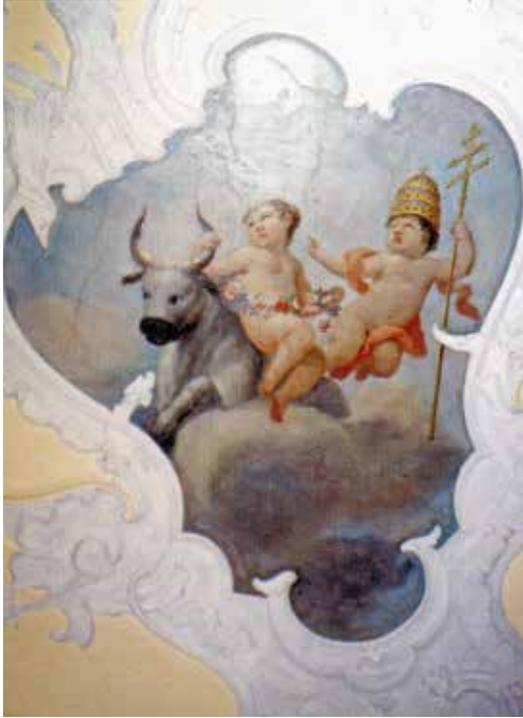
Im Jahr 1761 erhielt Pfunner die Gelegenheit, zwei kleinere Kirchen vollständig auszumalen: die Katharinenkirche in Mahlberg und die Wendelinuskapelle in Bottenau bei Oberkirch. Die Decke der Katharinenkirche bebilderte er gemäß dem Kirchenpatronat mit einem Zyklus der Heiligen. Ein größeres zentrales Fresko, das wohl die Apotheose der Katharina darstellte, aber bedauerlicherweise noch zu Lebzeiten Pfunners durch ‚Pfuscher am Bau‘ zerstört wurde, ist von acht kleineren Fresken mit Szenen aus dem Leben Katharinas umgeben. Außerdem zeichnete Pfunner für das nicht mehr erhaltene Hochaltarblatt, das nach Ginter „eine hl. Familie mit Johannes“ zeigte,<sup>16</sup> sowie eine Tempelaustreibung über der Eingangstür, wie sie öfter in Barockkirchen anzutreffen ist, verantwortlich. Die Ausgestaltung der St. Wendelinuskapelle, wohl ein Folgeauftrag seiner Tätigkeit in der Pfarrkirche zu Appenweier, bot die Möglichkeit, eine weitere Heiligenvita ins Bild zu setzen. Auf einem riesigen Fresko, das Chorapsis, Chordecke und den Anfang des Langhauses miteinander verbindet, sind unter einem gemalten Baldachin hinter dem Altar auf der linken Seite die Wendelinuslegende und auf der rechten Seite die Baugeschichte der Kapelle samt bäuerlichem Stifterehepaar dargestellt. Darüber erscheint über einem Rundfenster (Oculus) die Heilige Dreifaltigkeit. Auf den beiden Seitenaltären sind links der Heiland an der Geißelsäule mit dem hl. Simon im Auszug und rechts die Mater Dolorosa mit dem hl. Franz von Sales im Auszug zu sehen. Oben in der Mitte breitet ein großer Engel die Arme aus, als wolle er den Pilger mit seiner Last empfangen und zur Anbetung einladen. Pfunner malte hier ein großartiges Wand- und Deckenfresko, das einem Bühnenbild gleicht, welches den Himmel auf Erden und das Leiden auf Erden miteinander verbindet.

Die dritte Kirche, in der er in diesem Jahr wirkte, ist die Pfarrkirche in Wyhl, das damals zum Kloster St. Märgen gehörte. Er malte Kreuzwegstationen und Deckenfresken im Langhaus, die allesamt einer Kirchenerweiterung im 19. Jahrhundert zum Opfer fielen. Dieser ersten Arbeit folgte 1762/63 der Auftrag, im Pfarrhaus einen repräsentativen Raum für den Abt von St. Märgen, den „Prälatsaal“, auszugestalten. Zwischen sehr schönen Stuckdekorationen ist auf dem zentralen Fresko der Abt von St. Märgen mit mehreren Gästen an einer festlichen Tafel zu sehen, um das sich in den Ecken des Raumes kleinere Fresken mit der Darstellung der vier Erdteile gruppieren (Abb. 4a-d). Oberhalb des Kamins setzte Pfunner eine zarte Immaculata, über der sich in einer Stuckkartusche mehrere Wappen befinden. Die sehr ansprechenden Stukkaturen, die neben dekorativen Elementen die vier Jahreszeiten enthalten, und die in leuchtenden Farben gehaltenen Fresken geben dem Raum ein frohes, festliches Ambiente.

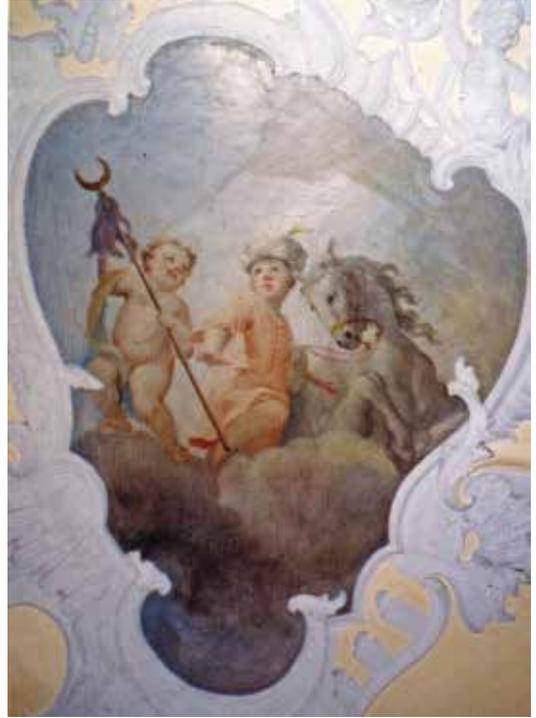
---

<sup>15</sup> GINTER (wie Anm. 1), S. 111: „Der Augenblick sieghaften Auferstehens aus Tod und Grab ist nahe.“

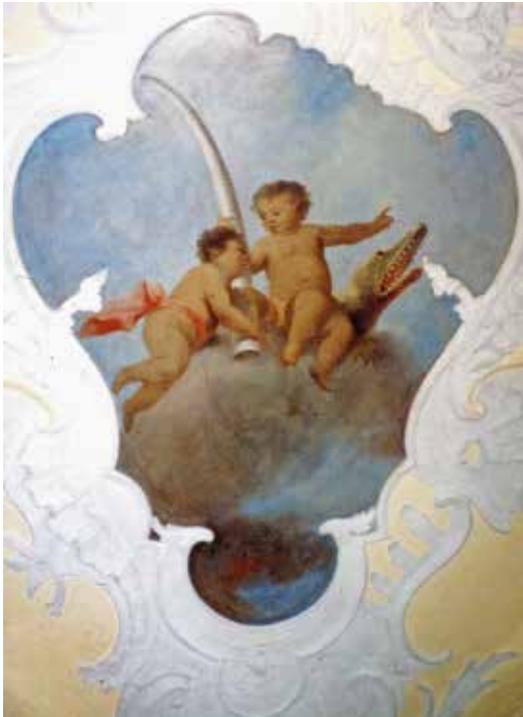
<sup>16</sup> Ebd., S. 111f.



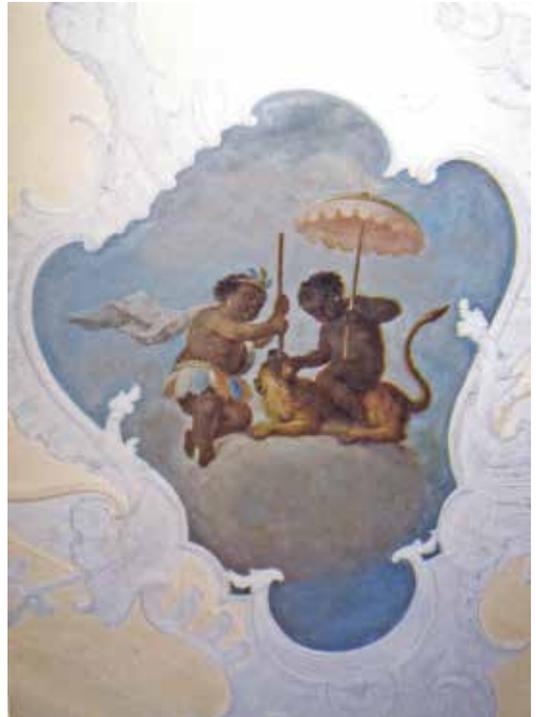
a



b



c



d

Abb. 4a-d „Die vier Erdteile“, „Prälatsaal“ des Pfarrhauses in Wyhl (Fotos: Gerhard Bender).

Im Jahr 1764 erhielt Pfunner das Angebot, eine vierte große Kirche auszumalen – die Pfarrkirche St. Gallus in Hofweier bei Offenburg. Zwei zentrale Deckenbilder (die Bekehrung des Paulus im Chor und das Messiasbekenntnis des Petrus im Langhaus) sind von zahlreichen Engeln in gemalten (!) Stuckkartuschen umgeben, denen allesamt auf das Priesteramt bezogene Gegenstände beigegeben sind. Hinzu kommen acht Tafelbilder auf Leinwand, die die vier Evangelisten und die vier lateinischen Kirchenlehrer zeigen, sodass eine geschlossene Konzeption entsteht: Das Evangelium von Jesus Christus, das die beiden ‚Apostelfürsten‘ Petrus und Paulus verbreiteten, die Evangelisten aufschrieben und die Kirchenlehrer lehrten, wird heute durch das Priesteramt verkündet.<sup>17</sup>

Parallel zu dieser umfangreichen Arbeit in Hofweier entstanden zwei Tafelbilder mit der hl. Walburga von Eichstätt und dem hl. Diego von Alcalá für den Kapuzinerkonvent in Thann im Elsass, die sich heute im dortigen Museum befinden, sowie ein Seitenaltarblatt mit der Apotheose des hl. Trudpert für die Klosterkirche St. Trudpert im Münstertal, das mit der Darstellung in der Berghäuser Kapelle eng verwandt ist; im Auszug ist der hl. Oswald zu sehen. Gegen Ende des Jahres, vielleicht schon in das nächste hinüberreichend, malte Pfunner die beiden Seitenaltarauszugsbilder für die Pfarrkirche St. Gallus in Kirchzarten. Als Motiv wurden ihm die Eltern Marias – Anna und Joachim – und eine Kreuzabnahme vorgegeben. Um diese Zeit entstehen auch die beiden Seitenaltarblätter für die Pfarrkirche St. Vincentius Levita in March-Neuershausen, die zeigen, wie Anna ihre Tochter Maria im Lesen der Verheißungen Gottes unterrichtet und wie der hl. Blasius in den Himmel aufgenommen wird. Auch das bereits erwähnte Seitenaltarauszugsbild mit dem hl. Joseph in Niederschopfheim gehört in das Jahr 1765.

In der langen Zeit von 1749, als Pfunner Bürger und Zünftiger in Freiburg wurde, bis 1765, als er heiratete, fehlt jede persönliche Nachricht über ihn, sodass sich sein Lebenslauf nur anhand seiner Tätigkeiten rekonstruieren lässt. Wie sein Privatleben aussah, ist völlig unbekannt. Bei seiner Arbeit kann man davon ausgehen, dass abgesehen von den Fresken die Altarblätter, Auszugsbilder u.ä. in seinem Atelier in Freiburg entstanden. Inwiefern er Mitarbeiter oder Lehrlinge beschäftigte, entzieht sich unserer Kenntnis. In Jahren, in denen sich Aufträge häuften oder ganze Kirchenausmalungen anstanden, kann man sich nur schwer vorstellen, wie er diese allein hätte bewältigen können. Auch wenn man versucht ist, in manchen Bildern die Hand eines Gesellen zu erkennen – etwa bei der Ausgestaltung der Decke in der Judas-Thaddäus-Kapelle in St. Märgen, wo die zum Chor hin liegenden kleineren Engelsdarstellungen gut ausgemalt sind, während die zur Empore etwas ‚schludrig‘ ausgeführt erscheinen –, ist das keineswegs stringent und könnte darin begründet sein, dass Pfunner bei den mehr ins Auge fallenden Werkteilen größere Sorgfalt walten ließ.

Doch zurück zu den Ereignissen des Jahres 1765: Am 2. Mai heiratete *Spectabilis Dominus Joan: Evang: Pfunner pictor experimentissimus, oriundus de Schwaz tyrolensis* im Freiburger Münster die ortsansässige Maria Anna Willin.<sup>18</sup> Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor, der 1766 bzw. 1767 geborene Joseph Anton und Johann Nepomuk. Für seine Familie kaufte Pfunner am 15. Juni 1766 von Säcklermeister Johann Baptist Huber *eine behausung und gesäß in der großen gassen gelegen, zum hinteren und vorderen bellican genant* für 1.800 Gulden.<sup>19</sup> Dieses Haus, einst zentral an der Kreuzung der heutigen Kaiser-Joseph-Straße und Bertold-/Salzstraße

---

<sup>17</sup> Ebd., S. 112f.: Ginter schreibt hier eine Reihe von Arbeiten Pfunner zu, als deren Urheber man heute eher den etwa 15 Jahre später wirkenden Anton Morath sieht. Wie er zu der Feststellung kommt, dass „sich auch keine Bezeichnung von Seiten des Malers an den Gemälden finden“ lasse, ist bei eindeutiger Signatur des Hauptbildes unverständlich.

<sup>18</sup> Dompfarramt Freiburg, Ehebuch 1733-1785, S. 292.

<sup>19</sup> StadtAF, B5 IIIa Fertigungsprotokolle Nr. 55 (1761-1766), fol. 368r.

gelegen, stand an der Stelle, wo sich jetzt im Erdgeschoss die Bankautomaten der Volksbank befinden. Dass es in der Folgezeit zu verschiedenen „Besitzstörungsklagen“ Pfunners wegen Problemen mit der Nachbarschaft und dem dort stattfindenden Marktbetrieb kam, ist in den Bauamts- und Ratsprotokollen festgehalten und demonstriert, dass Pfunner recht empfindlich auf Störungen und Belästigungen reagierte.<sup>20</sup>

Wenden wir uns nach diesem kurzen Abstecher ins Private nun wieder seinem künstlerischen Schaffen zu. Das Hauptwerk des Jahres 1765 ist insofern ein Unikum, als Pfunner die Decke einer evangelischen Kirche und zwar jener in Meißenheim mit Fresken schmückte. Er begann im August mit der Arbeit und hatte diese schon nach acht Wochen beendet. Im Deckenzentrum ist ein riesiges, 22 x 5 m großes Fresko zu sehen, das die Himmelfahrt Christi zeigt. In die Ecken malte er die vier Evangelisten, seitlich, in verhaltenen Brauntönen, Christi Geburt und Christus im Grab – mehr ein Bild der Auferstehung als des Todes, ähnlich dem in der Freiburger Friedhofskapelle. Die Konzeption war der in Niederschopfheim ähnlich: Auch in diesem Fall wurden zentrale christliche Heilsereignisse ausgewählt, wie sie von den Evangelisten überliefert sind – Unterschiede zwischen evangelischem und katholischem Glauben gibt es hier nicht.

### Die letzten zwei Jahrzehnte

Auf viele ‚fette‘, arbeitsintensive Jahre folgten ab 1766 offensichtlich ‚magere‘, auftragsschwache – warum, ist nicht mit Sicherheit auszumachen. Möglicherweise, weil Bilder von ihm aus dieser Zeit unentdeckt oder abgegangen sind. Dass schon in diesen Jahren sein Malstil nicht mehr gefragt war, kann durch den Auftragsboom in den 1770er-Jahren und Anfang der 1780er-Jahre ausgeschlossen werden. Fakt ist jedoch: Für 1766 ist keine Arbeit überliefert und für 1767 nur zwei Hochaltarblätter, das eine für die Pfarrkirche St. Martin in Freiburg-Hochdorf mit der Szene, wie Martin seinen Mantel mit dem Bettler teilte, und das andere für die Stiftskirche Heilig Kreuz in Horb am Neckar mit einer Verehrung des wieder aufgefundenen Kreuzes Christi. 1768 ist abermals keine Bestellung bekannt und 1769 reduziert sich seine Tätigkeit auf das Hochaltarblatt für die Pfarrkirche Soppe-le-Haut im Elsass mit der Darstellung der hl. Margarethe im Kampf gegen den Drachen, im Auszug der Apostel Jakobus.

Im Mai 1770 machte die junge Marie Antoinette auf ihrem Brautzug nach Frankreich, wo sie den Dauphin heiraten sollte, Station in Freiburg. Die Stadt bot alles Erdenkliche auf, um der Tochter Maria Theresias einen gebührenden Empfang zu bereiten. Dazu gehörte eine Ehrenpforte der Universität auf dem Franziskanerplatz, deren Bemalung Pfunner übertragen wurde. Als Motive wählte man sechs allegorische Darstellungen, vier sind dem Brautpaar von den vier Fakultäten gewidmet, zwei spielen unmittelbar auf dessen Liebe an. Dieses nicht mehr vorhandene Werk Pfunners – diese und die beiden anderen Ehrenpforten der Stadt und des Adels wurden nach der Abreise Marie Antoinettes umgehend wieder abgebaut – ist weit besser dokumentiert als manches noch vorhandene, gibt es doch einen Kupferstich und eine exakte Beschreibung (Abb. 5).<sup>21</sup> Nachdem im gleichen Jahr außerdem ein Seitenaltarblatt für die Pfarr-

---

<sup>20</sup> StadtAF, B5 II Bauamtsprotokolle Nr. 4 (1766-1772), 1767 Nr. 24; ebd., B5 XIIIa Ratsprotokoll Nr. 163 (1765-1768), S. 571.

<sup>21</sup> DIETER SPECK: 4. Mai 1770 – Marie Antoinette zieht in die Hauptstadt Vorderösterreichs ein, in: Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte in der Neuzeit, hg. von CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL, R. JOHANNA REGNATH, HEINRICH SCHWENDEMANN und HANS-PETER WIDMANN (Schlaglichter regionaler Geschichte 2), Freiburg 2015, S. 67-86 und 228 (Literaturverzeichnis).

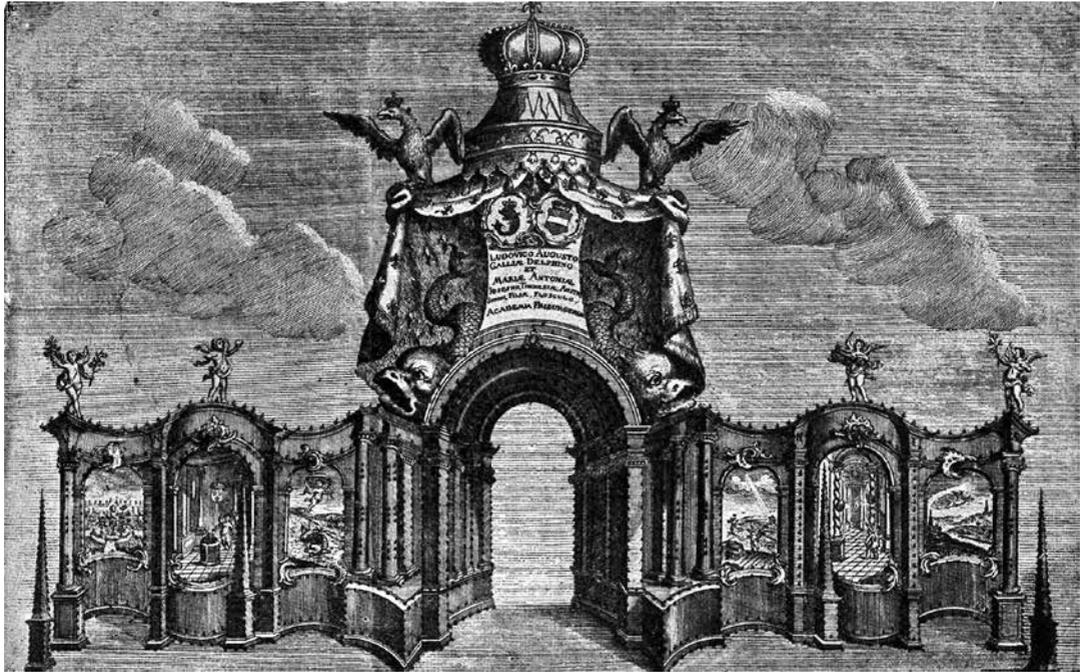


Abb. 5 1770 besuchte Marie Antoniette auf ihrem Brautzug nach Frankreich auch Freiburg. Die Bemalung des aus diesem Anlass errichteten Ehrenportals der Universität wurde Johann Pfunner übertragen (Kupferstich von Peter Mayer; Universitätsarchiv Freiburg, A 81/84).

kirche St. Leodegar in Schliengen, wieder einmal mit einem Martyrium des hl. Sebastian und im Auszug ein hl. Aloisius, entstanden war, folgten 1771 zwei Seitenaltarblätter für die Kapelle Notre-Dame-du-Sehring in Guebwiller mit einem hl. Dominikus und einem hl. Rochus. Außerdem fertigte Pfunner ein großes Ölgemälde für das Dominikanerkonvent in Guebwiller mit einer Darstellung des hl. Tobias und den drei Erzengeln Michael, Gabriel und Raphael, das sich heute im Chor der Pfarrkirche im elsässischen Bergholtzell befindet. Das Hochaltarblatt mit dem Martyrium des Apostels Bartholomäus für die gleichnamige Kirche in Ettenheim ist in dieses und das Folgejahr zu datieren.

Erst für die Jahre 1773/74 sind danach wieder Auftragsarbeiten Pfunners überliefert. Für das Kloster Tennenbach malte er mindestens fünf Altarblätter, die bei der Säkularisierung der Zisterzienserabtei 1806 auf drei Kirchen verteilt wurden: Eines hängt an der Seitenwand der ehemaligen Kirche des Zisterzienserinnenklosters Günterstal bei Freiburg (mit dem ‚zweiten Ordensgründer‘ Bernhard von Clairvaux), zwei andere gelangten gegen ein geringes Entgelt in die Pfarrkirche von Kiechlingsbergen (mit dem hl. Benedikt in der Glorie und den Vierzehn Nothelfern – ein in der Anordnung der Figuren und in der Farbgebung hervorragendes Werk) und weitere zwei Bilder sind im Chorraum der Pfarrkirche von Oberwinden zu finden (der hl. Joseph mit dem Christuskind und das Martyrium des hl. Sebastian).

Ab dem Jahr 1775 begann für Pfunner wieder eine Zeit sehr intensiven künstlerischen Schaffens. Es häuften sich die Aufträge derart, dass er gar nicht alle ausführen konnte. Zumindest besteht der Verdacht, dass er die für die Pfarrkirche in Sasbach bei Achern geplanten und *veraccordierten* Deckenfresken möglicherweise nie umsetzen konnte, zumal in diesem Jahr die umfangreichste Arbeit seines Lebens auf ihn wartete: Die Ausmalung der Pfarrkirche St. Peter in Endingen am Kaiserstuhl.

Die großen Deckenfresken der Pfarrkirche St. Peter haben als Motiv wichtige Ereignisse aus dem Leben des Apostels Petrus: Im Chor die Heilung des Gelähmten an der „Schönen Pforte“ des Tempels von Jerusalem (Abb. 9), im Langhaus die Vision des Petrus im Hause Simons des Gerbers in Jaffa, die Nachwahl des Apostels Matthias, der den Jüngerkreis nach dem Ausscheiden des Judas wieder vervollständigte, und den wunderbaren Fischzug – alles sehr figurenreiche, aufwändige Darstellungen, großenteils vor prächtiger Architekturkulisse. Zu diesen vier großen malte Pfunner 29 kleine, davon elf im Chor und 18 im Langhaus. Die Lünetten im Chor zeigen Mose und Elia, die bei Jesu Verklärung neben ihm erschienen, das alt- und neutestamentliche Opfer sowie die drei göttlichen und die vier sittlichen Tugenden. Von den 18 Lünetten des Langhauses geben acht eine Zusammenfassung des Evangeliums durch die Seligpreisungen der Bergpredigt wieder, vier stellen die lateinischen Kirchenlehrer und vier bedeutende Theologen dar. Es ist die klassische römisch-katholische Ekklesiologie, die hier von Pfunner gekonnt ins Bild gesetzt wird: Petrus, der Fels, auf den die Kirche gegründet ist, dessen Nachfolger die Garanten der Wahrheit des Evangeliums sind.

Im Jahr darauf schuf Pfunner für die Pfarrkirche St. Gallus in Heimbach bei Teningen ein Hochaltarblatt mit dem Namenspatron und im Auszugs die Rosenkranzspende. Hinzu kamen ein Seitenaltarblatt, auf dem Anna ihre Tochter Maria im Lesen der göttlichen Verheißungen unterrichtet mit der hl. Barbara im Auszug, und ein weiteres Seitenaltarblatt mit dem hl. Johannes Nepomuk und der hl. Katharina im Auszug.

Ein Folgeauftrag führte Pfunner 1777 noch einmal nach Endingen, wo er für St. Peter das Hochaltarblatt mit der Apotheose des hl. Petrus gestaltete und in das er unten als kleines Bild das Martyrium des Heiligen einfügte. Gleiches galt für Rheinhausen, wo seine Arbeit ebenfalls nicht beendet war: So musste er für die St. Ulrichskapelle noch ein Altarblatt malen mit dem Namenspatron als Helfer der Kranken. Auch in Wyhl wartete ein Folgeauftrag auf ihn: Für die Pfarrkirche entstand das Hochaltarblatt, das den „heiligen Wandel“ zeigt, im Auszugsbild die Verherrlichung des Namens Jesu, bei der Pfunner das Motiv der vier Erdteile erneut verwendet. Während das linke Seitenaltarblatt den hl. Blasius und im Auszug das Martyrium des hl. Sebastian darstellt, gibt das rechte Seitenaltarblatt die hl. Barbara und im Auszug die deutsche Mystikerin Gertrud von Helfta wieder. Das Chordeckenfresko bringt gleichsam eine Zusammenfassung der Szenen auf den Altarblättern: Unten im Bild der hl. Blasius und die hl. Barbara, in der Mitte, flankiert von Engeln, die Heilige Familie, wobei das Christuskind zwischen Maria und Joseph auf einer Weltkugel sitzt, über der Gott-Vater und Gott-Geist schweben, sodass die Dreifaltigkeit erscheint. Auch die beiden Bilder an der Chorwand, die den hl. Augustinus und den hl. Johannes Nepomuk darstellen, sind wohl von Pfunners Hand.

Im Jahr 1778 wurde Pfunner noch einmal in Ettenheim tätig. Er dekorierte für die Gemeinde ein „Heilig Grab“, wie er es aus seiner Heimat kannte und möglicherweise mit seinem Lehrer Franz Bernhard Altenburger für Kenzingen und später allein für St. Peter im Schwarzwald schuf (Abb. 6). Für diesen Kulissenbau, der es ermöglicht, in der Karwoche und an Ostern die Stationen des Leidensweges, die Grablegung und die Auferstehung Jesu vor Augen zu führen, hat Pfunner die Bemalung und die entsprechenden Wechselstücke geschaffen, die der Gemeinde lange Zeit als Hilfe bei der Andacht und Anbetung während der Kar- und Osterwoche dienen. Da die meisten Heilig-Grab-Darstellungen im Laufe der Zeit verloren gingen, weil eine solch konkrete theatralische Umsetzung nicht mehr dem Geschmack entsprach, ist die in Ettenheim vorhandene ein besonderer Schatz, der leider viel zu selten präsentiert wird.

Während für das Jahr 1779 keine Arbeiten Pfunners nachgewiesen sind, gibt es in den Jahren 1780/81 wieder mehrere. Ein weiteres Mal kehrte er nach Endingen zurück und malte die Blätter der beiden großen Seitenaltäre – das eine mit Maria als Himmelskönigin und der Heiligen Dreifaltigkeit im Auszugsbild und das andere mit dem Martyrium des hl. Sebastian (Abb. 7) und den

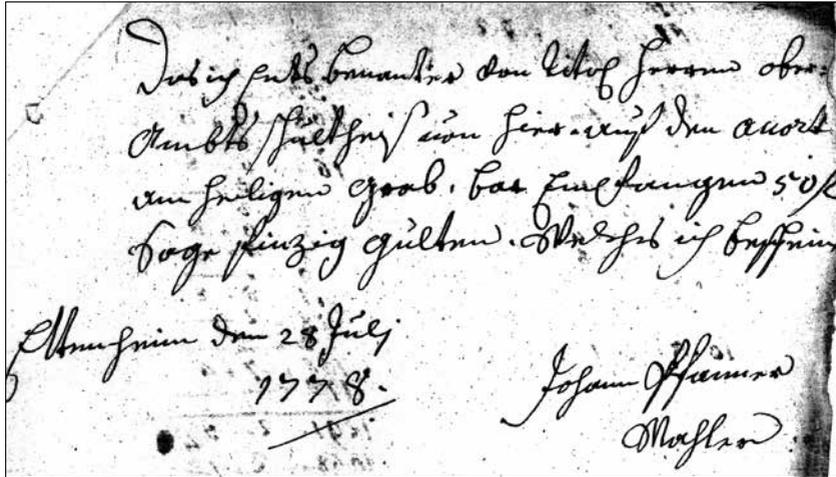


Abb. 6 Von Johann Pfunner am 28. Juli 1778 ausgestellte Quittung über 50 Gulden für ausgeführte Arbeiten am „Heilig Grab“ für die Pfarrgemeinde Ettenheim (Pfarrarchiv Ettenheim, Kirchenrechnung pro Anno 1778, Außgaab Geldt Innsgeheim).

„unschuldigen Kindlein“ im Auszugsbild. In der Pfarrkirche in Gütenbach zeichnete er für den Seitenaltar verantwortlich, auf dem die Marienkrönung sowie im Auszug St. Michael als Drachentöter und Seelenwäger zu sehen sind und der sich heute in Schallstadt befindet. Die Pfarrkirche in March-Holzhausen schmückte er mit einem ganz hervorragenden Hochaltarblatt, auf dem die von Pankratius und Apollinaris verehrte Immaculata zu sehen ist, im Auszug der große Jesuitenmissionar Franz Xaver. Zur gleichen Zeit entstand ein Altarblatt, das die Einführung des Rosenkranzfestes durch Papst Pius V. im Jahre 1571 nach seinem Sieg über die Türken in der Seeschlacht bei Lepanto zum Gegenstand hat. Für welche Kirche es ursprünglich bestellt wurde, ist unbekannt. Heute dient es als Hochaltarblatt in der Pfarrkirche St. Gallus in Kappel bei Lenzkirch.



Abb. 7 „Martyrium des hl. Sebastian“, Pfarrkirche St. Peter in Endingen (Foto: Gerhard Bender).

Der räumliche Schwerpunkt seines Schaffens lag in den beiden Jahren aber in Waldkirch und dem von den dortigen Chorherren betreuten Wallfahrtsort Palmbühl bei Schömberg. In Waldkirch malte er für das Heilig-Geist- und St.-Nikolausstift wieder einmal eine Apotheose des hl. Nikolaus auf das Hochaltarblatt, das heute im Elztalmuseum aufbewahrt wird. Ein dazu gehörendes Auszugsbild und zwei Seitenaltarbilder sind nicht mehr vorhanden. Im Jahr darauf folgte die Bestellung großformatiger Gemälde der Habsburger: Kaiser Rudolph II. (abgegangen), Kaiserin Maria Theresia bei der Einführung der Ewigen Anbetung des Altarsakraments und Kaiser Joseph II. bei der Anbetung des Allerheiligsten im Freiburger Münster. Die beiden letztgenannten werden ebenfalls im Elztalmuseum aufbewahrt und wurden in der erkennbaren Absicht in Auftrag gegeben, dadurch der sich bereits abzeichnenden Säkularisierung zu entgehen, was aber nicht gelang. Für die Wallfahrtskirche zur Schmerzhaften Mutter Gottes vom Palmbühl schuf Pfunner ein Seitenaltarblatt mit der Apotheose des hl. Johannes Nepomuk, im Auszug der römische Offizier und Märtyrer Mauritius, der Anführer der Thebäischen Legion, und ein zweites mit der Apotheose des hl. Wendelin, im Auszug der hl. Leonhard. Die Darstellung der vierzehn Heiligen auf dem Hochaltarblatt, die eine frappierende Übereinstimmung mit der in Kiechlingsbergen aufweist, möchte ich deshalb auch der Hand Pfunners zuschreiben. Alle drei Altarblätter sind hervorragend gelungen und zeigen die Meisterschaft ihres Schöpfers.

Nach dem Höhepunkt dieser Jahre geht Pfunners Wirken langsam seinem Ende entgegen. Für 1783 wird lediglich ein Deckenfresko für die St. Georgskirche in Bleibach im Elztal erwähnt, das nicht mehr existiert. Im Jahr 1784 entstanden noch vier Wechselbilder für den Hochaltar der Pfarrkirche zu Ebringen – ein Gnadenstuhl, eine Immaculata, eine Heilige Familie und ein Schutzengel, von denen heute drei an den Wänden der Pfarrkirche (Abb. 8a-c), das vierte in der Berghäuser Kapelle hängen. Pfunners letzte belegbare Arbeit stammt aus dem Jahr 1785 und ist ein Altarbild mit dem Martyrium des hl. Sebastian für die Kapelle auf dem Alten Friedhof in Waldkirch. Bedauerlicherweise wurde es vor ein paar Jahren aus dem Rahmen geschnitten und gestohlen.

In den 1780er-Jahren verschlechterte sich Pfunners Gesundheitszustand, sodass er manche Aufträge nicht mehr annehmen und ausführen konnte, wie etwa die Wiederherstellung des zerstörten zentralen Freskos in der Katharinenkirche zu Mahlberg. Entscheidender aber war das Ausbleiben von Aufträgen aufgrund der Josephinischen Kirchenpolitik, die zunehmend zu Einschränkungen und Schließungen von Wallfahrtskirchen und Klöstern führte, sowie der Stilwandel hin zum Frühklassizismus, der sich scharf gegen das Rokoko abgrenzte. Pfunner musste, wie so manch anderer vor ihm und nach ihm, feststellen, dass seine Kunst mit der neu aufkommenden Stilrichtung nicht mehr gefragt war. Die soziale Situation der Familie wurde dadurch immer prekärer, wie den Erbschaftsakten seiner Ehefrau zu entnehmen ist: *Im Gegenteile ist es eine offenkundige Sache, dass diese Eheleute sich sehr kümmerlich durchgebracht und dass sie von Jahr zu Jahr in Ermangelung eines ergiebigen Erwerbes mehr und mehr herabgekommen seien ...*<sup>22</sup> Am 26. April 1787 beantragte Pfunner die Erlaubnis zum Kaffee- und Bierausschank in seinem Haus, *da er, weil alt und auf einem Auge blind, durch seine Kunst nichts mehr verdienen kann.*<sup>23</sup> Etwa ein Jahr später, am 24. Mai 1788, ist er dann an Harnruhr, einem Nieren-Blasenleiden, gestorben.<sup>24</sup> Seine Witwe und seine Söhne konnten das Haus nach seinem Tod nicht mehr lange halten und verkauften es am 8. Juli 1790 an den Schneider Lambert Bihler.<sup>25</sup>

<sup>22</sup> StadtAF, C1 Erbschaftsakten, Maria Anna Pfunnerin.

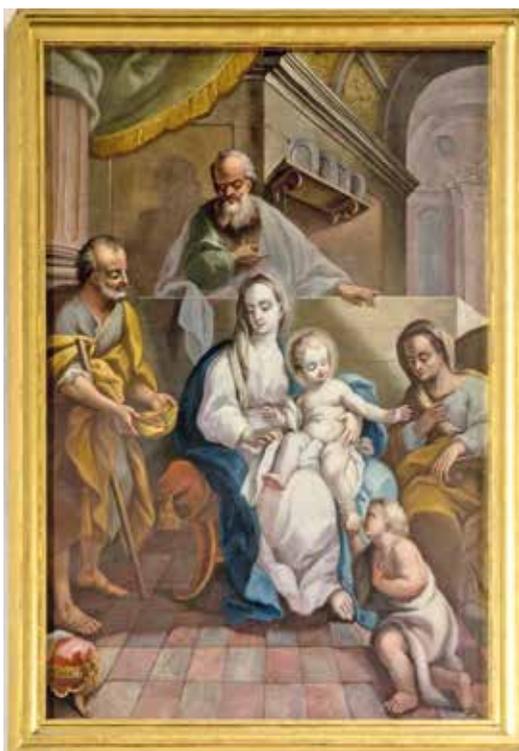
<sup>23</sup> StadtAF, Akten Wirtschaften-Collektaneen, F. Hefe I. (= K1/14 Nachlass Friedrich Hefe?).

<sup>24</sup> Pfarrarchiv St. Martin Freiburg, Totenbuch (1785-1805), S. 37; StadtAF, B1 Nr. 97 Necrologium der Marianischen Sodalität zu Freiburg (1628-1804), fol. 178r.

<sup>25</sup> StadtAF, B5 IIIa Fertigungsprotokolle Nr. 60 (1788-1793), S. 192, 315 und 679f.



a



b



c

Abb. 8a-c  
„Gnadenstuhl“, „Heilige Familie“ und „Immaculata“,  
Pfarrkirche St. Gallus und Otmar in Ebringen (Fotos:  
Joergens.mi/Wikipedia, Lizenz: CC-BY-SA 3.0).

## Resümee

Zeitgenossen bestätigen Johann Pfunner, *dem kunstreichen Maler zu Freiburg, dass er im Land durch seine Malerei berühmt* und sein Ettenheimer Hochaltarblatt *kunstreich wunderschön gemacht, der Anatomie nach, schön in der Stellung der Figuren und Haltung/: auch proper in Schatten und Licht gemalt:/ habe.*<sup>26</sup>

Diesem positiven Urteil kann der heutige Betrachter durchaus zustimmen, schließlich besaß Pfunner ein zweifellos großes kompositorisches Geschick. Diese Fähigkeit hat sich nicht erst im Laufe seiner Tätigkeit entwickelt, sie war von Anfang an da. So zeigen beispielsweise das Martyrium der hl. Margarethe und mehr noch das des hl. Sebastian in Untersimonswald einen sehr bewegten und doch klar strukturierten Bildaufbau. Besonders deutlich wird diese Begabung Pfunners bei den beiden Vierzehn-Heiligen-Altarblättern in Kiechlinsbergen und auf dem Palmbühl sowie den Deckenbildern, die einer Kreiskomposition am nächsten kommen, der Fürbitte Marias in Herbolzheim und der Himmelfahrt Christi in Niederschopfheim. Und was für einzelne Bilder gilt, trifft auch für die Gestaltung ganzer Decken zu. Außerdem zeichnet sich Pfunner durch einen besonders großen Variantenreichtum bei seiner Themenwahl aus, gleichwohl ihn ein Sujet immer wieder, von seinem ersten bis zu seinem letzten Werk begleitete: das Martyrium des hl. Sebastian. Vergleicht man diese Darstellungen, so fällt auf, dass keine der anderen gleicht, weil Pfunner immer wieder neue Einfälle hatte. Gleiches gilt für andere, mehrmals in Bildern umgesetzte Motive wie etwa die Apotheose des hl. Nikolaus. Des Weiteren verfügte Pfunner über ein hervorragendes Farbgefühl. Er liebte eine helle, frohe Farbigkeit mit Rot- Blau- und Gelbtönen, schätzte aber auch erdige Ocker- und Brauntöne, sodass abwechslungsreiche Bilder entstanden, die harmonisch und ansprechend wirken, auch wenn dabei zu berücksichtigen ist, dass ein Teil des heutigen Aussehens auf Nachdunkelung, Verblässung oder auch Restaurierung zurückzuführen ist. Das „nervöse, unruhige Temperament“ Pfunners, das mit einem flüchtigen Pinselstrich einhergeht, trifft höchstens auf sein Frühwerk, etwa die Emmausjünger in Oberried, zu.<sup>27</sup> Je älter Pfunner wurde, desto feiner und genauer führte er seine Bilder aus, wie man bei den Deckenbildern in Herbolzheim, Niederschopfheim oder Endingen sehen kann. Im Alter wurde er sogar so detailverliebt, dass er beispielsweise bei Brokatgewändern nicht nur die Stoffstruktur mit größter Genauigkeit wiedergab, sondern in den Stoff sogar Szenen hineinmalte als seien sie eingewebt, wie etwa eine Geburt Christi im Gewand des hl. Apollinaris auf dem Hochaltarblatt in der St.-Pankratius-Kirche von March-Holzhausen.

Diesen Aspekten seiner Arbeit, die anerkennend zu nennen sind, müssen auch einige kritische Töne hinzugefügt werden: Während die bedeutenden Barockmaler des 18. Jahrhunderts große, deckenfüllende Fresken schufen, die sich von jeder Stelle im Raum aus betrachten ließen, gelang es Pfunner nie, sich vom Schema des Tafelbildes zu lösen, sodass seine Deckenfresken oft wie an der Decke befestigte Tafelbilder wirken. Auch bleiben Architekturdarstellungen bei Pfunner reine Hintergrunddekorationen; die Öffnung des realen Raumes in den imaginären durch virtuose Scheinarchitekturen, die die Öffnung der Kirchendecke in die Weite des Himmels imaginieren, wie sie Andrea Pozzo (1642-1709) propagierte und praktizierte, ist bei Pfunner nicht zu finden. Dieses Fehlen wesentlicher Entwicklungen in der Barockmalerei ist eindeutig darauf zurückzuführen, dass Pfunner nie über den südwestdeutschen Raum hinausgekommen

---

<sup>26</sup> Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 353 - Zugang 1908/10511, Akte 311 Mahlberg (9.9.1761); HERMANN BROMMER: Bauleute und Künstler am Ettenheimer Kirchenbau des 18. Jahrhunderts, in: Festschrift St. Bartholomäus Ettenheim. Beiträge zur 200. Wiederkehr der Weihe der Ettenheimer Stadtpfarrkirche, hg. von DIETER WEIS, München 1982, S. 38-79, hier S. 65f.

<sup>27</sup> GINTER (wie Anm. 1), S. 105.

ist, in dem er von 1740 bis 1785 unermüdlich tätig war. So hat er wesentliche Entwicklungen nicht mitbekommen. Dass er an Anregungen durchaus interessiert war, zeigt beispielsweise die Übernahme des Motivs der vier Erdteile, das er bei der Arbeit in Schloss Ebnet kennen lernte und – wie bereits erwähnt – später immer wieder verwendet hat. Es bleibt festzuhalten, dass er im Rahmen seiner Möglichkeiten Überdurchschnittliches geleistet hat, über eine deutlich „bessere Begabung“ als mancher Maler seiner Zeit verfügte und „unter den Tiroler Künstlern in Freiburg ein strahlender Stern“ war –jedoch mit den genannten Einschränkungen.<sup>28</sup>

Auf einen Aspekt seines künstlerischen Schaffens, der bislang noch nie thematisiert wurde, sei in der gebotenen Kürze abschließend hingewiesen: Pfunner kam es nie darauf an, ausschließlich gelungene Einzeldarstellungen und perfekte Raumkonzeptionen zu schaffen, sondern ebenso durch seine Bilder christlichen Glauben zu bezeugen und zur Frömmigkeit einzuladen. Dies lässt sich an einer Reihe von Beobachtungen festmachen: Zunächst an der Innigkeit, mit der er Jesus Christus abbildete. Das beginnt bei der Darstellung Jesu mit den Emmausjüngern in Oberried, führt über das Auferstehungs- und Himmelfahrtsbild in Niederschopfheim, die Auferstehungsgemälde in der St. Michaelskapelle auf dem Alten Friedhof in Freiburg und reicht bis hin zu den Bildern des „Heiligen Grabes“ in Ettenheim. Stets wird der Heiland erhaben, strahlend und überirdisch wiedergegeben, was wohl auf Pfunners tiefe Religiosität zurückzuführen ist. Weiter wäre zu nennen, dass Pfunner Texte der Bibel bis ins Detail exakt ‚kopierte‘. Er erlaubte sich keine ‚künstlerische Freiheit‘, sondern hielt sich streng an die Quelle. Manchmal schrieb er sogar Zitate mit Stellenangabe in seine Bilder hinein, offensichtlich, weil ihm die Worte der Bibel von großer Bedeutung waren. Schließlich – und das erscheint besonders wichtig – machte Pfunner mit seinen Werken immer wieder deutlich, dass der Mensch vor Gott eine Wahl treffen muss, wie er zu dessen Wirken steht. Sowohl auf den Weihnachtsbildern der Giersbergkapelle und in Niederschopfheim als auch auf dem Fresko der Heilung des Gelähmten an der „Schönen Pforte“ des Tempels zu Jerusalem in Endingen, sind Menschen verkörpert, die durch ihre Gestik zum Ausdruck bringen, dass sie, was hier geschieht, im Glauben annehmen oder im Unglauben ablehnen und die damit den Betrachter zu einer Entscheidung herausfordern (Abb. 9).

Der Beitrag soll mit einem Zitat, das sich auf das Werk von Francisco de Zurbarán (1598-1664) bezieht, aber nicht minder auf das von Johann Pfunner zutrifft, schließen und das den Titel dieses Aufsatzes „Glauben malen“ erklärt: „Es ist, in Abwandlung der Missionsthese der Jesuiten, eine Propaganda fidei per picturam“, die noch heute beeindruckt als Kunstwerk und als Glaubensbotschaft.“<sup>29</sup>

---

<sup>28</sup> Ebd. und BROMMER (wie Anm. 5), S. 841.

<sup>29</sup> PETER DITTMAR: Kunst und Auktionen, 42. Jahrgang Nr. 7 vom 25.04.2014, S. 35.



Abb. 9 „Heilung des Gelähmten durch Petrus an der ‚Schönen Pforte‘ des Tempels von Jerusalem“, Pfarrkirche St. Peter, Endingen (Foto: Gerhard Bender).

## Anhang

### Chronologisches Werkverzeichnis von Johann Pfanner

(Abkürzungen: Auszug = Kleineres Bild über dem Hauptbild, PWV = Pfanner Werkverzeichnis [vom Verfasser erstelltes chronologisches Verzeichnis sämtlicher Werke von Johann Pfanner])

- 1740 Kirchzarten, Giersbergkapelle, Decken- und Wandfresken (PWV 1.1-8)<sup>30</sup>  
Friedenweiler (Schwarzwald), ehemalige Klosterkirche, Seitenaltarblatt (PWV 2)<sup>31</sup>
- 1741 Pfaffenweiler, Pfarrkirche St. Columba, Seitenaltarblatt (PWV 3)<sup>32</sup>
- 1741/42 Untersimonswald, Pfarrkirche St. Sebastian, Deckenfresken (PWV 4.1-16)<sup>33</sup>
- 1745/47 Oberried, „Schlössle“, Deckenfresko (PWV 5)
- 1746 Freiburg, Kapelle St. Ottilien, sieben Stationenbilder (abgegangen)  
Freiburg, Kapelle St. Wendelin, Altarblatt (abgegangen)
- 1747 Freiburg, Dominikanerkloster, Altarblatt (abgegangen)
- 1747/49 Urach (Schwarzwald), Pfarrkirche Allerheiligen, Hochaltarblatt, Seitenaltarblätter, Chordeckenfresken (PWV 6.1-16)<sup>34</sup>
- 1748 Hüfingen (Baar), Kapelle St. Leonhard, Altarblatt (PWV 7)<sup>35</sup>  
Freiburg, Dominikanerkloster, Auszug (abgegangen)
- 1748/49 Endingen, Pfarrkirche St. Martin, Auszug (PWV 8)<sup>36</sup>
- 1748/50 Freiburg, Kapelle St. Valentin, „ein Stück“ (abgegangen)
- 1749 Freiburg, Adelhauser Kirche, Bild auf dem Orgelgehäuse (PWV 9)<sup>37</sup>
- 1750 Merzhausen, Pfarrkirche St. Gallus, Tafelbild (PWV 10)<sup>38</sup>  
Ebringen, Berghauser Kapelle, Hochaltarblatt (PWV 11)<sup>39</sup>  
Freiburg, Dominikanerkloster, Altarblatt (abgegangen)  
St. Peter auf dem Schwarzwald, Kloster, Hl. Grab und Theatrum (abgegangen)
- 1751 Freiburg, Dominikanerkloster, Altarblatt (abgegangen)
- 1752 Appenweiler, Pfarrkirche St. Michael, Hochaltarblatt und fünf kleine Landschaftsbilder (PWV 12.1-6)<sup>40</sup>  
Freiburg-Ebnet, Schloss Ebnet, Deckenfresken im Treppenhaus (PWV 13.1-4)<sup>41</sup>  
Riedböhringen (Blumberg/Baar), Pfarrkirche St. Genesius, Chordeckenfresko (PWV 14)<sup>42</sup>

---

<sup>30</sup> MANFRED HERMANN/FRAZ KERN: Kirchzarten, Pfarrkirche St. Gallus, Regensburg 41999.

<sup>31</sup> HANS-OTTO MÜHLEISEN: Friedenweiler, Lindenberg 2004.

<sup>32</sup> MANFRED HERMANN: Pfarrkirche St. Columba Pfaffenweiler, München/Zürich 1983.

<sup>33</sup> Die Geschichte von Simonswald, hg. von GERHARD A. AUER, Simonswald 2003.

<sup>34</sup> WALTER FAULER: Urach im Schwarzwald. Die Geschichte einer Talgemeinde, Horb am Neckar 1996.

<sup>35</sup> MAREN NICKEL: Kirchen und Kapellen in der Stadt Hüfingen und ihren Ortsteilen Behla, Fürstenberg, Hausen vor Wald, Mundelfingen und Sumpfohren (Kunsthistorische Reihe der Stadt Hüfingen 8), Hüfingen 2006.

<sup>36</sup> HANS-OTTO MÜHLEISEN: Endingen, St. Peter: Kirchen Kunst & Brauchtum, Lindenberg 2014, S. 31ff.

<sup>37</sup> HERMANN BROMMER: Freiburg, Adelhauser Kloster. Ehemalige Klosterkirche des „Convents Adelhausen zu der Verkündigung Mariae der Jungfrau und Mutter Gottes und St. Catharinae“, München/Zürich 1976.

<sup>38</sup> HERMANN BROMMER/HELMUT STEINMANN: Katholische Pfarrkirche St. Gallus Merzhausen, München 1992.

<sup>39</sup> MANFRED HERMANN: Berghauser Kapelle St. Trudpert, Ebringen bei Freiburg, Lindenberg 1998.

<sup>40</sup> WILHELM SCHÄFER/HUGO SCHNELL: St. Michaelskirche Appenweiler-Baden, München u.a. 21973.

<sup>41</sup> PAUL-RENÉ ZANDER: Das Rokokoschloß Ebnet. Ein Beitrag zum Bauwesen der Herren von Sickingen in Vorderösterreich, Regensburg 1997.

<sup>42</sup> HERMANN BROMMER: Kardinal-Bea-Museum Riedböhringen, Regensburg 1996.

- 1753 Freiburg-St. Georgen, Pfarrkirche St. Georg, Hochaltarblatt und Auszug (PWV 15.1-2)<sup>43</sup>
- 1753/54 Herbolzheim, Pfarrkirche St. Alexius, Deckenfresken Chor und Langhaus (PWV 16.3-22)<sup>44</sup>
- 1754 Freiburg-Kappel, Pfarrkirche St. Peter und Paul, Hochaltarblatt (abgegangen)  
Rheinhausen-Oberhausen, Pfarrkirche St. Ulrich, Hochaltarblatt (abgegangen)<sup>45</sup>  
Rheinhausen-Oberhausen, Pfarrkirche St. Ulrich, Seitenaltarblätter (PWV 17.1-2)<sup>46</sup>  
Rheinhausen-Oberhausen, Pfarrhaus, Deckenfresken (PWV 18.1-6)<sup>47</sup>
- 1755 Mulhouse (Elsass), Pfarrkirche St. Barthélémy, Tafelbild (PWV 19)<sup>48</sup>  
Reiningue (Elsass), ehemaliges Jesuitenkloster Oelenberg, Fresken (abgegangen)
- 1756/61 Niederschopfheim, Pfarrkirche St. Brigitta, Hochaltarbild und Deckenbilder (PWV 20.1.3-18)<sup>49</sup>  
Freiburg, Privatbesitz, zwei Weihnachtsbilder (PWV 20.3a + b)
- 1756 Schweighouse-sur-Moder (Elsass), Pfarrkirche, Zwei Ölbilder (abgegangen)
- 1757 Baden-Baden, Klosterkirche Lichtenthal, Hochaltarblatt und Auszug (abgegangen)  
Offenburg-Griesheim, Pfarrkirche St. Nikolaus, Hochaltarblatt (PWV 21)<sup>50</sup>  
St. Märgen, Thaddäuskapelle, Deckenfresken (PWV 22.1-5)<sup>51</sup>  
Breisach-Gündlingen, Pfarrkirche St. Michael, Seitenaltarblätter und Auszüge (PWV 23.1-4)
- 1758 Münchweier, Pfarrkirche Hl. Kreuz, Seitenaltarblätter und Tafelbild (PWV 24.1-3)<sup>52</sup>  
Herbolzheim, Pfarrkirche St. Alexius, Hochaltarblatt und Auszug (PWV 16.1-2)<sup>53</sup>
- 1759 Offenburg-Zunsweier, Pfarrkirche St. Sixtus, Hochaltarblatt (PWV 25)  
Eisenbach-Schollach, Pfarrkirche St. Wolfgang, Seitenaltarblätter und Deckenfresken (abgegangen)
- 1760 Freiburg, St. Michaelskapelle Alter Friedhof, Deckenölbilder (PWV 26.1 -9)<sup>54</sup>  
Pfaffenweiler, Kapelle der hll. Rosalia und Barbara, Altarblatt (PWV 27)<sup>55</sup>
- 1761 Oberkirche-Bottenau, Wallfahrtskapelle St. Wendelin, Chorfresken (PWV 28)<sup>56</sup>  
Mahlberg, Evangelische Katharinenkirche, Deckenfresken (PWV 29.1-9)

<sup>43</sup> HERMANN BROMMER: Katholische Pfarrkirche St. Georg, München/Zürich 1979.

<sup>44</sup> HERMANN BROMMER: Katholische Stadtpfarrkirche St. Alexius Herbolzheim i. Br., München/Zürich 21984.

<sup>45</sup> HERMANN BROMMER: Katholische Pfarrkirche St. Ulrich, Regensburg 1994.

<sup>46</sup> Ebd.

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> MONIQUE FUCHS: Une toile d'Oelenberg conservée à l'Eglise Saint-Barthélémy à Dornach-Mulhouse, in: Cahiers alsaciens d'archéologie, d'art et d'histoire 32 (1989), S. 317-329.

<sup>49</sup> WOLFGANG E. STOPFEL: Die Kirchen der Gemeinde Hohberg, München u.a. 1981, S. 14ff.

<sup>50</sup> ADALBERT EHRENFRIED: St. Nikolaus Offenburg-Griesheim, München u.a. 1978.

<sup>51</sup> MANFRED HERMANN: Katholische Pfarr- und Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt St. Märgen im Schwarzwald, Lindenberg 2003.

<sup>52</sup> DIETER WEIS: Klosterkirche Ettenheimmünster. Zur Ausstattung der Kirche und dem Verbleib der Kircheneinrichtung. Eine Dokumentation, Offenburg 1999.

<sup>53</sup> BROMMER (wie Anm. 44).

<sup>54</sup> JOSEF DOTTER: Die Malereien in der Kapelle auf dem alten Friedhof zu Freiburg i. Br., in: Schau-ins-Land 64 (1937), S. 3-36.

<sup>55</sup> HERMANN (wie Anm. 32).

<sup>56</sup> HEINZ G. HUBER: Pfarrkirche St. Sebastian Nußbach, Wallfahrtskirche St. Wendelin Bottenau, Regensburg 2007.

- Mahlberg, Evangelische Katharinenkirche, Hochaltarblatt und zentrales Deckenfresko (abgegangen)
- Wyhl, Pfarrkirche St. Blasius, Deckenfresko und 14 Kreuzwegstationen (abgegangen)<sup>57</sup>
- Breisach, Franziskanerkirche, Seitenaltarblatt (abgegangen)
- 1761/62 Freiburg, Alte Universitätsbibliothek, „Dekorative Malereien“ (abgegangen)
- 1762/63 Wyhl, Pfarrhaus, Decken- und Wandfresken im „Prälatusaal“ (PWV 30.1-6)
- 1764 Hofweier, Pfarrkirche St. Gallus, Deckenölbilder, acht Tafelbilder (PWV 31.1 -26)<sup>58</sup>
- Thann (Elsass), Museum, 2 Tafelbilder (PWV 32.1-2)<sup>59</sup>
- Münstertal (Schwarzwald), Pfarrkirche St. Trudpert, Seitenaltarblatt und Auszug (PWV 33.1-2)<sup>60</sup>
- Kirchzarten, Pfarrkirche St. Gallus, zwei Auszüge (PWV 34.1-2)<sup>61</sup>
- 1764/65 March-Neuershausen, Pfarrkirche St. Vincentius Levita, Seitenaltarblätter (PWV 35.1-2)<sup>62</sup>
- 1765 Meißenheim, Evangelische Kirche, Deckenfresken (PWV 36.1-7)<sup>63</sup>
- 1767 Freiburg-Hochdorf, Pfarrkirche St. Martin, Hochaltarblatt (PWV 37)<sup>64</sup>
- Horb am Neckar, Stiftskirche Hl. Kreuz, Hochaltarblatt (PWV 38)<sup>65</sup>
- 1769 Soppe-le-Haut (Le Haut Sultzbach/Elsass), Pfarrkirche Sainte-Marguerite, Hochaltarblatt und Auszug (PWV 39.1-2)<sup>66</sup>
- 1770 Schliengen, Pfarrkirche St. Leodegar, Seitenaltarblatt und Auszug (PWV 40.1-2)<sup>67</sup>
- Freiburg, Franziskanerplatz, Ehrenpforte der Universität für Marie Antoinette (abgegangen)
- 1771 Guebwiller (Elsass), Kapelle Notre-Dame-du-Sehring, Seitenaltarblatt (PWV 41.1-2)<sup>68</sup>
- Bergholtzell (Elsass) Pfarrkirche St. Benoit Ölbild (PWV 42)<sup>69</sup>
- 1771/72 Ettenheim, Pfarrkirche St. Bartholomäus, Hochaltarblatt (PWV 43)<sup>70</sup>
- 1773 Freiburg-Günterstal, Pfarrkirche Liebfrauen, Altarblatt (PWV 44)<sup>71</sup>
- Reiningue (Elsass), Pfarrkirche St. Romanus, Fresken (abgegangen)

<sup>57</sup> BEATRIX AHRENS/JOSEF SEITER: Pfarrkirche St. Blasius Wyhl am Kaiserstuhl, Wyhl 2008.

<sup>58</sup> STOPFEL (wie Anm. 49).

<sup>59</sup> Inventaire Général des Monuments et des Richesses Artistiques de la France, Direction Régionale des Affaires Culturelles d'Alsace, Canton Thann, Paris 1980, S. 214 und 390.

<sup>60</sup> THEODOR KURRUS: St. Trudpert Münstertal, Regensburg <sup>13</sup>1999.

<sup>61</sup> HERMANN/KERN (wie Anm. 30).

<sup>62</sup> HERMANN BROMMER: Neuershausen, Pfarrkirche St. Vincentius Levita, Regensburg <sup>2</sup>1995.

<sup>63</sup> HERMANN BROMMER: Evangelische Kirche Meißenheim, München/Zürich 1983.

<sup>64</sup> HERMANN BROMMER: Hochdorf, Pfarrkirche St. Martin, München u.a. 1977.

<sup>65</sup> DIETER MANZ: Die Stiftskirche Heilig Kreuz in Horb am Neckar, Horb am Neckar 1990.

<sup>66</sup> MARIE-PHILIPPE SCHEURER: Inventaire Général des Monuments et des Richesses Artistiques de la France, Direction Régionale des Affaires Culturelles d'Alsace, Canton de Masevaux, Straßburg 2001, S. 31.

<sup>67</sup> HERMANN BROMMER: Katholische Pfarrkirche St. Leodegar Schliengen, Lindenberg 1999.

<sup>68</sup> HERMANN BROMMER: Der Barockmaler Pfunner und das Elsass, in: *Annuaire de la Société d'Histoire Sundgauvienne* 1977, S. 118f.

<sup>69</sup> HERMANN BROMMER: Johann Pfunner, in: *Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne*, Bd. 29, Straßburg 1997, S. 3005f.

<sup>70</sup> HUBERT KEWITZ/DIETER WEIS: Katholische Pfarrkirche St. Bartholomäus Ettenheim, Lindenberg <sup>2</sup>2005.

<sup>71</sup> KARL SUSO FRANK: Katholische Pfarrkirche Liebfrauen Freiburg-Günterstal, Lindenberg 2005.

- 1773/74 Kiechlinsbergen, Pfarrkirche St. Petronilla, Seitenaltarblätter (PWV 45.1-2)<sup>72</sup>  
 1774 Oberwinden, Pfarrkirche St. Stephan, Seitenaltarblätter (PWV 46.1 -2)  
 1775 Sasbach bei Achern, Pfarrkirche St. Brigitta, Deckenfresken (abgegangen)  
 1775/77 Endingen, Pfarrkirche St. Peter, Deckenfresken, Hochaltarblatt (PWV 47.1-34)<sup>73</sup>  
 1776 Teningen-Heimbach, Pfarrkirche St. Gallus, Hochaltarblatt, Seitenaltarblätter mit Auszug (PWV 48.1-6)<sup>74</sup>  
 1777 Rheinhausen-Oberhausen, St. Ulrichskapelle, Altarblatt (PWV 49)<sup>75</sup>  
 Wyhl, Pfarrkirche St. Blasius, Hochaltarblatt, Altarblätter, Seitenaltarblätter und Auszug sowie Chordeckenfresken (PWV 50.1-9)<sup>76</sup>  
 1778 Ettenheim, Pfarrkirche St. Bartholomäus, „Heilig Grab“ (PWV 51)<sup>77</sup>  
 Freiburg, Kloster Adelhausen, Tafelbild (abgegangen)  
 1780 Breisach, Münster, „Malereien“ (abgegangen)  
 Suggental, Pfarrkirche Mariä Heimsuchung, Altarblatt (abgegangen)  
 Waldkirch, Elztalmuseum, Hochaltarblatt, zwei Tafelbilder (PWV 52.1-3)<sup>78</sup>  
 Endingen, Pfarrkirche St. Peter, Seitenaltarblätter und Auszüge (PWV 47.35-38)<sup>79</sup>  
 March-Holzhausen, Pfarrkirche St. Pankratius, Hochaltarblatt und Auszug (PWV 53.1-2)<sup>80</sup>  
 Lenzkirch-Kappel, Pfarrkirche St. Gallus, Hochaltarblatt (PWV 54)<sup>81</sup>  
 Schallstadt-Wolfenweiler, Pfarrkirche St. Blasius, Seitenaltarblatt und Auszug (PWV 55.1-2)<sup>82</sup>  
 Schömburg, Wallfahrtskirche Palmbühl, Hochaltarblatt und Seitenaltarblatt sowie Auszüge (PWV 56.1-5)<sup>83</sup>  
 1780/82 Waldkirch, St. Nikolausspital, Seitenaltarblätter und Auszüge, drei Tafelbilder (abgegangen)<sup>84</sup>  
 Bleibach, Pfarrkirche St. Georg, Deckenfresken (abgegangen)  
 Ebringen, Pfarrkirche St. Gallus und Otmar, vier Wechsel-Hochaltarblätter (PWV 57.1-4)<sup>85</sup>  
 1785 Waldkirch, Friedhofkapelle St. Sebastian, Altarblatt (PWV 58)<sup>86</sup>

<sup>72</sup> WILHELM SCHIFFERDECKER: Geschichte des Dorfes Kiechlinsbergen am Kaiserstuhl, Bd. 1: Bergen 862-1987: 1125 Jahre Kiechlinsbergen, Kiechlinsbergen 1987.

<sup>73</sup> MÜHLEISEN (wie Anm. 36), S. 4ff.

<sup>74</sup> HERMANN BROMMER: Die Heimbacher Altargemälde und deren Meister Johann Pfunner, in: Heimbach (Breisgau) 759-1500-1777-1977. Gedanken und Anregungen aus der Geschichte des Dorfes, der Kirchen und der Orgeln, hg. von HARALD NIEDENZU, München u.a. 1978, S. 21ff.

<sup>75</sup> BROMMER (wie Anm. 45).

<sup>76</sup> AHRENS/SEITER (wie Anm. 57).

<sup>77</sup> KEWITZ/WEIS (wie Anm. 70).

<sup>78</sup> HERMANN RAMBACH: Aus der Geschichte des Heiligen Geistes- und Sankt Nikolausen-Spitals vor Waldkirch, Badische Heimat 1973/1, S. 76-95.

<sup>79</sup> MÜHLEISEN (wie Anm. 36), S. 4ff.

<sup>80</sup> HERMANN BROMMER: Katholische Pfarrkirche St. Pankratius March-Holzhausen, Lindenberg 2002.

<sup>81</sup> URSULA PECHLOFF: Kappel, Pfarrkirche St. Gallus, Passau 2010.

<sup>82</sup> MANFRED HERMANN u.a.: Sankt Blasius Schallstadt-Wolfenweiler, Schallstadt 1994.

<sup>83</sup> WILLI BESENFELDER: Wallfahrtskirche Palmbühl, Horb a. N. 2010.

<sup>84</sup> RAMBACH (wie Anm. 78).

<sup>85</sup> MANFRED HERMANN: Katholische Pfarrkirche St. Gallus und Otmar Ebringen, München/Zürich 1987.

<sup>86</sup> HERMANN RAMBACH: Waldkirch und das Elztal, Bd. 1: Von den Anfängen bis Ende des 18. Jahrhunderts, Waldkirch 1988.

# Ursprünglich Immanuel Kant zugehört? Das Grabmal für Thaddäus Rinderle auf dem Alten Friedhof zu Freiburg

*Hanno Brockhoff zum Gedächtnis\**

Von  
GERHARD EVERKE

Der in seiner Polarisierung uneindeutige Titel wirft Fragen auf, die es zu erörtern gilt. Wäre ausschließlich vom Rinderle-Grabmal die Rede, ließe sich das Thema bündig eingrenzen und in beschränktem Umfang an der historischen Persönlichkeit festmachen, der man sich im Rückblick auf das, was sie auszeichnet, gerne erinnert. Thaddäus Rinderle, um das kurz vorzuschicken, erfreute sich eines erfüllten Lebens, das sich in geistigem Tun und einer ausgleichenden Leidenschaft für technisches Gerät erschöpfte. 1748 in Staufen geboren, währte es 76 Jahre lang. Berufen, es in den Dienst Gottes zu stellen, trat Rinderle in St. Peter im Schwarzwald dem Orden der Benediktiner bei. Dort, wo er schon als Knabe schulisch unterwiesen worden war, sollte er später auch die Priesterweihe erhalten. Seinen Taufnamen Matthias legte er ab, um sich fortan Thaddäus zu nennen. Anzeichen einer außerordentlichen mathematischen Begabung veranlassten Abt Philipp Jakob Steyrer, den jungen Novizen für ein Hochschulstudium in Salzburg freizustellen, das ihn alsbald in den Stand setzte, sich selber als Professor für angewandte Mathematik an der Universität Freiburg zu empfehlen. Aus seinem Abstraktionsvermögen und einer betont aufgeklärten Unvoreingenommenheit gegenüber naturwissenschaftlichen Erkenntnissen erklärt sich Rinderles Interesse für Astronomie und physikalische Zusammenhänge. Seiner Erfindungsgabe verdanken wir eine Reihe verbesserter Teleskope und vieles mehr, darunter Landvermessern und Architekten nützliche Nivellierinstrumente. Ein besonderes Faible hatte er für Uhren – zweifellos ein Grund, warum man ihm hierzulande so viel Sympathie entgegenbringt. Berühmtheit erlangte der „Uhrenpater“, wie er schon zu Lebzeiten liebevoll genannt wurde, durch eine heute im Deutschen Uhrenmuseum zu Furtwangen aufbewahrte geographisch-astronomische Uhr, die ihn weit über Freiburg hinaus bekannt machen sollte.<sup>1</sup> Erwähnt sei zu guter Letzt, dass er auch zwei Weltkugeln anfertigte. Die Tatsache, dass ein Globus als ikonographisches Bildmotiv sein Grabmal krönt, mag deshalb nicht überraschen, obschon dieser ursächliche Zusammenhang einer anderen Voraussetzung geschuldet ist, wie zu sehen sein wird. Wer auch immer sich mit Rinderle beschäftigt, kommt unweigerlich auf dieses Monument zu sprechen, und sei es nur, um die dort eingeschriebene Inschrift zu zitieren, deren realistischer Sinngehalt nachdenklich stimmt: *Vieles hat er im Leben mathematisch errechnet mit Ziffer und Buchstab. Aber die Stunde des Todes bleibt unbekannter als x.*

---

\* Hanno Brockhoff war ein mir freundschaftlich verbundener Arbeitskollege. Durch einen tragischen Fahrradunfall ist er 2016 ums Leben gekommen. Ihm sei meine Darstellung gewidmet.

<sup>1</sup> Als Angaben zur neueren Literatur seien erwähnt: KURT SCHMIDT: Thaddäus Rinderle (1748-1824). Mönch und Mathematiker (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Ergänzungsband 25), St. Ottilien 1981; WERNER SCHÄFFNER: Thaddäus Rinderle aus Staufen – Mathematikprofessor an der Albertina in Freiburg, Staufen 2014.

Zu einer eingehenden Betrachtung dieses Objekts hat es merkwürdigerweise noch keine Veranlassung gegeben, geschweige denn unter kunstgeschichtlichem Blickwinkel. So ist auch die Frage nach dessen Herkunft ausgeklammert geblieben. – Und Kant? Sein prägnanter Name lässt aufhorchen und weckt insofern Aufmerksamkeit, als ein Entwurf zu dem besagten Denkmal überliefert ist, der ihm zugeordnet worden ist.

### Beschreibung und zeitliche Einordnung des Bildwerks

Exponiert ist das Monument, das den Titel provoziert, keineswegs (Abb. 1). Es steht im Schatten der den stillen Ort einnehmenden St.-Michaels-Kapelle, abseits des Weges, der rechts an ihr vorbei führt. Übersehen lässt es sich dennoch nicht, da seine eigentümliche Formensprache nur dem unaufmerksamen Blick entgeht. Darüber hinaus hebt sich der rote Sandstein, aus dem das Werk gearbeitet ist, auffällig von dem grünen Strauchwerk seiner Umgebung ab. Dass es sich um ein klassizistisches Grabmal des frühen 19. Jahrhunderts handelt, ist leicht ausgemacht, da alle Strukturelemente in ihrer Ausdruckskraft der Antike verpflichtet sind. Keine Grabstele in flachwandiger Cippusform (lat. *cippus* = „Spitzpfahl“) begegnet uns hier, sondern ein auf quadratischem Grundriss nach vier gleichen Seiten hin angelegter Aufbau, dem in der stereometrischen Auffassung seiner Architektur der Charakter einer dreidimensionalen Freiplastik anhaftet, die aus verschiedenen Blickwinkeln gesehen werden möchte. Freistehend wie so viele aufrechte Grabkreuze unterscheidet sich das Denkmal von dem in Freiburg bevorzugten Wand- oder Nischengrabmal, für das sich die Friedhofsmauern anbieten.



*Abb. 1*

Das Thaddäus-Rinderle-Grabmal auf dem Alten Friedhof zu Freiburg, zwischen 1824 und 1829 errichtet (Foto: Gerhard Everke 1982).

1683 hat man damit begonnen, den Friedhof, der ursprünglich als Kirchhof das Freiburger Münster umgab, nördlich der Stadtgrenze anzusiedeln, auf halbem Wege zum früheren Dorf Herdern, das heute ein längst eingemeindeter Stadtteil ist.<sup>2</sup> In andächtiger Bewunderung verharret man vor vielen der damals modernen Grabmäler, deren barockes Pathos mitsamt den nachdenklich stimmenden Sinnsprüchen nach wie vor berührt. In den Bann zieht nicht zuletzt die künstlerische Qualität dieser oft bildhaft aufgefassten Werke, die aus Sorge vor zunehmender Verwitterung nach und nach durch Kopien ersetzt werden. Das gilt übrigens auch für unser Rinderle-Grabmal, obschon es jünger ist, aber bald auch schon 200 Jahre lang existiert.<sup>3</sup> Mit der Zeit war der Platz längs den Friedhofsmauern erschöpft. Da die meisten Grabmäler als wertvolle Relikte der Barockzeit davor bewahrt blieben, durch neuere ersetzt zu werden, kam man nicht umhin, auch die Freiflächen zur Bestattung freizugeben. Zu den zierlichen, meist schmiedeeisernen Grabkreuzen aus der Übergangszeit des Rokoko, vereinzelt Obelisk und gebrochenen Säulenstümpfen gesellten sich bald Monumente klassizistischer Ausprägung – einen unverwechselbaren Kontrast beschwörend.

Das Rinderle-Grabmal ist zweifellos das originellste unter ihnen. Seine Monumentalität liegt in der harmonischen Ausgewogenheit seiner Komposition begründet, in der Strenge des Aufbaues und der Zuordnung seiner Elemente. Unversehens fällt sein profaner oder doch heidnischer Charakter auf. Nirgends lässt sich ein christliches Symbol entdecken, nicht einmal ein Kreuz ist vorhanden, was angesichts unserer Kenntnis zur Persönlichkeit Rinderles schon recht merkwürdig anmutet. Katholischer Priester war er doch, und er zierte sich nicht, in der Mönchskutte zu dozieren. Zurückhaltend ist auch der Verweis auf ihn. Bloß sein Hausname und etwas kleiner darunter „Professor“ ist in Großbuchstaben in eine der vier pilastergerahmten Stirnflächen eingemeißelt, die sich somit als die Schauseite präsentiert. Ein im Relief erhabener vortretender Schmetterling oberhalb des Namenszugs verleiht der berechneten Strenge einen Hauch von Lebensnähe. Er ist das antike Symbol der wiederkehrenden menschlichen Seele. Der Puppenhülle entschwunden, versetzen ihm Flügel eine überirdische Daseinsberechtigung. Auf den Sockelstufen des Monuments sind Rinderles Lebensdaten verzeichnet, auf den Tag genau. Zuunterst findet sich auch der oben zitierte Merksatz, der sich nur in gebückter Haltung oder im Niederknien lesen lässt. Augenfälliger ist dagegen der obere Teil (Abb. 2). Er zeigt uns in ausdrucksstarker Form einen von dorischen Säulen umgebenen Globus. Kreisförmig gefasste Sterne in den überleitenden Giebfeldern scheinen einen kosmischen Bezug herzustellen. In ihrer metaphysischen Implikation verweisen sie als Elemente des unendlichen Weltalls sinnbildlich auf eine höhere, jenseits unserer irdischen Welt gelegene Sphäre. An Kant zu denken, fiel in diesem Zusammenhang nicht schwer. In seiner Bewunderung für den bestirnten Himmel über uns, appellierte er an das moralische Gewissen in uns, und sprach so als aufgeklärter Grenzgänger zwischen den Welten dem einfachen Christen aus dem Herzen. Sollte diese durchaus einvernehmliche Betrachtungsweise zum Verzicht eines Kreuzes berechtigen? Dass es auch anders möglich gewesen wäre, belegt das durch ein Kreuz erhöhte Malteserepitaph in der Pfarrkirche zu Heitersheim (Abb. 3). Als Architekt dieser zur selben Zeit erbauten Kirche zeichnete Christoph Arnold, von dem noch die Rede sein wird, verantwortlich. Es ist dies nur ein Beispiel

---

<sup>2</sup> Genau genommen ist auf Ratschlag von Kaiser Maximilian aus Angst vor der Pestgefahr schon 1515 ein Friedhof in der Vorstadt „Neuburg“ angelegt worden, der aber im Zuge der Stadtbefestigung unter französischer Herrschaft verloren ging. Vgl. JULIUS DORNEICH: Der Alte Friedhof in Freiburg im Breisgau, Freiburg 1968, S. 5ff.

<sup>3</sup> 1986 wurde das Original in Sicherheit gebracht. Es befindet sich heute auf dem Friedhof in Staufen unter dem Vordach der Kapelle. Vgl. Badische Zeitung vom 27. August 1986.



Abb. 2 Detail der um 1986 erstellten Replik des Rinderle-Grabmals (Foto: Gerhard Everke 2013).



Abb. 3 Malteserepitaph in der 1827 von Christoph Arnold erbauten Pfarrkirche St. Bartholomäus in Heitersheim (Foto: Gerhard Everke 1985).

für eine hier und da intendierte Verschränkung antiker und christlicher Ausdruckswerte, wie sie im Kirchenbau der Zeit allgegenwärtig ist. Kein Geringerer als Andrea Palladio, der bedeutende italienische Architekt des 16. Jahrhunderts, sollte ihr im Bewusstsein der Neuzeit mit dem Tempelcharakter seiner Kirchenfassaden den Weg bahnen. Mit der Renaissance auch wurden im Zuge der neuzeitlichen Erkundung unseres Planeten vermehrt „Weltkugeln“ hergestellt und zwar dergestalt, wie auf dem Rinderle-Grabmal nachempfunden. Eingehängt in ein Standgestell ließen sich solche Erdbälle im Hin- und Herdrehen rundum studieren.<sup>4</sup> Indem nun hier die Stützen eines solchen Mehrfußes dorischen Säulen nachgebildet sind, wird einmal mehr auf die Architektur des Klassizismus um 1800 verwiesen und noch direkter Bezug genommen auf die französische Revolutionsarchitektur. Claude-Nicolas Ledoux und Étienne-Louis Boullée sind die Hauptvertreter dieser neuerungsbewussten Auffassung von Architektur, die unter dem Gesichtspunkt formaler Gestaltung klare geometrische Raumgebilde zum vielsagenden Ausdruckswert einer neuen Ästhetik erhoben. Symbolischem Ausdruck sollte in sprechender Weise Rechnung getragen werden. Das wohl bekannteste Beispiel dafür ist Boullées sogenannter „Newton-Kenotaph“, der sich als ein begehbares kugelförmiges Gebäude darstellt, das aber angesichts seiner gigantischen Ausmaße mit dem damaligen Baumaterial niemals hätte hergestellt werden können.<sup>5</sup> Isaak Newton (1643-1727) war der bedeutendste Naturwissenschaftler der Zeit. Seine Gravitationsgesetze, mit denen er die Bewegung der Planeten begründete, machten ihn berühmt. Auch Johann Wolfgang von Goethe setzte sich mit ihm im Rahmen seiner Farbtheorie auseinander und ein Immanuel Kant suchte der Tragweite seiner Erkenntnisse philosophische Folgerungen abzugewinnen. Boullée hatte gar ein Bildnis von ihm über seinem Schreibtisch hängen, daneben ein weiteres von Kopernikus. Als Fingerzeig bildhafter Möglichkeiten – das war ihm bewusst – musste sein erwähnter Entwurf dem Kosmos des Denkbaren vorbehalten bleiben. Dennoch blieb es nicht aus, dass, angeregt durch ihn, auch andere Architekten in ihrer Hochachtung für Newton das Thema der Kugel als vollkommene, mitunter als göttlich umschriebene Form des Universums aufgriffen. Adaptiert wurde es von dem französischen Architekten Antoine-Laurent-Thomas Vaudoyer für seinen 1785 in Rom entstandenen Entwurf eines „Hauses für einen Kosmopoliten“ (Abb. 4). Unverkennbar verweist die Idee dieser Architektur auf das uns vertraute Motiv des Rinderle-Grabmals.<sup>6</sup>

Mit Revolutionsarchitektur dürfte auch Friedrich Weinbrenner (1766-1826) in Berührung gekommen sein. Seine Bedeutung als Architekt kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden, ist er doch als Stadtplaner von Karlsruhe und Oberbaudirektor im Großherzogtum Baden eine uns vertraute Persönlichkeit. Wenn nicht schon 1791/92 in Berlin, dann wird er spätestens im

---

<sup>4</sup> Bekannt für seine Globen war Gerhard Mercator (1512-1594), einer der bedeutendsten Kartografen des 16. Jahrhunderts. Ihm verdanken wir einen 1541 gefertigten Erdglobus sowie den berühmten Himmelsglobus von 1551, der sich heute im Kultur- und Stadthistorischen Museum in Duisburg befindet. Auch dieser Globus ist in ein Gestell eingehängt, das aus dorisch anmutenden Säulen besteht. Vgl. dazu Ruth Löffler in: Wunderwerk. Göttliche Ordnung und vermessene Welt. Der Goldschmied und Kupferstecher Antonius Eisenhoit und die Hofkunst um 1600, Ausstellungskatalog Paderborn 2003, Mainz 2003, S. 232f.

<sup>5</sup> Die beste Grundlage für das Verständnis der Revolutionsarchitektur bietet der gleichnamige, unter der Federführung von Günter Metken und Klaus Gallwitz herausgegebene Katalog der Baden-Badener Ausstellung von 1970 (1971), Stuttgart-Bad Canstatt 1970. Speziell zum Newton-Kenotaph vgl. S. 34-41.

<sup>6</sup> Vaudoyers Entwurf wurde bemerkenswerter Weise 1802 durch C. Normand in Form eines Kupferstiches in einem Pariser Museumsjahrbuch veröffentlicht. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war er überregional bekannt. Dieselbe „Hausform“ hat sich dann auch Jean-Jacques Lequeu, der neben Ledoux und Boullée bekannteste Vertreter der Revolutionsarchitektur, für einen „Tempel der Gleichheit“ zu eigen gemacht. Vgl. Revolutionsarchitektur (wie Anm. 5), S. 248f. bzw. S. 224f.

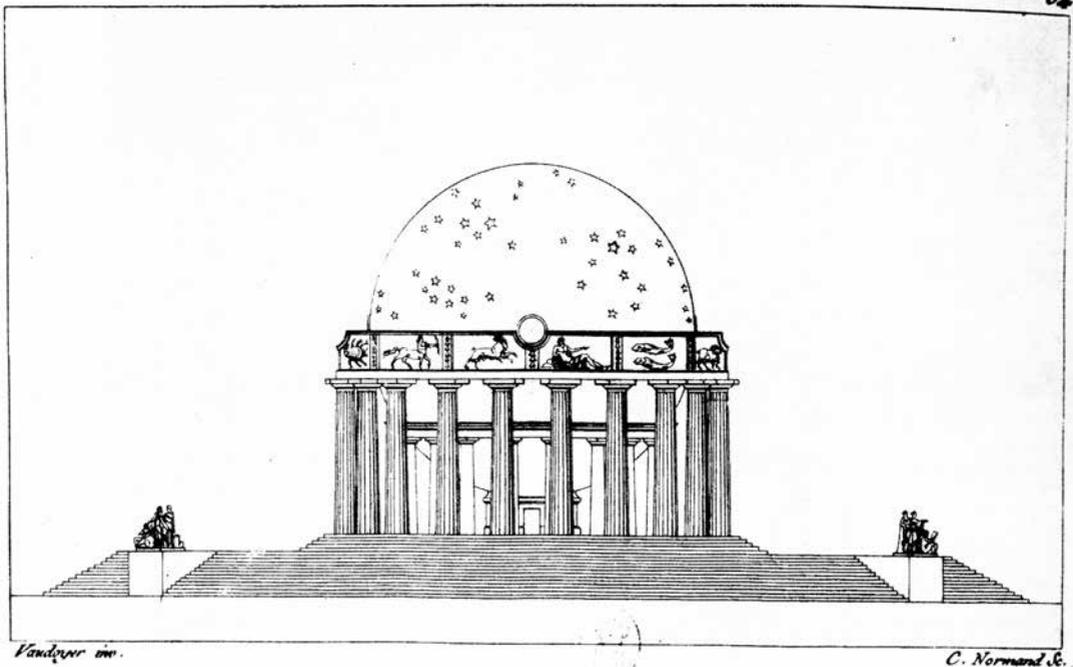


Abb. 4 Antoine-Laurent-Thomas Vaudoier, Entwurf eines Kosmopolitenhauses, 1785, Kupferstich von Charles Normand (aus: *Revolutionsarchitektur* [wie Anm. 5]).

Laufe seiner sich anschließenden Studienzeit in Rom von dem neuen Trend der Architektur gehört haben. Dort ging von der Académie de France mancher Impuls aus. Baukunst war in Italien ein ohnehin übergeordneter Bezugspunkt der Schönen Künste und fand so auch die gebührende Wertschätzung bei den Studenten der Accademia di San Luca, die Weinbrenner frequentierte.

Die stilistische Eigenart des Rinderle-Grabmals lässt, wenn man Weinbrenners Bauten kennt, unweigerlich an ihn denken oder doch an einen seiner in Karlsruhe unterwiesenen Schüler. Der zurückhaltende dorische Charakter des Monuments spricht dabei für sich. Und noch etwas erweist sich als relevant: ein lesbisches Kymation, das als Schmuckleiste einen sanfteren Übergang vom Architrav zu den Giebelschrägen herstellt.<sup>7</sup> Dieses scheinbar eher beiläufige Element ist ein typisches Merkmal der Weinbrennerschule<sup>8</sup> und lässt nach Karlsruhe blicken. Dort nämlich ist der Entwurf unseres Monuments entstanden, viele Jahre vor seiner Ausführung in Freiburg.

<sup>7</sup> Gemeint ist ein „Herzblattstab“, der als Zierleiste neben dem „Eierstab“ zur jonischen Säulenordnung gehört.

<sup>8</sup> Schon in Rom hat sich Weinbrenner nach eingehendem Studium der Tempel in Paestum entgegen der orthodoxen Auffassung der antiken Säulenordnungen die Freiheit genommen, Dorisches mit Jonischem zu verbinden. So zum Beispiel fügt er in die mächtige Balkenlage des paestisch anmutenden Vestibüls seines 1794 gefertigten Rathausentwurfs Schmuckleisten jonischer Eierstäbe ein. Vgl. GERHARD EVERKE: *Gradus ad Parnassum. Weinbrenners erfüllte Studienjahre in Rom*, in: Friedrich Weinbrenner 1766-1826. *Architektur und Städtebau des Klassizismus*, Ausstellung der Städtischen Galerie Karlsruhe und des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau am KIT 2015, Petersberg 2015, S. 66.

## Bezugnahme auf Immanuel Kant

Der Geisteshaltung des Klassizismus verpflichtet, sollte Weinbrenners Verständnis von Baukunst bald überall in Baden seine unverwechselbare Stilausrichtung finden – auch auf dem Gebiet der Sepulkralkunst. Klaus Lankheit gibt in seinem Buch über „Friedrich Weinbrenner und den Denkmalskult um 1800“ eine Reihe überzeugender Beispiele an die Hand.<sup>9</sup> Mitunter fällt auch dabei das eigenwillige Spiel mit antiken Versatzstücken auf – so etwa die erwähnte Kombination von dorischem und jonischem Formengut. Vom Brunnendenkmal, das den Stadtplaner zwangsläufig einnimmt, bis hin zu bedeutungsvollen Großprojekten, etwa einem deutschen Nationaldenkmal, reicht Weinbrenners Betätigungsfeld. Monumente zum Gedächtnis großer Persönlichkeiten stehen auf einem anderen Blatt. Sind wir es gewöhnt, bei einem Denkmal auf Schiller und Goethe, Beethoven und Kant oder sonst eine Persönlichkeit an eine Standfigur auf einem Sockel zu denken, so sollte sich dieser an sich selbstverständliche Denkmalstyp mehr oder weniger erst im Laufe des 19. Jahrhunderts herausbilden. Bedeutende Denkmäler dieser Art wie etwa das von Bertel Thorvaldsen für Friedrich Schiller in Stuttgart (1839) oder unter den Regentschaftsdenkmälern das von Ludwig Schwanthaler für den badischen Großherzog Karl Friedrich in Karlsruhe (1844), stehen beinahe noch am Beginn der Entwicklung. Historische Brunnenfiguren, zumeist in Gestalt von geharnischten Rittern, gehören dagegen schon länger zum gewohnten Stadtbild. Sie begegnen uns häufig in der Schweiz, aber auch bei uns. Ein frühes Beispiel ist der alte, von Fotos und Postkarten her bekannte Bertoldsbrunnen in Freiburg, zu dem Weinbrenner 1807 die Planvorlage lieferte. Er ist gewissermaßen das Vorbild für den Marktbrunnen in Kenzingen mit der Figur des Stadtgründers Rudolfs II. von Üsenberg. Nach der dort angebrachten Jahreszahl 1824 zu urteilen, ist er beinahe zeitgleich mit dem Rinderle-Grabmal entstanden, sehr wahrscheinlich im Zuge einer Stadtverschönerungsmaßnahme durch Christoph Arnold, dem treuesten Weinbrennerschüler, der anlässlich der Instandsetzung der katholischen St.-Laurentius-Kirche häufig in Kenzingen anwesend war.<sup>10</sup> Auch an diesem Brunnen ist ein Kymation in Form eines Eierstabs zu sehen, wie denn überhaupt die Kenzinger Brunnenssäule mit ihren von Akroterien<sup>11</sup> flankierten Giebelschrägen dem klassizistischen Typus eines römischen *Cippus sepulcris* nachempfunden ist.

Im Hinblick auf das Thema „Persönlichkeitsdenkmal“ nimmt Weinbrenner eine merkwürdige Haltung ein. An einem naturgetreuen Standbild scheint ihm nicht gelegen gewesen zu sein, umso mehr aber an einer abstrakten und symbolisch verklärten Aussage. Ein beredter Beleg dafür ist neben anderen Beispielen seine Zeichnung eines Goethedenkmals.<sup>12</sup> Wie Lankheit annimmt, könnte sie 1819 zum 70. Geburtstag des Dichturfürsten entstanden sein. Angesichts des Aufgebots an symbolischen Formen ist eine bildnerische Ausführung wohl nie ernsthaft in Erwägung gezogen worden. Eher dürfte eine Veröffentlichung als Widmungsblatt ins Auge gefasst worden sein, zumal der Entwurf als Lithographie vorliegt. Im Vergleich zur asketischen Strenge von Weinbrenners Bauten wirkt das dargestellte Monument geradezu grotesk. Mit all seinen Versatzstücken unterscheidet es sich erst recht von einem Entwurf, in dem wir auf Antrieb unser

---

<sup>9</sup> KLAUS LANKHEIT: Friedrich Weinbrenner und der Denkmalskult um 1800, Basel/Stuttgart 1979.

<sup>10</sup> GERHARD EVERKE:, Kenzingen um 1820 – Christoph Arnolds Bemühungen um den Erhalt der katholischen Stadtpfarrkirche St. Laurentius, in: Die Pforte. Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Kenzingen e.V., 28./29. Jahrgang 2008/2009, Nr. 54-57, S. 59-89.

<sup>11</sup> Giebelverzierung antiker Tempel.

<sup>12</sup> Abgebildet bei LANKHEIT (wie Anm. 9), S. 53.

Rinderle-Monument erblicken, im dem aber Lankheit ein Denkmal für Immanuel Kant zu sehen vermeint (Abb. 5).<sup>13</sup> Auf Kant näher einzugehen ist hier nicht der Ort, doch schickt es sich, das seine Persönlichkeit Auszeichnende zumindest in einem Absatz zu umreißen.

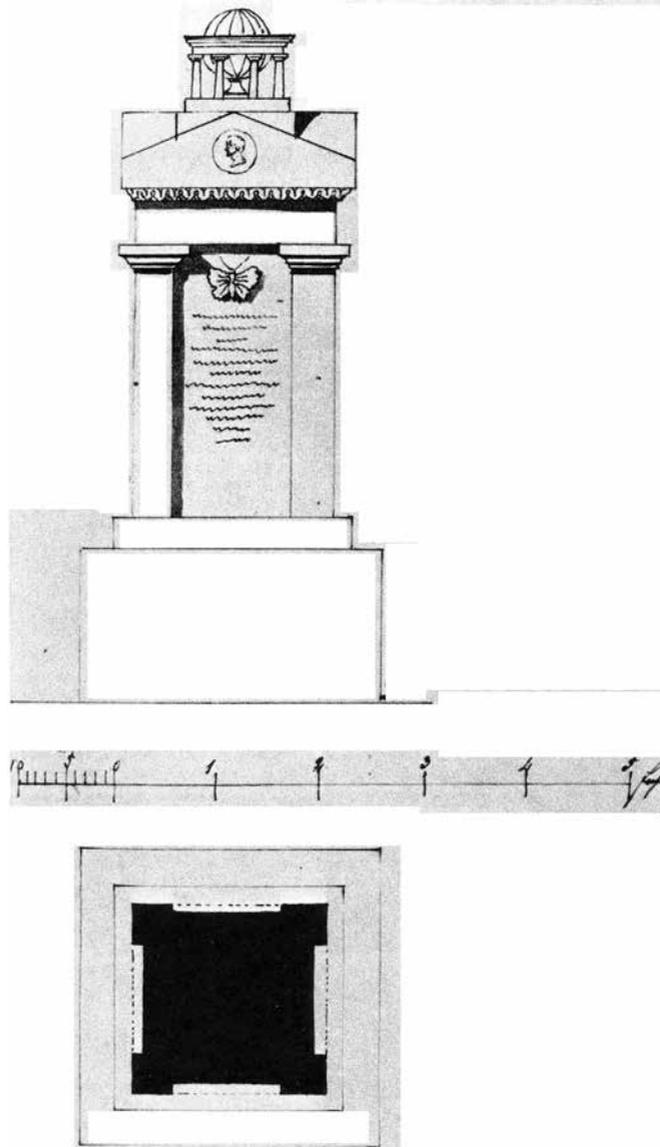


Abb. 5 Als Denkmal für Immanuel Kant ausgegebener, für Friedrich Weinbrenner in Anspruch genommen und auf 1804 datierter Entwurf, Federzeichnung im sogenannten „Skizzenbuch“ von Heinrich Geier (Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau am KIT).

<sup>13</sup> Abgebildet ebd., S. 47. Im Kontext dazu Lankheits Begründung eines Denkmalentwurfs für Kant.

Im Bewusstsein der europäischen Geistesgeschichte tritt Kant als Repräsentant der Aufklärung in Erscheinung. Zum Bonmot wurde sein Postulat des „sapere aude!“, das zum eigenständigen Denken ermutigt. In der Aufforderung, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, spiegelt sich das Selbstverständnis des rationalen Zeitalters. Sich aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit zu befreien, war – politisch gesehen – der ebenso aufgeklärte wie verheißungsvolle Leitgedanke des sich emanzipierenden Bürgertums. Geboren 1724 im ostpreußischen Königsberg, wo er zeitlebens als Professor für Philosophie wirkte, lebte Kant bis zu seinem Tod am 12. Februar 1804 in das neue Jahrhundert hinein. Während er sich als junger Mann ähnlich wie Rinderle für die naturwissenschaftliche Weltsicht interessierte und sich mit Newton auseinandersetzte, so in seinen „vorkritischen Schriften“<sup>14</sup>, suchte er in seinem Spätwerk das Denkbare an sich zu ergründen. Im Prüfen erkenntnistheoretischer Denkstrukturen liegt die Zielsetzung der per se mit seinem Namen verbundenen Transzendentalphilosophie begründet. Deshalb erhebt er auch den Begriff der Kritik zum Leitthema seiner fundamentalen Veröffentlichungen, etwa zum Titel seines eigentlichen Hauptwerks, der „Kritik der reinen Vernunft“. Kants unentwegtes Fragen nach der erkenntnistheoretischen Bedingung von gültigen apriorischen Urteilen impliziert im Denken an sich ein geradezu unbegrenztes Selbstverständnis von Philosophie, das mitunter dem Deutschen Idealismus um Fichte, Schelling und Hegel den Weg bahnte. Überlegungen zur Ästhetik als noch neuer philosophischer Disziplin geht Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft“ nach. Zugänglicher sind seine vielfältig dargelegten Gedanken zur Ethik. „Grundlegung einer Metaphysik der Sitten“ ist eine Denkschrift mit höchst programmatischem Titel, die auf Kerngedanken einer „praktischen Vernunft“ verweist. Ihr verdankt Kant um 1800 doch eine gewisse Popularität, weshalb sein Name oft in einem Atemzug mit dem eines Friedrich Schiller genannt wird. „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als ein Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“,<sup>15</sup> lautet der berühmt gewordene kategorische Imperativ, der in der Quintessenz von praktischer Vernunft das hohe Ideal menschlicher Moral zur Grundlage einer verbindlichen Ethik erhebt. Kants Ethos, das Leben auf der Grundlage moralischen Pflichtbewusstseins zu bestreiten, kam mitunter der abendländisch christlichen Lebenshaltung gleich, wobei freilich dem kategorischen Imperativ eine höhere Wertschätzung zgedacht war als dem Gebot der Nächstenliebe.

Sehen wir uns die Zeichnung an! Unversehens überraschen die übereinstimmenden Vergleichsmomente mit dem Rinderle-Grabmal. Ein Hinweis auf Kant fehlt. Überhaupt ist das Blatt, das zu einer Skizzensammlung eines gewissen Heinrich Geier gehört, gänzlich unbezeichnet. Da sich viele der in diesem sogenannten „Geierschen Skizzenbuch“ wiedergegebenen Zeichnungen auf Projekte Weinbrenners beziehen, zögert Lankheit nicht, ihm den Entwurf zuzuschreiben. Ohne eine Kenntnis vom Freiburger Rinderle-Grabmal zu haben, gibt er ihn mit der einem Kunsthistoriker eigenen Phantasie als ein Denkmal für Immanuel Kant aus und zieht dessen Todesjahr 1804 als *terminus post quem* für die Entstehung des Entwurfs in Betracht.<sup>16</sup>

<sup>14</sup> Vgl. die wiederholt aufgelegte, 1960 von Wilhelm Weischedel herausgegebene Kant-Ausgabe, Bd. 1-3, Darmstadt 1983. In seiner Dissertation von 1770 erörtert Kant „die Form und die Prinzipien der sinnlichen und intelligiblen Welt“. Viele seiner Gedanken verweisen schon auf die „Kritik der reinen Vernunft“ von 1781. Zum anderen rekurriert Kant auf seine 1755 als Erstlingswerk behandelte „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprung des ganzen Weltgebäudes, nach Newtonischen Grundsätzen“.

<sup>15</sup> IMMANUEL KANT: Kritik der praktischen Vernunft, hg. von KARL VORLÄNDER (Philosophische Bibliothek 38), Hamburg 1929 (1974), S. 36, § 7.

<sup>16</sup> LANKHEIT (wie Anm. 9), S. 46ff. In Gesprächen, zu denen es während meiner Mitarbeit am Institut für Baugeschichte in Karlsruhe häufig Gelegenheit gab, hat Professor Lankheit seine These angesichts mei-

Ansonsten hält sich Lankheit in seiner Begründung bedeckt und auch von der Popularität des preußischen Philosophen ist er nicht wirklich überzeugt. Bei allem Respekt für seine spekulative Überlegung darf sogar bekräftigend ergänzt werden, dass sich Weinbrenner nach eigener Aussage tatsächlich mit dem Gedanken trug, Kant ein Denkmal zu setzen. In ihn eingelesen hatte er sich womöglich schon in Berlin, wo ein so gelehrter Schriftsteller wie Karl Philipp Moritz das neuartige Thema der Ästhetik zum Gegenstand philosophischer Erörterung machte, das den angehenden Architekten zwangsläufig interessieren musste. Als bald in Rom (!) folgte er als aufmerksamer Gasthörer den mit Bezug auf Kant gegebenen Vorlesungen des befreunden Kunstgelehrten Carl Ludwig Fernow und viele Jahre später bemüht Weinbrenner dann Kant auch in seinem „Architektonischen Lehrbuch“.<sup>17</sup> Dem geschätzten Philosophen mit einem Denkmal seine Reverenz zu erweisen, wäre also durchaus eine Herzensangelegenheit gewesen.

Den markanten Namen „KANT“ könnte man sich gut und gerne auf der Frontseite des Denkmals vorstellen, wobei sich die Frage aufdrängt, warum der Kopist diese vier Buchstaben hätte unterschlagen sollen. Platz ist, wie man sehen kann, auch für eine Inschrift vorhanden. Angeboten hätte sich der kategorische Imperativ, der das Denkmal zu einem monumentum virtutis hätte erheben können. Rinderle in Betracht zu ziehen, wäre angesichts der frühen Datierung des Entwurfs, an der an sich kein Zweifel besteht, auszuschließen, da sein Tod noch in weiter Ferne lag. Dass es sich im Prinzip aber doch um den Entwurf seines später erstellten Grabmals handelt, ist unübersehbar. Die Proportionen stimmen exakt mit dem ausgeführten Werk überein. Deutlich sind der Schmetterling und das Fußgestell mit dem durch Längengrade gekennzeichneten Erdball zu erkennen – für Lankheit dennoch der sinnreichste Verweis auf Kant, da er auf das „weltumspannende Gedankengebäude“ des Philosophen anspielen dürfte. Statt eines Sternes, den wir oben sinnfällig als ein Abzeichen des Kosmos begriffen haben, präsentiert sich an der Schauseite in der kreisrunden Form eines Medaillons ein menschliches Antlitz, das sich aber nicht identifizieren lässt. Somit ist alles in allem nicht wirklich ein eindeutiger Hinweis auf Kant gegeben. Und dennoch, obschon Lankheit seiner Vermutung Raum gibt, ist das Projekt ungeachtet der unzureichenden Indizien als ein Kant-Denkmal Friedrich Weinbrenners in die Literatur eingegangen – sogar in eine durchaus lesenswerte „Architekturgeschichte des 19. Jahrhunderts“<sup>18</sup>!

## Kein Kant-Denkmal

Die Annahme, es handle sich bei der vorliegenden Entwurfszeichnung um ein Kant-Denkmal von Friedrich Weinbrenner wirft vor dem Hintergrund unserer Kenntnis des Rinderle-Grabmals Fragen auf. Weder der Bezug auf Kant noch die Autorschaft Weinbrenners ist gesichert, wobei es außer Frage steht, dass der Entwurf in seinem Umfeld entstanden ist. Nur allzu gern werden in der Weinbrennerforschung ungesicherte Entwürfe oder auch unerforschte Gebäude, wenn sie denn die typischen Stilmerkmale aufweisen, für den Meister selbst in Anspruch genommen. Die voreilige Zuschreibung des fraglichen Kant-Denkmal an ihn hat eines außer Acht gelassen, nämlich die durch die Planskala ausgewiesenen Maßangaben. Demzufolge ist ein Monument dargestellt, das in seinen Ausmaßen dem in Freiburg ausgeführten Grabmal ent-

---

ner Forschungsergebnisse wieder in Frage gestellt.

<sup>17</sup> Dazu ULRICH MAXIMILIAN SCHUMANN: Friedrich Weinbrenners Weg nach Rom. Bauten, Bilder und Begegnungen, Katalog zur Ausstellung in Karlsruhe 2008 (Schriften des Museums für Literatur am Oberrhein 3), Karlsruhe 2008, S. 25.

<sup>18</sup> M[OHAMED] SCHARABI: Architekturgeschichte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1993, S. 65.

spricht. Mit einer Höhe von etwa zwei Metern hat es menschliche Proportionen. So monumental es auch in Erscheinung tritt, lässt die beschränkte Größe den Charakter eines betont öffentlichen Denkmals vermissen. Bei formal ähnlichen Denkmälern, wie sie Weinbrenner für französische Generäle in Straßburg und der Umgebung von Neubreisach errichtete, ist allein schon der Sockel überlebensgroß. Wo auch immer das vermeintliche Kant-Denkmal aufgestellt worden wäre – in Karlsruhe? –, hätte es als Freiplastik im öffentlichen Raum voluminöser ausfallen müssen, um seinem urbanen Stellenwert gerecht zu werden.

Eine bisher unbekannte, in Straßburg überlieferte Zeichnung scheint die Annahme, dass es sich bei unserem Monument um ein Kant-Denkmal handelt, endgültig zu durchkreuzen (Abb. 6). Entstanden ist sie vermutlich 1808 als Bestandteil eines Albums von Weinbrenners Neffen (Jacques) Frédéric Arnold. Dort nun ist das Denkmal neben einem Pumpbrunnen dargestellt. Obwohl eine romanisch anmutende Säule mit Basis und Kapitell den Aufbau mit seiner kühnen und doch handlichen Hebelvorrichtung ziert, hält sich ein ausgesprochen monumentaler Anspruch in Grenzen. Ungeachtet der hier fehlenden Maßstabskala belegen einmal mehr die axial aufeinander bezogenen Grundrisse entsprechende Größenverhältnisse. Sollte unser Monument gar für einen Brunnen in Betracht gezogen worden sein? Besser als in der hier gegebenen Gegenüberstellung hätte es sich unter Grabmalstypen ähnlicher Art einreihen lassen, wie von Frédéric Arnold (?) in einer weiteren, heute in Karlsruhe archivierten Zeichnung dargestellt (Abb. 7).<sup>19</sup> Es sind dies Variationen über ein Thema. Gut und gerne könnte man sich das Blatt gerahmt in der Werkstatt eines Steinmetzen vorstellen, um als Auswahlkatalog für Bestellungen zu dienen. Betucht musste man natürlich sein, wollte man eines der stattlichen Grabmäler in Auftrag geben. Eine gewisse Bedeutung zu genießen war überdies ein Gebot der Schicklichkeit – hießen die Verstorbenen nun Rinderle oder Kant, wobei der Gedanke eines Grabmals für Letzteren in so weiter Ferne liegt wie dessen ostpreußische Heimat.

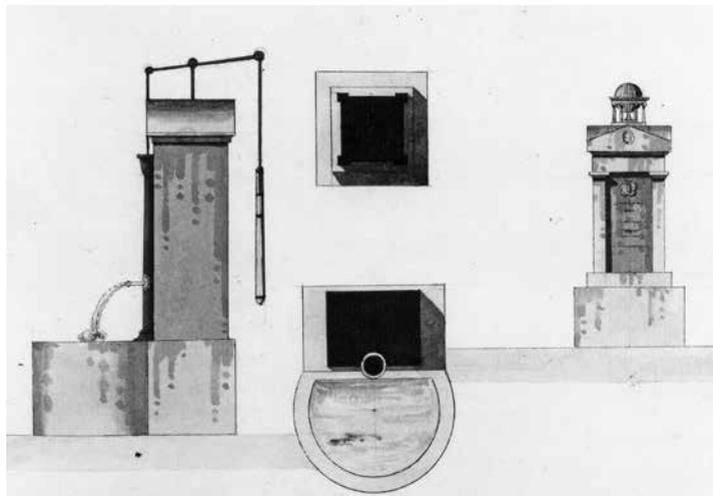


Abb. 6 Brunnenentwurf in Kombination mit dem später Thaddäus Rinderle zugeordneten Grabmal, farbig angelegte Federzeichnung von Frédéric Arnold (?), 1808 (Straßburg, Musées de la Ville, Cabinet des Estampes, Album Arnold, p. 133).

<sup>19</sup> Diese Zeichnung gehört zum Bestand des sogenannten „Arnold-Nachlasses“, den Wulf Schirmer Mitte der 1980er-Jahre aus Straßburg für das Institut für Baugeschichte in Karlsruhe erworben hat. Er enthält zumeist Zeichnungen von Frédéric Arnold, aber auch von anderen Mitgliedern der Familie Arnold. Archiviert wird er heute im Südwestdeutschen Archiv für Architektur und Ingenieurbau am KIT.

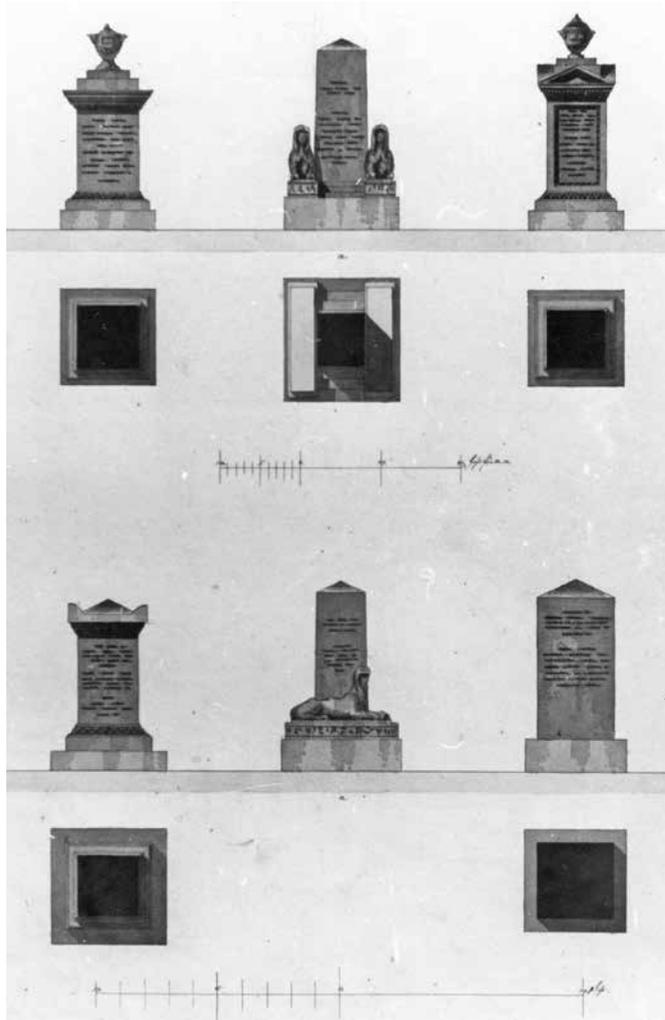


Abb. 7 Grabmalsentwürfe, farbig angelegte Federzeichnung von Frédéric Arnold (?) (Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau am KIT).

Frédéric Arnold war der Sprößling einer Straßburger Baumeisterfamilie, in die Weinbrenner 1798 einheiratete. Sie darf nicht verwechselt werden mit der verwandten Familie Arnold in Karlsruhe, aus der die beiden im Großherzogtum Baden tätigen Architekten Christoph und Friedrich Arnold hervorgegangen sind.<sup>20</sup> Alle haben sie bei Weinbrenner gelernt, was den Gedanken, ihn als den Urheber ungesicherter Entwürfe zu begreifen, natürlich nahelegt. Dass sich die Weinbrennerschüler als Kommilitonen untereinander austauschten, versteht sich von selbst und auch ein familiärer Kontakt zwischen den beiden Familien Arnold ist quellenmäßig belegt.

<sup>20</sup> Grundlegend zum Thema „Arnold“ ist GERHARD EVERKE: Christoph und Friedrich Arnold – zwei Architekten des Klassizismus in Baden, Dissertation, Freiburg 1991. Um den Apparat der Anmerkungen hier einzuschränken, sei, wenn nicht eigens vermerkt, auf die dort angegebenen Quellen verwiesen.

Da wir davon ausgehen müssen, dass es sich bei unserer Abbildung um ein Studienblatt handelt, wäre als Quelle dafür auch die Autorschaft der Karlsruher Arnolds in Erwägung zu ziehen, zumindest im Hinblick auf unser Rinderle-Grabmal.

Der Karlsruher Friedrich Arnold, der auf dem Gebiet der Baukunst ebenbürtige Verdienste hat wie sein Bruder Christoph, war bestens mit Thaddäus Rinderle bekannt. 1811 hatten sie sich auf der „Hohen Schule“ zu Freiburg kennengelernt, wo sie beide als Professoren wirkten. Gemeinsam unterschriebene Dokumente belegen ihren vertrauten Umgang miteinander. Zweimal teilten sie sich gar die ehrenvolle Amtsführung des philosophischen Dekanats. Parallel zu seinen universitären Verpflichtungen leitete Arnold an der Seite des schon älteren Georg Fischer die Freiburger Baudirektion. In seiner Eigenschaft als ausübender Architekt kümmerte er sich u.a. um den Erhalt des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald – Rinderles Zuhause. Dass er sich für dessen Mönchszelle, dem Kuriositätenkabinett eines Tüftlers, interessierte, liegt kraft seines Berufes auf der Hand. Fragen, ob die Straßburger Zeichnungen Kopien seiner Entwürfe sein könnten oder gar das Rinderle gesetzte Grabmal auf ihn zurückgeht, lassen sich nicht beantworten, verdienen aber doch in Erwägung gezogen zu werden. Denn ganz abwegig scheint es nicht zu sein, dass er als philosophisch bewandeter Ideenvermittler seinen bald nach Freiburg berufenen Bruder Christoph darin bestärkt haben könnte, in Erinnerung an seinen einstigen Kollegen Rinderle auf einen nahezu 20 Jahre alten, in Gottes Namen Kant zgedachten Entwurf zurückzugreifen.

### Christoph Arnold (1779-1844)

Christoph Arnold war in Karlsruhe Weinbrenners erster Schüler gewesen und entwickelte sich rasch zu dessen engsten Vertrauten. Eine ihm 1803 angetragene Assistentenstelle bei der Baudirektion erleichterte ihm den Entschluss, auf den Ruf einer Professur an der Düsseldorfer Kunstakademie zu verzichten. In Karlsruhe ergaben sich auch Möglichkeiten mit eigenen Bauten in Erscheinung zu treten – und das noch in der Frühphase der Stilausprägung. Auf dem Bauamt freilich war er in erster Linie als Assistent gefordert, nämlich Weinbrenner zur Hand zu gehen. Das erklärt, dass wir eine Reihe schön gezeichneter Planungsentwürfe von ihm haben, die aber meistens die Signatur Weinbrenners tragen. Seiner guten Handschrift wegen war Arnold nicht zuletzt als Sekretär geschätzt, was überlieferte Bauamtsschreiben zuhauf belegen. Auch wenn sie manchmal bloß von seinen Kollegen – neben Weinbrenner waren dies Wilhelm Frommel und Christoph Theodor Fischer – unterzeichnet sind, machen sie deutlich, dass er in sämtliche Projekte eingeweiht gewesen war. Die beiden zuletzt Genannten scheiden als mögliche Urheber unseres Denkmals aus, da von ihnen nichts Vergleichbares an Entwürfen oder Kopien bekannt ist. Unterbrochen wurden Arnolds Aktivitäten durch einen zweijährigen Studienaufenthalt in Rom. Idealerweise ließ sich die so entstandene Lücke durch seinen ebenso ambitionierten Bruder Friedrich ausfüllen, freilich nur provisorisch. Wieder daheim, schickte sich Christoph an, selber erste Bauten zu errichten und er trug mit dazu bei, Architekten und Werkmeister auszubilden. Großen Wert legte er dabei auf Materialkunde und praktische Handhabung, weshalb nicht nur angehende Architekten, sondern auch Handwerker seine Kurse besuchten. Unter diesem Gesichtspunkt kann man sich gut vorstellen, dass auch Varianten zu Grabmälern, wie oben dargestellt, in seinem Büro entstanden sind. Gerade mit der Sepulkralkunst hat er sich eingehend befasst. So schuf er – und nicht Weinbrenner – das dem Hofprediger Johann Leonhard Walz 1817 gesetzte Monument, das unter allen bekannten klassizistischen Werken dieser Art mit 4,75 m Höhe sowie 3,10 m Breite und Tiefe das größte seiner Art im Land ist. Im formalen Anspruch ähnlich ist auch das der Pfarrersfrau Juliane Gertraut Nothard zgedachte Grabmal, das Arnold

als ein gelungenes Beispiel in sein später bei Herder publiziertes Architekturwerk, einer praktischen Bauanleitung, aufgenommen hat (Abb. 8). Von höchster Stelle hatte er dazu den Auftrag erhalten, da die Verstorbene als Erzieherin der Kinder von Markgräfin Amalie in Erinnerung bewahrt werden sollte. Das vermutlich einer Vorlage von Hofmaler Feodor Iwanowitsch nachempfundene Relief – er gestaltete zusammen mit Josef Sandhaas auch den Tanzsaal des von Arnold errichteten „Badischen Hofes“ aus – zeigt die Geschwister in familiärer Eintracht, wie sie die Urne der Verstorbenen mit Rosen bekränzen.<sup>21</sup>

1819 übernahm Christoph Arnold als Bauinspektor die Baudirektion in Freiburg, um von dort aus in gehobener Stellung als Kreisbaumeister die Bauangelegenheiten im südlichen Landesteil zu koordinieren. Von der Ortenau bis hin zum Bodensee erstreckte sich sein Betätigungsfeld. Hinreichend zu tun gab es auf allen Gebieten, so auch „in Sachen Friedhofsangelegenheiten“. Noch war es in Freiburg üblich, die Verstorbenen zu Grabe zu tragen, was alsbald verboten wurde. Per Dekret musste ein Leichenwagen angeschafft werden, wozu sich Arnolds Planzeichnung von 1821 als ein höchst seltenes Exemplar dieser Gattung erhalten hat (Abb. 9). Von 1822 an war das Gefährt in Gebrauch. Untergestellt wurde es bezeichnenderweise im „Katzenturm“, den es als Relikt der mittelalterlichen Stadtbefestigung noch gab. Er stand im Vorfeld des Martinstores und wurde erst in der Zeit nach Arnold im Zuge der südlichen Stadterweiterung geschleift. Was nun an Grabmälern neu aufgeführt wurde, war dem Stil nach klassizistisch und eindeutig der weinbrenner-arnoldischen Formensprache verpflichtet. Ist zu den Lebensläufen der Verstorbenen schon allerhand zusammengetragen worden, so mag es verwundern, dass eine eingehende Beschäftigung mit den Monumenten selbst unterblieben ist.<sup>22</sup> Das ist gewiss auf die unzureichende Quellenlage zurückzuführen, doch versteht es sich von selbst, dass all die Werke im Grunde nur auf einen Architekten vom Schlage Arnolds oder einen durch ihn unterwiesenen Bildhauer zurückzuführen sind.

In Fragen künstlerischer Gestaltung ist Arnold zeit seines Wirkens in Freiburg der eigentliche Ansprechpartner gewesen. Jedes bedeutende, im Ansatz architektonische Werk ist ausschließlich mit seinem Zutun zustande gekommen und selbst bei der Anschaffung von Bildwerken und Gemälden war sein sachkundiger Ratschlag gefragt. Nicht unbegründet ist deshalb auch seine Einflussnahme auf die Gestaltung neuer Grabmäler. Darüber hinaus besitzen wir außer seiner Entwurfszeichnung für den de facto gebauten Leichenwagen weitere urkundlich gesicherte Belege für seine Teilhabe an dieser Aufgabe.

Grabmäler besonderer Gestaltung werden von alters her ausschließlich bedeutenden Persönlichkeiten gesetzt. Wer sich wie Thaddäus Rinderle große Verdienste erworben hatte und zu Lebzeiten höchstes Ansehen genoss, hatte Aussicht, über den Tod hinaus durch ein angemessenes Denkmal vor dem Vergessen bewahrt zu werden. Geachtet waren gewiss auch seine Professorenkollegen, an die man sich umso mehr erinnern würde, wenn es von ihnen ein vergleichbar stattliches Grabmal gäbe. So gesehen ist dem gottlob erhaltenen Rinderle-Grabmal als einzigartigem Beispiel eines Professorengrabmals eine besondere Wertschätzung beizumessen.

---

<sup>21</sup> Es sind dies die Prinzessinnen Caroline, die Königin von Bayern wurde, deren Zwillingschwester Amalie Christine, die unverheiratet blieb, Luise, die unter dem Namen „Elisabeth“ Kaiserin von Russland wurde, Friederike, die spätere Königin von Schweden, sowie Wilhelmine, die Großherzogin von Hessen wurde. Nicht dargestellt sind der mit einem Jahr verstorbene Bruder Karl Friedrich sowie Prinz Karl (Ludwig Friedrich), der 1811 Großherzog von Baden wurde und auf Geheiß Napoleons mit dessen Adoptivtochter Stephanie de Beauharnais vermählt wurde. Als wahrscheinlicher Stifter des Denkmals war er durch eine Inschrift einbezogen.

<sup>22</sup> Zu den namentlich Genannten vgl. das 1904 erstellte Grabinschriftenverzeichnis von Berthold Stöhr (Stadtarchiv Freiburg, B1 Nr. 86) sowie INGRID KÜHBACHER: Sie lebten in Freiburg, Freiburg 1987.

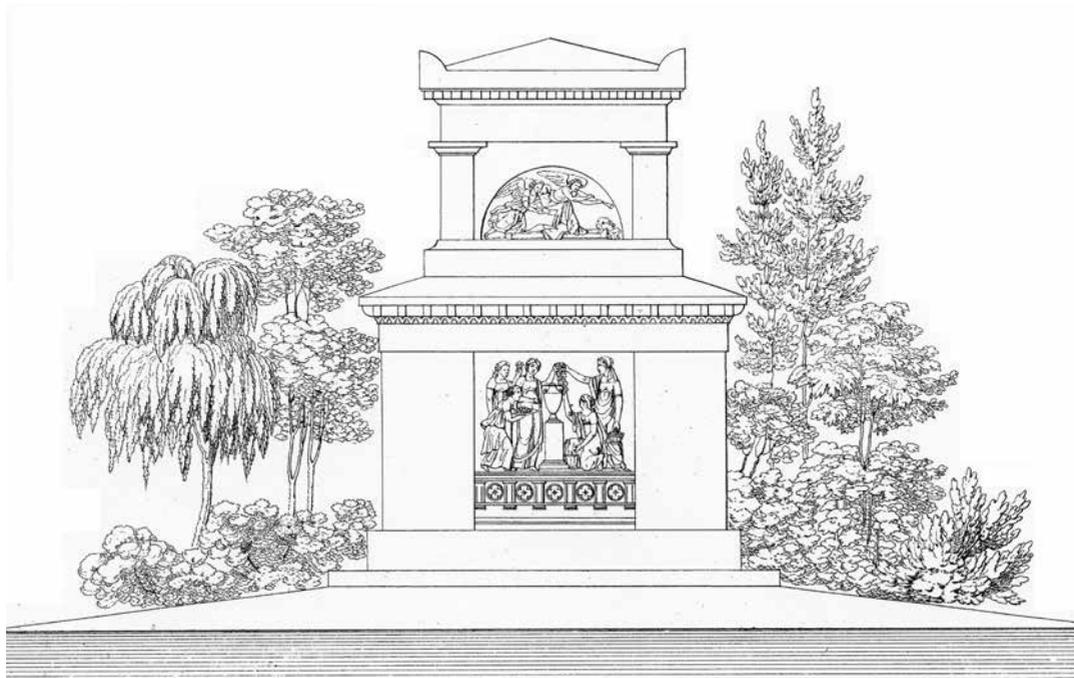


Abb. 8 Christoph Arnold, Entwurf (Lithografie) zu einem Grabmal der 1807 verstorbenen Juliane Gertraut Notthard (CHRISTOPH ARNOLD: Practische Anleitung zur Bürgerlichen Baukunst, H. II, Freiburg 1833, T. 20).



Abb. 9 Christoph Arnold, Entwurf des ersten Freiburger Leichenwagens, 1821, farbig angelegte Federzeichnung (Generallandesarchiv Karlsruhe).

Arnolds mutmaßliche Urheberschaft ist nicht zuletzt deshalb gerechtfertigt, als er auch für das gesamte Universitätsbauwesen verantwortlich zeichnete.

Abgesehen von den Baulichkeiten, die er für die „Hohe Schule“ errichtete – erwähnt seien das Theatrum anatomicum, das er im alten Universitätsgebäude am Franziskanerplatz, dem heutigen Rathausplatz, einrichtete,<sup>23</sup> das Krankenspital, das den guten Ruf der Freiburger Medizin begründen sollte und nicht zuletzt die Umgestaltung des Botanischen Gartens, der sich damals noch an der Dreisam unweit der heutigen Kronenbrücke befand –, wurde nach seinen Zeichnungen auch neues Mobiliar hergestellt, Schränke mitsamt den Vitrinen für das Naturalienkabinett zum Beispiel oder auch die als Denkmal für Großherzog Ludwig aufgefasste Lehrkanzel in der einstigen Aula, die auf einer alten Fotografie noch zu sehen ist. Im Hinblick auf die Grabstatt der Professoren sind uns von Arnolds Hand gleich zwei Projekte überliefert (Abb. 10 und 11). Sie stellen sich als Varianten eines monumental ausgeprägten Wandgrabmals dar, das im Prinzip dem eingangs erwähnten Nischengrabmal verpflichtet ist. Schrifttafeln mit den aufgeführten Namen der Verstorbenen füllen jeweils ein großzügig aufgefasstes Rahmenwerk aus. Die Qualität der Zeichnung mit der plastisch aus ihr hervortretenden Komposition weist Arnold als sorgsam bedachten Künstler aus. Im Abwägen der architektonischen Äquivalente, deren differenzierte Struktur gesehen werden will, gelingt es ihm auf überzeugende Weise, Form und Funktion aufeinander abzustimmen. Die sukzessive Abfolge sich wiederholender Elemente, seien sie durch Pilaster gegliedert oder auch nicht, sowie das Wellenband des in die Reihung eingebundenen, im Klassizismus nicht eben häufig anzutreffenden Segmentbogens verleihen der Wandverkleidung eine höchst feierliche Monumentalität. Datieren lassen sich die beiden Projekte in die Jahre 1822 und 1829. Eher beiläufig verweist die Zeitlücke auf die beschränkte Finanzlage hin, gab es doch vordringlichere Bauanliegen als aufwendigen Grabmalkult. Indem die Projekte unausgeführt blieben, entsagte die Universität mehr oder weniger bewusst ihrer eigenen Selbstdarstellung. Dabei wäre eine Einheitsgrabstätte mit der Namensnennung der Professoren gewiss wohlfeiler gewesen als die Errichtung individueller Einzelgrabmäler, sofern deren Finanzierung nicht wenigstens partiell von den Familienangehörigen bestritten wurde. Bemerkenswert sei noch, dass in einem der beiden Projekte der symmetrisch betonte Mittelteil wie ein triumphales Tor aufgefasst ist, dessen Bekrönung mit Urnen formaliter dem Gestaltungsprinzip unseres Rinderle-Grabmals verpflichtet ist. Mit Urnen bekrönt, dürfen wir uns auch den Friedhofseingang von der Karlstraße her vorstellen, der zwar nicht gerade ins Auge fällt, dessen dorischer Zug aber doch Arnoldsches verrät.<sup>24</sup>

Und noch ein für Arnold gesichertes Professorengrabmal ist uns überliefert, mit dem wir unsere Betrachtungen schließen wollen. Es ist dies das nicht mehr vorhandene Grabmal eines längst vergessenen Mannes namens de Benedictis, das uns ausschließlich durch Arnolds Entwurfszeichnung aus dem Jahr 1827 bekannt ist (Abb. 12). Sie zeigt uns ein sogenanntes „liegendes Grabmal“. Testamentarisch hatte Professor de Benedictis verfügt, ihm ein schlichtes Kreuz zu setzen, ohne Korpus und – was erstaunen mag – ohne seinen Namen. Jeder Friedhofsbesucher sollte lediglich sehen, dass da wo es stehe, ein Christenmensch begraben liege. Zwanzig Jahre nach de Benedictis' Tod wurden die Nachkommen seinem Ansinnen gerecht. Wegen der damals schon ins Auge gefassten Verlegung des Friedhofs schlug Arnold statt eines aufrechten

---

<sup>23</sup> Erstmals dargestellt von mir im Rahmen der Ausstellung zum 525-jährigen Universitätsjubiläum im Jahre 1982, vgl. Freiburg im Breisgau. Universität und Stadt, hg. von HUGO OTT und HANS SCHADEK (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 3), 1982, S. 15f.

<sup>24</sup> Portale durch Kugeln, antikisierende Vasen oder mit Agaven bepflanzte Blumentöpfe auf den Torpfosten zu akzentuieren, war zur Zeit Arnolds beliebt. Ein mit urnenförmigen Gefäßen flankiertes Portal nobilitiert den Zugang zu seiner Heitersheimer Kirche, die inmitten eines Friedhofs steht.

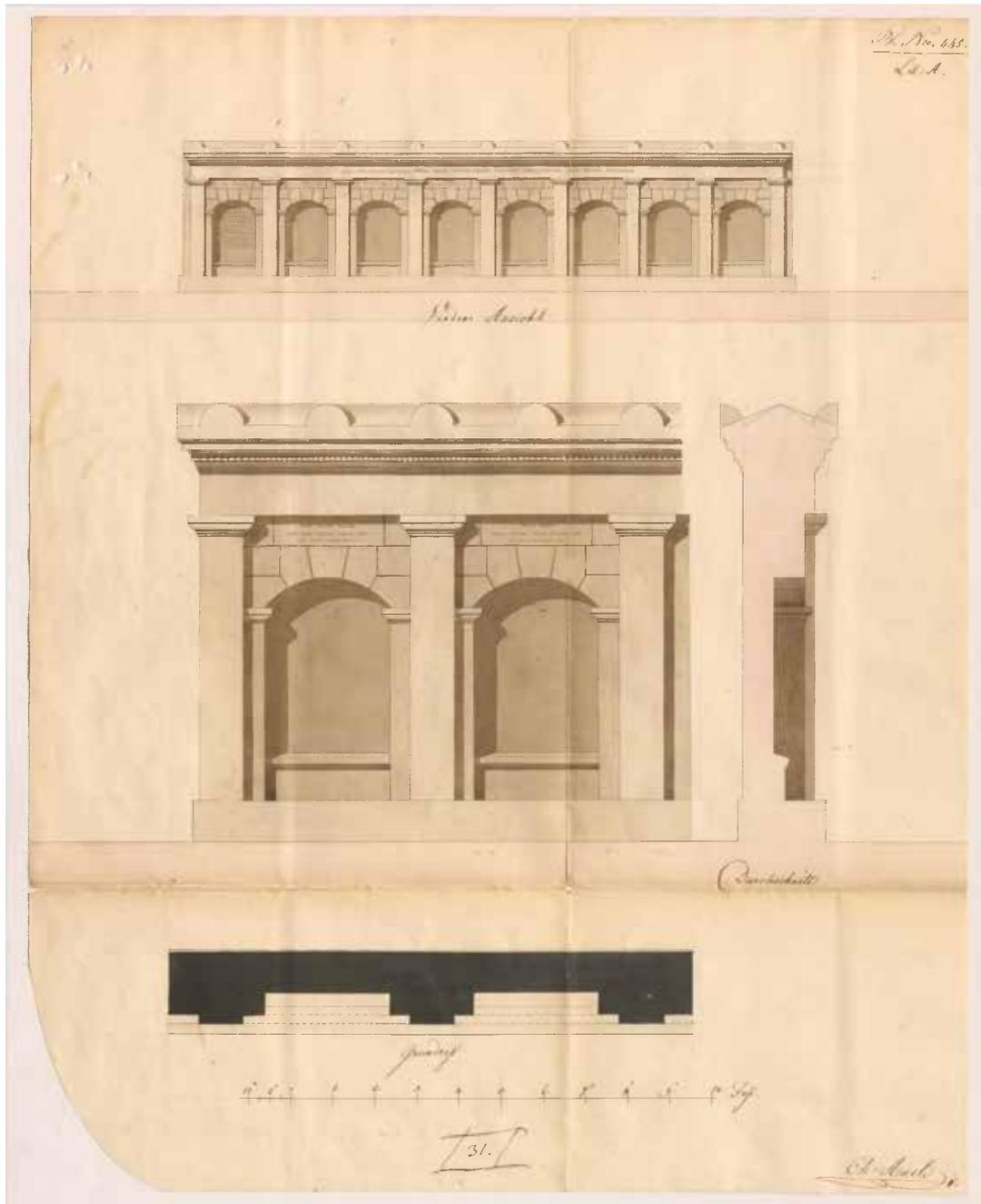


Abb. 10 Christoph Arnold, Entwurf einer monumentalen Grabstätte für die Professoren der Universität Freiburg, 1822, farbig angelegte Federzeichnung (Universitätsarchiv Freiburg, B 1/297).

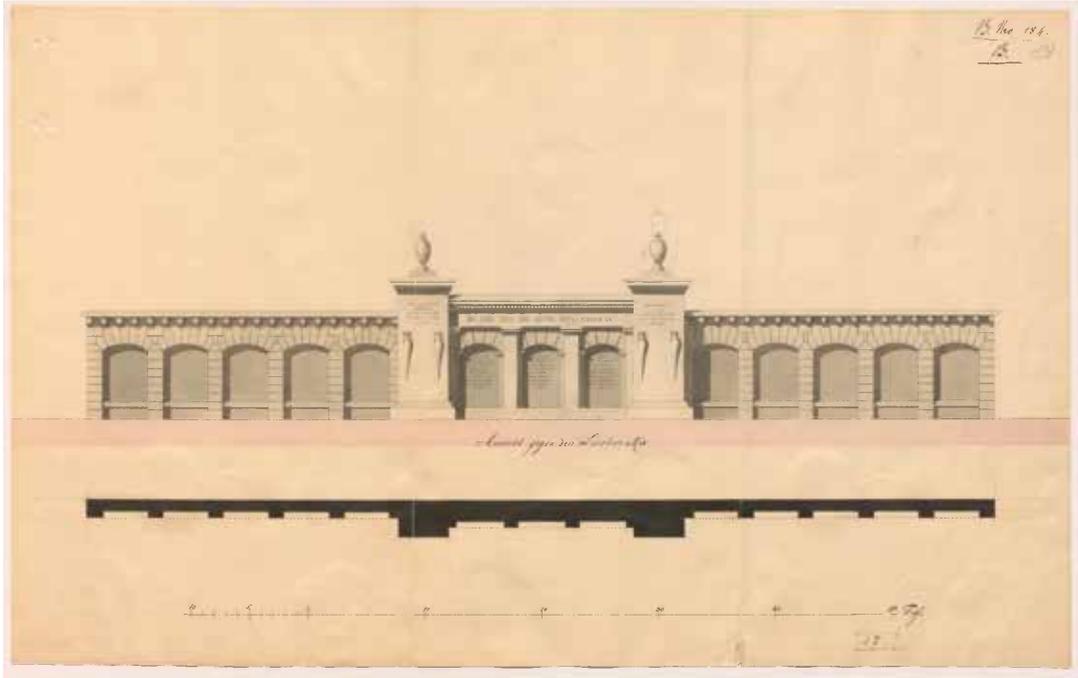


Abb. 11 Christoph Arnold, Alternativentwurf einer monumentalen Grabstätte für die Professoren der Universität Freiburg, 1829, farbig angelegte Federzeichnung (Universitätsarchiv Freiburg, B 1/297).

Kreuzes ein „liegendes“ vor, weil es sich unbeschadet translozieren lasse. Wie sein bei den Universitätsakten überlieferter Entwurf erkennen lässt, handelt es sich dabei um eine etwa 20 cm dicke Steinplatte, die ein schlichtes Kreuz abgibt, umrahmt von einem antiken Mäanderfries. Reliefplatten dieser Art waren keineswegs eine Novität. Es gab sie von jeher in Kirchen, so auch im Freiburger Münster, bevor Arnold dort einen neuen Fußboden aus den uns vertrauten hellen und roten Karoplatten auslegen ließ. Ungeachtet dessen sind uns ältere Grabplatten auch vom Alten Friedhof her bekannt. Indem Arnold seine Zeichnung in der Synopse so abstrakter Zeichen wie dem christlichen Kreuz und dem antiken Schmuckband auf ein Minimum an Gestaltungsmöglichkeiten beschränkt, dürfte er auch auf diese Weise dem Ansinnen des Verstorbenen gerecht geworden sein. Mit dem Einverständnis der Hinterbliebenen wurde sein Projekt, wie auf der Zeichnung eigens vermerkt, planmäßig ausgeführt. Als Bildhauer zeichnete der in Freiburg bekannte Franz Xaver Hauser, dessen Namen wir mit dem einstigen Bertoldsbrunnen und der Abendmahlsszene im Freiburger Münster verbinden. Da die Auftragslage für anspruchsvolle Bildwerke schlecht war, suchte Hauser sein Auskommen als Steinmetz von Grabmälern zu finden. Unter diesem Blickwinkel liegt es nahe, ihn auch als den ausführenden Künstler unseres Rinderle-Grabmals in Betracht zu ziehen.



Abb. 12 Christoph Arnold, Grabmalentwurf für Professor de Benedictis auf dem Alten Friedhof zu Freiburg, 1827, farbig angelegte Federzeichnung (Universitätsarchiv Freiburg, B 1/1981).

## Fazit

Wie sich gezeigt hat, ist die Fragestellung dieser Recherche in ihrer Komplexität herausfordernd. Als ein vorrangiges Anliegen galt es zu ergründen, ob nicht eventuell das klassizistische Rinderle-Grabmal auf dem Alten Friedhof in Freiburg auf den Architekten Christoph Arnold zurückgeht. Die stilistischen Merkmale stimmen mit denen seiner Bauten und Projekte, zu denen auch Beispiele von Grabmalern gehören, überein. Sie weisen allerdings auch nach Karlsruhe, wo Friedrich Weinbrenner die besondere Eigenart des „Baustils“ in die Wege leitete. In Karlsruhe auch hat sich eine Zeichnung erhalten, die das in Freiburg ausgeführte Monument

wiedergibt. Sie ist weder bezeichnet noch signiert, was aber den Kunsthistoriker Klaus Lankheit nicht hinderte, in ihr einen Entwurf Weinbrenners zu einem Denkmal für Immanuel Kant zu erblicken. Als mögliche Entstehungszeit hat Lankheit Kants Todesjahr 1804 ins Auge gefasst. Dieser Hypothese zufolge ist der dargestellte Entwurf als Kant-Denkmal in die Kunstgeschichte eingegangen. Vergleiche mit ähnlichen Bildwerken, die durchaus eine Einordnung in das erste Jahrzehnt des Jahrhunderts rechtfertigen, und nicht zuletzt das Argument beschränkter Maßverhältnisse bestärken uns in der Annahme, dass es sich in Wirklichkeit aber um einen Grabmalsentwurf handelt. Eine Zuschreibung an Weinbrenner ist zwar prinzipiell nicht auszuschließen, aber auch nicht zwingend. Für Arnold spräche, dass er zum fraglichen Zeitpunkt auf dem Bauamt in Karlsruhe Weinbrenner assistierte. Seine vielfach belegte Beschäftigung mit der Sepulkralkunst legt fernerhin den Schluss nahe, ihn als mutmaßlichen Urheber anzusehen. Warum auch sollte er sich in Freiburg auf dem Höhepunkt seines Schaffens einer Idee seines Lehrers bedient haben, was doch eher unwahrscheinlich ist? So gesehen handelt es sich um ein frühes Werk, auf das er zu gebotenem Anlass zurückgegriffen hat.

Fraglich bleibt die Rolle seines Bruders Friedrich, der als Professor für Baukunst an der Universität Freiburg mit Thaddäus Rinderle bekannt war. Sollte eventuell er als Urheber der Entwurfsvorlage deren Ausführung als adäquat empfohlen haben? Fragen dieser Art mögen zur weiteren Forschung ermutigen. Vorerst bleiben sie offen und so unbestimmt wie x.

# Der Weinbau am Freiburger Lorettoberg

Von  
GÜNTER SCHRUFF

## Freiburg – Stadt des Weines

Freiburg im Breisgau wird seit langem als ‚die Stadt des Weines‘ bezeichnet. Dies liegt sicher an der bevorzugten Lage für Weinanbau am Rande des südlichen Oberrheintales bei annähernd mediterranem Klima. Der urkundlich nachgewiesene Weinbau in den Dörfern um die Stadt reicht bis in das 8. Jahrhundert zurück. Dies geht aus Schenkungsurkunden der Reichsabtei Lorsch für Biengen bei Bad Krozingen (770) und für Betzenhausen (776) hervor. Aufzeichnungen des Klosters St. Gallen belegen Weinbau ab 716 in Ebringen und 786 in Merzhausen, Wendlingen, Haslach und Mengen, aber auch im heutigen Stadtteil Wiehre um 790.<sup>1</sup> Den Weinbau in Freiburg, das 1120 das Marktrecht erhielt, belegen erstmals Urkunden des Klosters Tennenbach aus den Jahren 1220 und 1234.<sup>2</sup> Offensichtlich wurde der Wein zunächst innerhalb der Stadtmauer in kleinen Rebhängen angebaut, die von Bürgern jeden Standes gepflegt und zur Weinbereitung für den eigenen Bedarf genutzt wurden. Daneben lassen sich aber schon bald kleinere und größere, eingezäunte oder ummauerte Rebanlagen außerhalb der Stadtmauern nachweisen, wie nicht zuletzt diverse Stadtansichten aus der frühen Neuzeit deutlich machen, z.B. von Gregorius Sickingher (1589, Abb. 1) und Hans Rudolf Manuel genannt Deutsch. (1549, Abb. 2).<sup>3</sup>

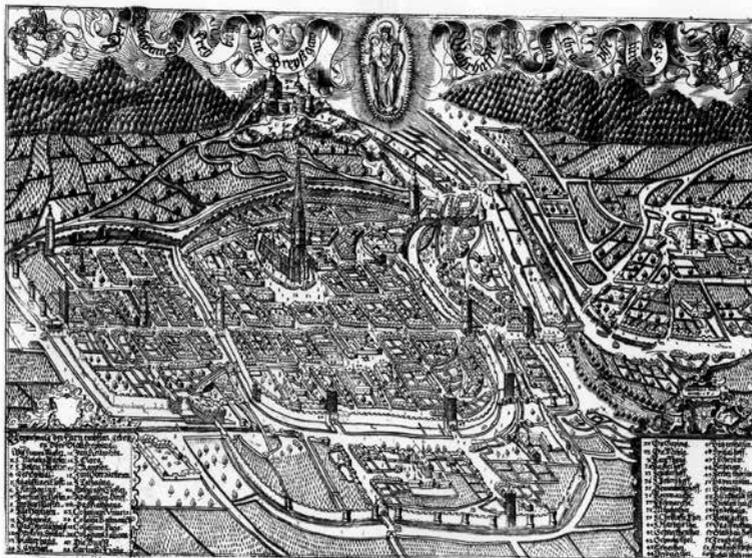


Abb. 1 Vogelschauansicht von Freiburg, sogenannter „Kleiner Sickingher“, Gregorius Sickingher 1589 (StadtAF, M 7701/3).

<sup>1</sup> KARL MÜLLER: Geschichte des Badischen Weinbaus, Lahr 1953, S. 79f.

<sup>2</sup> BRUNO GÖTZ: Gepflanzt, gekeltert und getrunken – Der Weinbau von Freiburg im Wandel der Zeiten (Freiburger Stadtheft 20), Freiburg [1973], S. 1f.

<sup>3</sup> Friburgum – Freiburg. Ansichten einer Stadt, Ausstellung des Augustinermuseums anlässlich der 875-Jahr-Feier der Stadt Freiburg im Breisgau 1995, hg. von der Stadt Freiburg, Waldkirch 1995.



Abb. 2 Stadtansicht von Freiburg, Hans Rudolf Manuel genannt Deutsch 1549. Im Vordergrund sind Reben auf dem Lorettoberg zu erkennen (Städtische Museen Freiburg i. Br. – Augustinermuseum, Inv.Nr. D 56/18).

Eine besondere Rolle hinsichtlich der Weinerzeugung nahmen die zahlreichen Klöster und Spitäler in Freiburg ein, wobei diese weinbaulichen Besitz vor allem in den Ortschaften vor den Toren Freiburgs, im Breisgau, Kaiserstuhl und im Markgräflerland besaßen. Aber lediglich die erzeugten Lehn- und Zehntweine kamen in die Stadt und wurden hier gelagert.<sup>4</sup>

Eine große Zäsur für den Weinbau in und um die Stadt bedeutete der Dreißigjährige Krieg (1618-1648). Marodierende Truppen verwüsteten nicht nur Felder und Wälder, sondern genauso Weinberge und Rebgrärten.<sup>5</sup>

Eine ganz neue Situation, letztlich auch für den Freiburger Weinbau, entstand mit der nun folgenden Neugestaltung der Befestigung der Stadt vor allem durch den französischen Festungsbaumeister Vauban nach 1677. Es wurde ein Bollwerk mit acht Bastionen errichtet, in welches ebenso der Schlossberg einbezogen wurde. Das Vorfeld der Festungsanlage sowie die weitere Umgebung blieben unbebaut, um jeden versuchten Angriff rechtzeitig erkennen und verhindern zu können. Die Stadtansicht von Johann Hienerwadel (1780) zeigt diese Situation deutlich und lässt im Vorgelände Freiburgs größere Rebflächen erkennen. In der Stadt selbst verblieb praktisch kein Platz für Rebgrärten; außerhalb der Stadt liegen größere Weinberge am nördlichen und südlichen Schlossberg sowie in der Ebene nördlich und südlich der Stadt (Abb. 3).

<sup>4</sup> HANS-PETER WIDMANN: Der Weinbau in Freiburg von der Stadtgründung bis zum Dreißigjährigen Krieg, unveröffentlichte Magisterarbeit, Freiburg 1997; DERS.: *den selan trostlich, den dürftigen nuzzelich*. Das Heiligeist-Spital zu Freiburg im Breisgau im Mittelalter (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 38), Freiburg 2006.

<sup>5</sup> HORST BUSZELLO/HANS SCHADEK: Alltag der Stadt – Alltag der Bürger. Wirtschaftskrisen, soziale Not und neue Aufgaben der Verwaltung zwischen Bauernkrieg und Westfälischem Frieden, in: Geschichte der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 22001, S. 69-161, hier S. 69ff.



Abb. 3 Die befestigte Stadt Freiburg und der Lorettoberg (li. oben), Johann Hienerwadel 1780 (StadtAF, M 10/5, Ausschnitt).

Diese festungsbaulichen Verhältnisse, die auch den Weinbau betrafen, blieben mit kleinen Abweichungen bis 1744 erhalten. Erst die Schleifung der Anlage durch französisches Militär im Winter 1744/45 schuf neue Fakten. Nach der Sprengung und Einebnung der Mauern, Wälle und Bastionen, entstanden ab 1745 im Stadtbereich reichlich freie Flächen, die als Gärten genutzt und zu einem großen Teil mit Reben bepflanzt wurden. Vor allem die schräg abfallenden Glacisflächen, die wie ein Kranz die Stadt umfassten, waren für den Weinbau prädestiniert. Dieser sogenannte „Glaciswein“, eine Art Hastrunk, wurde gerne und reichlich konsumiert.<sup>6</sup> Daneben existierten in den Vororten Betzenhausen, Herdern, Zähringen und Wiehre mit dem Lorettoberg weiterhin größere Rebflächen.<sup>7</sup> Mit den Eingemeindungen 1938 von St. Georgen am Fuß des Schönberges und in den frühen 1970er-Jahren der Tunibergorte Munzingen, Tien- gen, Opfingen und Waltershofen hat Freiburg große Rebflächen dazugewonnen. Sie umfassten im Jahr 2016 in den badischen Weinbaubereichen Breisgau (14 Hektar), Markgräflerland (51 Hektar) und Tuniberg (645 Hektar) zusammen 710 Hektar Rebland.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> ADOLF POINSIGNON: Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., Bd. 1: Gemarkungen, Wasserversorgung, Friedhöfe, Straßen und Plätze (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 2), Freiburg 1891 (Nachdruck 1978), S. 45.

<sup>7</sup> A. HOCH: Freiburg – eine alte Weinstadt, in: Weinbau und Kellerwirtschaft 1 (1922), S. 171-176.

<sup>8</sup> Staatliches Weinbauinstitut Freiburg, Weinbaukartei 2016.

# Die Freiburger Weinlage „Lorettoberg“

## Der Lorettoberg

Beim Freiburger Lorettoberg handelt es sich um eine etwa zipfelmützenförmige, langgezogene Anhöhe, die im Stadtteil Wiehre am Anfang der Mercystraße bei der Lorettostraße beginnt und in Luftlinie vom Freiburger Münster etwa 1,9 km entfernt liegt.<sup>9</sup> Der Lorettoberg, früher Schlierberg bezeichnet, erstreckt sich auf seiner Westseite in Richtung Merzhausen bis zum Galgenacker beim Schlierbergweg am Ende der Schlierbergstraße mit einer gekrümmten Seitenlänge von etwa 1,6 km. Im Osten verläuft er vom Beginn der Mercystraße Richtung Günterstal am Hangfuß entlang des Hölderlebaches bis zur Wonnhaldestraße in einer Länge von etwa 1,3 km. Seine Kammlinie, beginnend mit dem Bergleweg an der Mercystraße, hat beim Hildaturm eine Höhe von 352 m NN und steigt weiter südlich im höchsten Punkt auf 384 m NN an, um danach beim Spemannplatz wieder auf 342 m NN abzufallen. Die Erhebung des Lorettoberges gegenüber dem östlichen Talboden des Hölderlebaches zwischen dem Lorettobad an der Lorettostraße und der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt (FVA) an der Wonnhaldestraße liegt zwischen 50 und 80 m, teilweise steil ansteigend, während die Höhe gegenüber dem westlichen Talboden des Merzhauser Dorfbaches zwischen etwa 80 und 100 m beträgt, aber flacher ansteigt als im Osten. Der Lorettoberg geht nach Süden über die „Untere Bodlesau“ und „Obere Bodlesau“ in den bewaldeten Kreuzkopfgipfel über, der mit 525 m NN das westlich gelegene Merzhausen und das östliche Günterstal überragt. Für unsere Darstellung des Weinbaus hier am Lorettoberg soll dessen südliche Begrenzung am Spemannplatz liegen, da dieser auch eine Wasserscheide zwischen dem Lorettoberg und dem Kreuzkopfgipfel darstellt. Die Fläche des Lorettoberges beträgt rund 85 Hektar mit einem Umfang von etwa 4.000 m (Abb. 4). Für die Frage der Bewirtschaftung des Lorettoberges ist dabei wichtig zu wissen, dass im Jahre 1217 die früheren Gewanne „Hölderle“ und „Lorettoberg“, die ein Teil des Gewannes „Schlierberg“ waren, fast vollständig gerodet wurden.<sup>10</sup>

Der markanteste Punkt auf dem Lorettoberg ist die namensgebende Lorettokapelle nahe des Hildaturms.<sup>11</sup> Hierbei handelt es sich um eine kleine Wallfahrtskapelle mit drei Altarräumen, die in Anlehnung an den italienischen Marienwallfahrtsort Loreto bei Ancona in den Jahren 1657/58 auf dem sogenannten „Josephsbergle“, kurz „Bergle“ genannt, erbaut worden ist. Neben der Lorettokapelle steht heute noch das ältere, erweiterte Haus eines Eremiten, der vom Zisterziensenerinnenkloster Günterstal versorgt wurde, weshalb man dem Gebäude auch den Namen „Günterstäler Hauslein“ gab. 1659 wurde es der „Bruderschaft der heiligen Familie“ und der Lorettokapelle als Bruderhaus zugeordnet und diente als Behausung des Küsters und der Betreuung der zahlreichen Wallfahrer, bis es mehrfach umgebaut wurde und heute als Gastwirtschaft genutzt wird.<sup>12</sup>

---

<sup>9</sup> Amtlicher Stadtplan von Freiburg aus dem Jahr 1937.

<sup>10</sup> HANS BURGBACHER/ANDREAS SCHÄFER: Der Stadtwald als Erholungsgebiet, in: 1000 Jahre Wiehre – Ein Almanach 1008-2008, hg. von den Bürgervereinen der Wiehre, Freiburg 2007, S. 213-221, hier S. 213.

<sup>11</sup> FRANZ LAUBENBERGER: Der Freiburger Lorettoberg, in: Alemannisches Jahrbuch 1973/75 (1976), S. 572-589; PETER KALCHTHALER: Die Lorettokapelle auf dem „Bergle“, in: 1000 Jahre Wiehre (wie Anm. 10), S. 109-114.

<sup>12</sup> FRANZ LAUBENBERGER (wie Anm. 11), S. 575ff.

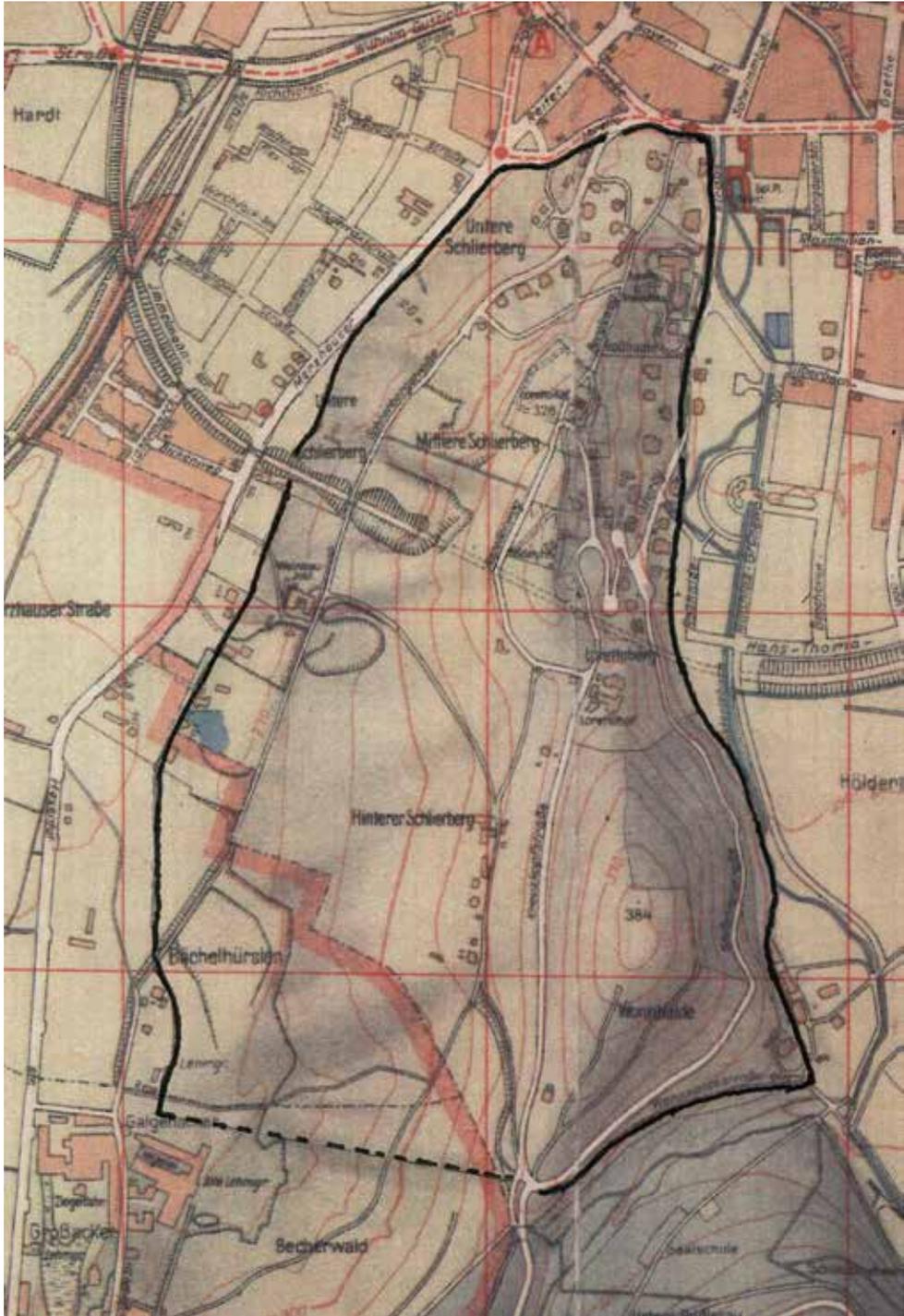


Abb. 4 Amtlicher Stadtplan der Stadt Freiburg von 1937, schwarz umrandet der Lorettoberg (Stadt Freiburg, Vermessungsamt; Ausschnitt, bearb. von Günter Schruft).

Die oben aufgeführten Straßennamen geben in etwa auch die historischen Bezeichnungen der Teilflächen des Lorettoberges wieder, die Walter Vetter aufgezeigt hat.<sup>13</sup> Nach Adolf Poinsignon wird der vordere, östliche Teil der Hangflächen des Lorettoberges „Rosshalde“ genannt, während der anschließende östliche Hangteil vom Hildaturm Richtung Günterstal bis zur Wonnhaldestraße den entsprechenden Namen „Wonnhalde“ trägt.<sup>14</sup> Der westliche Hang des Lorettoberges entlang der Merzhauser Straße ist „Unterer Schlierberg“, der darüber liegende Teil „Oberer Schlierberg“ benannt. Jenseits der hinteren Wonnhalde heißt der westliche Hang des Lorettoberges Richtung Merzhausen „Hinterer Schlierberg“.

Die Bezeichnung „Schlierberg“ geht auf den geologischen Untergrund und die Bodenbeschaffenheit des Loretto-/Schlierbergs zurück. Dieser wird zwar in Längsrichtung auf der südöstlichen Seite aus Paragneis gebildet, der dem kristallinen Grundgebirge des Schwarzwaldes angehört und teilweise mit Hangschutt überdeckt wird. Der größere Teil des Lorettoberges besteht geologisch aber aus mesozoischen Gesteinsformationen der sogenannten „Vorbergzone“ oder „Grabenrandzone“, die im Zusammenhang mit der Entstehung des Oberrheingrabens schichtweise in verschiedene Tiefen mit Sprunghöhen von über mehrere 100 m abgesunken sind.<sup>15</sup> Hier stehen im Wesentlichen Bundsandstein-Formationen an, die teilweise von Gesteinschutt überdeckt sind. Eckhard Villinger hat diese Schwarzwald-Oberrhein-Verwerfung (Hauptverwerfung), die teilweise mitten durch Freiburg führt und ebenso den Lorettoberg durchzieht, anschaulich dargestellt und in einem ‚Fenster‘ im Lorettotunnel freigelegt.<sup>16</sup> Der festere rötliche Bundsandstein im Nahbereich der Lorettokapelle und des Hildaturms diente in mehreren Steinbrüchen zeitweise dem Bau des Freiburger Münsters. Der westliche Teil des Lorettoberges im mittleren und unteren Bereich weist ebenfalls zahlreiche Sandsteinbrüche auf, wovon einer zum westlichen Eingang des 1928/29 gebauten Lorettotunnels für die Höllentalbahn verwendet werden konnte. Die Bezeichnung „slier/schlier“ benennt einen tonhaltigen, lehmigen Lettenboden, der besonders im Bereich des westlichen Lorettoberges vorkommt und früher in einigen Ziegeleien entsprechend verarbeitet wurde. Insofern wird der ursprüngliche Name „Schlierberg“ für den heutigen Lorettoberg verständlich. Der neue Name setzte sich nach dem Bau der Lorettokapelle allmählich durch, obwohl er nach Franz Laubenberger zumindest lateinisch schon 1659 verwendet wurde (*in montem lauretanum*).<sup>17</sup>

Politisch gehört der Lorettoberg in Teilen zu Merzhausen, über den Ortsteil Uffhausen zu St. Georgen, das 1938 ein Stadtteil von Freiburg wurde, zu Adelhausen, das mit der Wiehre schon im 14./15. Jahrhundert in Teilen rechtlich Freiburg unterstand und heute ein Stadtteil ist, sowie zu Günterstal, das 1890 nach Freiburg eingemeindet wurde.

---

<sup>13</sup> WALTER VETTER: Wo liegt eigentlich der Lorettoberg? Am korrekten Namen scheiden sich die Geister, in: Badische Zeitung vom 02.06.1990; DERS.: Östlich des Lorettoberges: Roßhalde und Hölderlematten, in: Badische Zeitung vom 18.06.1990.

<sup>14</sup> POINSIGNON (wie Anm. 6), S. 45.

<sup>15</sup> ECKHARD VILLINGER: Freiburg im Breisgau – Geologie und Stadtgeschichte (Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau Baden-Württemberg [LGRB], Informationen 12), Freiburg 1999, S. 6.

<sup>16</sup> ECKHARD VILLINGER: Der „Sprung“ im Lorettoberg – eine Sensation im Verborgenen, in: 1000 Jahre Wiehre (wie Anm. 10), S. 48-57.

<sup>17</sup> LAUBENBERGER (wie Anm. 11), S. 581.

## Der Weinbau am Lorettoberg

Der Schlierberg wird in den Schriftquellen erstmals 1288 als Weinberg genannt. 1295 und somit nur wenige Jahre später ist von einem *Rebeacker vor dem slierberge* die Rede, wobei dieser durchaus in der Ebene davor gelegen haben könnte.<sup>18</sup> Historische Stadtansichten von Freiburg aus dem 16. Jahrhundert zeigen grundsätzlich einen Blick vom Lorettoberg aus, sodass sie diesen selbst nicht erfassen. Eine Übersicht des Lorettobergs und dessen weinbauliche Situation Ende des 19. Jahrhunderts gibt dagegen eine Karte von Freiburg und Umgebung wieder, die im sogenannten „Architektenbuch“ aus dem Jahr 1898 abgedruckt ist (Abb. 5).<sup>19</sup> Darauf sind drei Bereiche mit Rebflächen erkennbar: um die Lorettokapelle und den Hildaturm am Josephsberge, entlang der vorderen Merzhäuser Straße am Unteren und Oberen Schlierberg sowie auf der südlichen Wonnhalde um den höchsten Punkt auf 384 m. Auch westlich des Lorettobergs jenseits der Merzhäuser Straße und der Lorettostraße sind einige Rebflächen in der Ebene eingetragen, die aber wohl dem Gewinn „Im Gehen“ zuzurechnen sind.<sup>20</sup> Die Größe der dargestellten Rebflächen ist schwer zu ermitteln, sie dürfte aber weniger als die Hälfte des Lorettobergs eingenommen haben.



Abb. 5 Lorettoberg mit Rebflächen, vor 1898 (aus: Freiburg im Breisgau [wie Anm. 19], Ausschnitt der Karte im Anhang nach S. 648).

<sup>18</sup> ANDREAS WAETZEL: Weinbau in der Wiehre, in: 1000 Jahre Wiehre (wie Anm. 10), S. 24-31; DERS.: „Berge, Hügel und die steinige Ebene selbst ...“ – Weinbau im Freiburger Stadtteil Wiehre, Freiburg 2007. Die urkundlichen Quellen hat Hans-Peter Widmann im Anhang seiner Magisterarbeit (wie Anm. 4) in einer Tabelle zusammengestellt. Die Daten erstrecken sich vom 12. bis Anfang des 16. Jahrhundert und beziehen sich auf Personen und Institutionen (Kirchen, Klöster, Spitäler und Ritterorden), die über weinbauliche Einkünfte verfügten.

<sup>19</sup> Freiburg im Breisgau – Die Stadt und ihre Bauten. Hg. von dem Badischen Architekten- und Ingenieur-Verein, Oberrheinischer Bezirk, Freiburg im Breisgau, Freiburg 1898, Karte im Anhang nach S. 648.

<sup>20</sup> POINSIGNON (wie Anm. 6), S. 45.



Abb. 6 Karte vom Lorettoberg, Dominic Zäringer 1786 (StadtAF, M 10/2 [2]).

Eine Karte des Geometers Dominic Zäringer von 1786 zeigt sehr schön die Bewirtschaftung des Lorettobergs: Neben einigen Obstanlagen sind Rebflächen in den Bereichen der *Rosshalten*, der *Wohnhalten* sowie am *Oberen Schlierberg* und *Unteren Schlierberg* zu erkennen (Abb. 6).

Rebflächen vom Lorettoberg bzw. Schlierberg werden nahezu jährlich in den Herbstordnungen der Stadt Freiburg aufgeführt, welche die Stadtgemeinde in Zusammenarbeit mit Vertretern des Weinbaus bzw. der Rebleutezunft nach örtlichen Begehungen (*Visitationen*) zur Überprüfung der Beerenreife festgelegt hat. In der ortspolizeilich vorgeschriebenen Herbstordnung des Jahres 1731 wurden sechs Lesetermine für die Freiburger Rebareale vorgegeben, davon für den Unteren Schlierberg und die Rosshalde Donnerstag, 27. September, und für den Oberen Schlierberg Freitag, 28. September.<sup>21</sup> Solche Herbstordnungen mit festen Lesetagen für bestimmte Reblagen entsprechen durchaus den heutigen Verhältnissen, z. B. bei Winzergenossenschaften, wobei davon auszugehen ist, dass lagenweise geerntete Trauben ein Lesegut mit vergleichbarer Reife ergeben. Zu beachten war seinerzeit auch die übliche Vorgabe, dass das Lesegut an festgesetzten Standorten von bestimmten Traubenpressen verarbeitet werden musste, wobei gegebenenfalls ebenfalls der erforderliche Zehnt abgeführt wurde. In der im Verkündungsblatt für die Stadtgemeinde Freiburg vom 15. September 1868 abgedruckten Herbstordnung findet sich als Lesetag für das Gewann „Gehre“ Donnerstag, 17. September, in der Ebene vor dem Unteren Schlierberg für diesen aber Montag, 21. September, und für den Oberen Schlierberg und die Rosshalde schließlich Dienstag, 22. September. Als Hinweis dazu ist Folgendes abgedruckt:

<sup>21</sup> Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C1 Polizeisachen 3 Nr. 8.

*Für diejenigen, welche noch nicht herbsten wollen, wird die Rebhut 14 Tage weiter auf allgemeine Kosten fort dauern. Das Vorherbsten auch in geschlossenen Rebstücken und Rebgärten, mit Ausnahme jener Gärten, worin [...] nur einzelne Rebstöcke angepflanzt sind, ist bei Strafe von 5 fl [Gulden] verboten, ebenso das sogenannte Nachlesen bei Strafe von 30 kr [Kronen].<sup>22</sup>*

Aus der zeitlichen Abfolge der Lesetermine in den Herbstordnungen kann man des Weiteren den Schluss ziehen, dass sich damals schon die Ernte nach der Güte des Standortes gerichtet hat. Es findet sich ein im Februar 1817 gefertigtes alphabetisches „Verzeichnis sämtlicher Rebenbesitzer in hiesigem Bann, mit Beisetzung des Maasgehaltes“, d. h. der Größe der Rebfläche, z. B. unter der Nr. 197 *Rottek Karl, Professor* mit 6 Jauchert und 2 Ruten. Wem die einzelnen Rebflächen am Lorettoberg gehörten, geht aus diesem Verzeichnis leider nicht hervor, da die jeweiligen Rebgewanne einzeln nicht genannt werden.<sup>23</sup>

## Der Lorettohof

Der Lorettohof liegt zwischen der Rosshalde und der Wonnhalde an der oberen östlichen Stelle, wo die Mercystraße in die Kreuzkopfstraße übergeht und nach Westen der Kapellenweg zur Lorettokapelle abzweigt. Das herrlich gelegene Anwesen (heute die Mercystr. 49, Abb. 7) mit Blick auf Münster und Schlossberg, hat im Laufe der Jahre zahlreiche bauliche Veränderungen erfahren. So befanden sich auf dem Grundstück früher noch ein größeres Nebenhaus sowie parallel zur Kreuzkopfstraße ein Ökonomiegebäude mit Verwalterwohnung. Schon auf Landkarten des 18. Jahrhunderts ist an dieser Stelle ein Gebäude eingezeichnet und Walter Vetter vermutet, dass dort um 1844 möglicherweise ein „Turmhaus“ gestanden haben könnte.<sup>24</sup> Die nachweisbaren Eigentümer bzw. Bewohner sollen im Folgenden kurz vorgestellt werden.

## Freiherren von Pfirt

Erste namentlich bekannte Bewohner des Lorettohofes waren 1806 der Bauer Zimmermann und von 1827 bis 1830 der Tagelöhner Joseph Rohrwasser, über die ansonsten nichts weiter bekannt ist. Wesentlich besser ist die Quellenlage hinsichtlich Albert Freiherr von Pfirt (1773-1845), der von 1832 bis 1845 Eigentümer war und möglicherweise zusammen mit seinem dort wohnhaften Bruder, Rittmeister Hubert Freiherr von Pfirt, weitere Gebäude errichten ließ.<sup>25</sup>

Bei den Freiherren von Pfirt handelt es sich um ein altes vorderösterreichisches Adelsgeschlecht mit verschiedenen Linien, die im Laufe der Zeit auch in Freiburg einigen Besitz erworben hatten.<sup>26</sup> Albert von Pfirt entstammte dem Zweig Pfirt-Blumberg, wurde 1773 in Florimont geboren und starb am 4. März 1845 in Freiburg. Seine Eltern waren Philipp Heinrich Anton von Pfirt und Maria Anna Theresia von Eptingen. Albert kam über seinen Onkel Johann Jacob Leonhard von Pfirt, einen Komtur des Malteserordens, beim König von Bayern in Dienst und wur-

---

<sup>22</sup> StadtAF, C1 Polizeisachen 3 Nr. 11.

<sup>23</sup> StadtAF, C1 Polizeisachen 3 Nr. 10.

<sup>24</sup> WALTER VETTER: War ein Wehrturm der Vorläufer – Der obere Lorettohof erhielt seinen Grundcharakter im vergangenen Jahrhundert, in: Badische Zeitung vom 11.06.1990.

<sup>25</sup> Einwohneradressbücher der Stadt Freiburg.

<sup>26</sup> JULIUS KINDLER VON KNOBLOCH: Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. 1, Heidelberg 1898, S. 83; StadtAF, L4.1 Archiv der Freiherren von Pfirt.



Abb. 7 Lorettoberg in der Mercystr. 49 (Foto: Günter Schruft 2018).

de dort Königlich Bayerischer Kämmerer und Major sowie Ritter des St. Ludwig-Ordens. 1810 heiratete er die vermögende Tochter seiner Tante, Carolina Thurn-Valassina, und beerbte zudem deren Vater mit einem beträchtlichen Kapital.<sup>27</sup> Inwieweit Albert auf dem Lorettoberg landwirtschaftlich tätig war, ist nicht zweifelsfrei zu sagen. Zumindest wird er im Einwohnerverzeichnis 1835 als „Mitglied des Vereins Großh. Landwirtschaft (Oberrheinkreis-Abtheilung)“ geführt, was bedeutet, dass er an der Landwirtschaft interessiert gewesen sein muss. Am 3. August 1837 verfasste er sein Testament unter Berücksichtigung des letzten Willens seiner am 13. Mai 1836 verstorbenen Ehefrau. Nach seinem kinderlosen Tod am 4. März 1845 wurde sein Bruder Hubert Haupterbe des Vermögens. Hierzu zählte neben drei Fahrzeugen (*voitures*), den Pferden und Waffen auch das Haus mit Grundstück am Lorettoberg sowie *allen Wein des Bergle*. Der wohl in die Ehe eingebrachte Betrag seiner verstorbenen Ehefrau von über 300.000 Gulden floss in eine Stiftung zur Gründung und zum Unterhalt des sogenannten „Albert-Karolinen-Stifts“, womit u.a. das Pfirt'sche Haus (heute Franziskanerstr. 9) in Freiburg eingerichtet wurde. Die Stiftung sollte ledigen adeligen Töchtern des Breisgaus und des Oberelsasses als Unterkunft und

<sup>27</sup> ALFRED GRAF VON KAGENECK: Das Haus Franziskanerstraße 9 (Collegium Blattmannicum – Albert-Carolinen-Stift), in: Schau-ins-Land 104 (1985), S. 263-268.

Bleibe dienen, wobei dies durch entsprechende Einlagen der jeweiligen Angehörigen unterstützt werden musste.<sup>28</sup>

Nach dem Tod des Hubert von Pfirt 1848 scheinen in dem mittlerweile als „Albertshöhe“ bezeichneten Areal von 1849 bis 1857 – zumindest während des Sommers – adlige Damen aus dem Albert-Karolinen-Stift gewohnt zu haben.

#### Michael Biehlmann

Zwischen 1857 und 1868 ist im Freiburger Einwohnerverzeichnis der Pfarrer Michael Biehlmann als Besitzer bzw. Bewohner eingetragen („Pfarrdorf Wiehre“, Hausnummer 87, Albertshöhe). Es handelt sich hierbei um den ab 1840 in der Wiehre als Geistlicher eingesetzten Joseph Anton Michael Biehlmann, geboren am 20. Mai 1807 in Tunsel, gestorben am 28. August 1868.<sup>29</sup> Es ist anzunehmen, dass sich der Pfarrer und die Familie von Pfirt kannten. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Feststellung, dass die Stiftung des Albert von Pfirt für *Arme und Bedürftige* der Gemeinde Wiehre im Jahr 1890 zur Stiftung *Pfürdt und Pfarrer Biehlmann* vereinigt wurde.<sup>30</sup>

#### August Hoffmann

Im Freiburger Einwohnerverzeichnis von 1869 ist für die Albertshöhe 87, neue Hausnummer 1, als neuer Eigentümer *August Hoffmann, Partikulier* eingetragen. Dies wird durch einen Vermerk des Ferdinand Freiherrn von Bodman gegenüber Oberbürgermeister Schuster und Ratschreiber Mörder bestätigt, wonach dieser sich als *Rechtsnachfolger des Herrn August Hofmann* [...] *damit einverstanden* [erklärt, den] *Vertrag vom 23. Oktober 1869 zwischen der Stadt und August Hofmann*, der bis 1874 gelten sollte und auf weitere zwei Jahre bis 1876 verlängert worden war, zu erfüllen.<sup>31</sup> In anderen Quellen wird Hoffmann als *Güterbesitzer* bezeichnet, wobei er Grundstücke und Gebäude in Freiburg makelte, so z. B. den *Verkauf einer Villa an der Stadtstraße für 42.000 fl an Prof. Dr. August Weismann*, den Begründer des Zoologischen Institutes der Universität Freiburg und Vater des Komponisten Julius Weismann.<sup>32</sup>

#### Ferdinand Johann Freiherr von und zu Bodman

Ferdinand Johann Freiherr von Bodman und dessen Ehefrau Alexandra erwarben am 20. Juni 1872 *das in der Gemarkung Freiburg und Günterstal gelegene Hofgut genannt Albertshöfe ungefähr fünfzehn Hektar groß mit den darauf stehenden Gebäulichkeiten und der Brunnenleitung, jedoch ohne Inventar, für den Kaufpreis von 55.000 fl* von August Hoffmann.<sup>33</sup> Unter den

---

<sup>28</sup> StadtAF, L3 Albert-Karolinen-Stift.

<sup>29</sup> Auskunft des Erzbischöflichen Archivs Freiburg.

<sup>30</sup> StadtAF, C3/616/2 und C3/616/3.

<sup>31</sup> StadtAF, C2/137/23.

<sup>32</sup> StadtAF, B5 IIIa 1, S. 177, Nr. 104.

<sup>33</sup> Ebd., S. 451, Nr. 279. Als Randvermerk sind die Grundstück-Nummern *Pfbd 38 Bl. 30 Nr. 7969, Bl. 31 Nr. 7971, Bl. 34 Nr. 7977, Bl. 35 Nr. 7978* notiert. Andere Randvermerke betreffen eine *Brunnenleitung aus dem städtischen Wald-Distrikt Bodlesau und das Wasserungsrecht einer oben anstoßenden Wiese des*

16 Bedingungen findet sich eine Übereinkunft zur Übergabe des Gutes am 1. Oktober 1872. Das Pachtverhältnis mit Adolf Haberstroh aus Wittnau, an den ein Teil des Hofguts verpachtet war, sollte zum 1. April 1873 aufgekündigt werden. Des Weiteren enthält der Vertrag u.a. folgende Vereinbarungen:

- 5.) *den Kunstherd, zwei Wachstumsteppiche, vorhandene circa 600 Rebstecken und ca. zwei Zentner Draht zu Rebanlagen erhält der Käufer ohne besondere Vergütung zu Eigentum,*
- 6.) *Ueber die vorhandenen Fässer, Faßlager und Trotte wird ein besonderer Kaufvertrag vereinbart werden.*
- 7.) *Den Pachtzins bis ersten Oktober d. J. sowie das diesjährige Herbsttragnis, auch wenn erst im Oktober geherbstet werden kann, behält der Verkäufer.*
- 8.) *Der Verkäufer verpflichtet sich kein Holz im Wald schlagen zu lassen, die Abtragung der Schutthaufen vor dem Steinbruch zu beendigen sowie die nothwendigen laufenden Arbeiten in den Reben bis zum 1. Oktober d. J. zu besorgen zu lassen, alles auf seine Kosten.*
- 13.) *Der Käufer übernimmt den Vertrag welchen Verkäufer wegen Wegumlage mit der Stadtgemeinde Freiburg abgeschlossen hat. Ebenfalls übernimmt Käufer das Brunnenrecht sowie alle sonst etwa auf dem Gute ruhenden Rechte und Lasten ganz wie der Verkäufer solches seiner Zeit erworben hat.*

Ein wichtiger Randvermerk im Grundbuch sei hier erwähnt: *Mit Genehmigung des Gemein-derechners vom 29. Okt. 1872 No. 8266 hat Freiherr Ferdinand von Bodman dem neben be-schriebenen Gut den Namen „Lorettohof“ beigelegt, was auf Begehren hier vorgemerkt wird.*<sup>34</sup> Zur Namensbezeichnung „Lorettohof“ gibt es auch ein Schreiben Ferdinands von Bodman an den Stadtrat: *Als ich s. Z. darin einkam, meinen Hof anstatt „Albert Höfe“ „Lorettohof“ benen-nen zu dürfen, that ich dies, weil ich für mein Gehöft einen speziellen und auf die Örtlichkeit bezüglichen, gemein verständlichen Namen wünschte. [...] Der Name hat sich nunmehr in den drei Jahren mit meiner Person gewissermaßen verknüpft.*<sup>35</sup>

Ferdinand Johann Freiherr von und zu Bodman (1839-1920) entstammte einem namhaften alten Adelsgeschlecht, das besonders in Süddeutschland, vor allem am Bodensee und im Allgäu in verschiedenen Linien heimisch war. Heute befindet sich in Bodman am Überlinger See der Familiensitz. Von dort aus wird auch die Familienverwaltung (Rentamt) durch Wilderich Graf von und zu Bodman erledigt. Geboren wurde Ferdinand von Bodman am 31. Januar 1839 in Karlsruhe, verstorben ist er am 4. Februar 1920 in Freiburg. Seine Eltern waren Johann Heinrich von und zu Bodman (1809-1892), Oberst der Gendarmerie, und Elisabeth Shone (1811-1891) aus London. Seine vier Geschwister waren Johann Leopold (1834-1874), Oberleutnant, Johann Heinrich (1851-1929), badischer Staatsminister, Emma (1836-1901), verheiratet mit Heinrich von Treitschke, und Clara (1842-1862). Ferdinand von Bodman ehelichte in Dresden am 28. August 1867 Alexandra Offensandt von Berckholtz, geboren am 13. Januar 1840 in Karlsruhe, gestorben am 20. Februar 1921 in Freiburg (Abb. 8 und 9).<sup>36</sup>

---

[...] *Hofwirths Fidel Müller vermittelt eines von der zum Gute gehörigen sogenannten Schweizerwiese im Höldele abgeleiteten Wässerungsgrabens.*

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> StadtAF, C2/137/18.

<sup>36</sup> [http://wikipedia.org/wiki/Bodman\\_\(Adelsgeschlecht\)](http://wikipedia.org/wiki/Bodman_(Adelsgeschlecht)) (23.11.2011); Artikel „Freiherr von Bodman, Fer-dinand Johann“ in: LEO-BW (16.08.2018); Geschichte der Freiherren von Bodman (Stammtafeln der



*Abb. 8* Ferdinand Johann Freiherr von und zu Bodman, Gemälde von Otto Propfeter 1915 (Augustinermuseum-Städtische Museen Freiburg, Inv. Nr. 05805 B; Foto: Hans-Peter Vieser).



*Abb. 9* Alexandra Freifrau von und zu Bodman, Gemälde von 1860 (Augustinermuseum-Städtische Museen Freiburg, Inv. Nr. 058087 B; Foto: Hans-Peter Vieser).

Nach dem Lyzeum war Ferdinand von Bodman Zögling im Kadettenkorps, wurde 1858 Leutnant im Leibgrenadier-Regiment und 1862 Lehrer am Kadettenkorps und an der vorher besuchten höheren Offiziersschule. 1864 war er zunächst beurlaubt zur Übernahme der Stellung als militärischer Begleiter des Erbgroßherzogs von Sachsen-Weimar, die er ab 1865 mit Austritt aus dem badischen Dienst als Oberleutnant voll übernahm, wobei er sich zeitweise an den Universitäten in Jena und Leipzig aufhielt und Reisen durch Deutschland, Österreich, Frankreich, Spanien, Russland und Italien unternahm. 1867 wurde er Hauptmann eines thüringischen Infanterieregiments und 1870 Ordonnanzoffizier im Hauptquartier des preußischen Kronprinzen, des späteren „99-Tage-Kaisers“ Friedrich III., und im Infanterie-Regiment 94. 1874 musste er sich wegen Invalidität während des 1870/71 Feldzuges, den er in den Schlachten von Weißenburg, Wörth, Beaumont und Sedan sowie bei der Belagerung von Paris mitmachte, als Major von der Armee verabschieden. Während seines Aufenthaltes im Lorettohof engagierte sich Ferdinand im badischen Staatsdienst: 1879/81 war er Mitglied des Badischen Landtages und 1889 bis 1908

---

gräflichen und freiherrlichen Familie von Bodman), zusammengestellt von JOHANN LEOPOLD FREIHERRN VON UND ZU BODMAN, München 1894; STEPHAN PH. WOLF: Ferdinand Freiherr von Bodman, in: *Badische Biographien NF Bd. V*, hg. von FRED L. SEPAINTNER, Stuttgart 2005, S. 22f.; *Alphabetisches Verzeichnis der aktiven Hof- u. Staatsbeamten der oberen Klassen des Gehaltstarifs des Großherzogthums Baden*, Karlsruhe 1907, S. 27f. Für seine spontane Hilfe und wichtigen Hinweise möchte ich Wilderich Graf von und zu Bodman besonders danken.

Mitglied der I. Kammer. 1891 wurde er Kammerherr, 1894 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Königlich Bayerischen und am Königlich Württembergischen Hof mit Sitz in München. 1896 erhielt er den Titel Geheimer Rat II. Klasse und 1898 Geheimer Wirklicher Rat I. Klasse. 1910 zog er sich als Major a. D. ganz auf den Lorettohof zurück. Aufgrund seiner Tätigkeiten als Offizier und Gesandter erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, z. B. die Deutsche Kriegsgedenkmünze für Kombattanten und Nichtkombattanten für 1870/71, das Eiserne Kreuz II. Klasse, den Bayerischen Michael-Orden, den Württembergischen Friedrichs-Orden, den Sachsen-Weimarischen Falken-Orden, die Russischen St. Anna-Orden und St. Wladimir-Orden sowie vom Großherzog von Baden den Zähringer Löwen-Orden vom Ritter I. Klasse als Großkreuz.<sup>37</sup>

Dass eine derart diplomatisch und militärisch ausgerichtete Person einen landwirtschaftlichen Gutshof kaufte und vorwiegend weinbaulich bewirtschaftete, ist aufgrund seiner berufsbedingten oft längeren Abwesenheit sehr erstaunlich. Dies lässt sich wohl nur dadurch erklären, dass sich seine Familie seit langem mit Weinbau befasste und er sich offensichtlich dafür interessierte, wofür der Besuch der Landwirtschaftlichen Akademie in Bonn-Poppelsdorf und der Obst- und Weinbauschule in Geisenheim spricht.<sup>38</sup>

In einer Aufnahme um 1909 sind die Gebäude des Lorettohofs zumindest teilweise sichtbar (Abb. 10). Kreuzkopf- und Mercystraße sowie der Kapellenweg waren noch Wirtschaftswegen und nicht breitspurig ausgebaut. Links im Hintergrund sind die ersten Häuser von Günterstal erkennbar, im Vordergrund und zumindest teilweise rechts die Gebäude des Lorettohofs, daneben Rebanlagen mit Einzelstock-Erziehung.<sup>39</sup> Eine noch etwas ältere Fotografie macht deutlich, wie Rebanlagen den Hildaturm umgaben, wobei im Vordergrund Gebäude des Lorettohofes von Osten aus und rechts oben das frühere Bruderhaus auf dem Josephsberg als erweitertes Restaurantgebäude (heute Schloss-Café) erkennbar sind (Abb. 11).<sup>40</sup>

Wissenswert wäre nun, welche Grundstücke und landwirtschaftliche Flächen auf dem Lorettoberg zum Lorettohof gehörten. Schriftliche Unterlagen von Freiherr von Bodman liegen hierzu nicht vor. Das Stadtarchiv Freiburg ist jedoch im Besitz von Plänen, die um 1909 entstanden und einen Überblick über die Lage des Lorettohofes sowie einzelner, teilweise etwas dunkler markierter Flächen des Freiherr von Bodman geben, z. B. jene unterhalb des Hildaturms und östlich des Lorettohofes (Abb. 12).<sup>41</sup> Beim Blick auf eine weitere Karte um 1910 wird einem erst bewusst, wie viele Flächen auf dem Lorettoberg – hier speziell auf der Wonnhalde – parzelliert lagen und nur zum Teil im Eigentum des Freiherrn von Bodman waren. Selbst auf der höchsten Erhebung lassen sich hiervon welche finden.<sup>42</sup>

---

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> KURT M. HOFFMANN: 1100 Jahre Blauer Spätburgunder in Bodman am Bodensee (Schriften zur Weingeschichte 73), Wiesbaden 1985, S. 33-40; Wolf (wie Anm. 36), S. 22f.

<sup>39</sup> StadtAF, M 75/13/1053.

<sup>40</sup> Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Metz.

<sup>41</sup> StadtAF, C3/297/9.

<sup>42</sup> StadtAF, C3/297/10.



*Abb. 10* Der Gebäudekomplex des Lorettohofes vom Hildaturm aus gesehen, Aufnahme um 1909 (StadtAF, M 75/13/1053).



*Abb. 11* Rebflächen am Hildaturm oberhalb des Lorettohofs (Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Metz, Bild-Nr. 22665).



Freiherr von Bodman war sehr daran gelegen, seinen Rebbesitz zu erweitern. Ein Beispiel hierfür ist aus dem Jahr 1899 überliefert: Am 27. Februar 1899 bot die Witwe Theresia Kuhner aus Merzhausen ein Rebstück zum Verkauf an, das nach einer Ortsbesichtigung am 16. März 1899 wie folgt beschrieben wurde: *Reben liegen mit ihrem obersten Teil auf dem höchsten Gipfel des ganzen Rebberges, von wo man die herrlichste Aussicht nach allen Richtungen hin genießen kann. Die Reben sind in bestem, ertragsfähigen Zustande. [Frau] Kuhner will unbedingt [...] verkaufen mangels nötiger Arbeitskräfte.* Als Kaufpreis forderte die Witwe 3.600 Mark für die 17,95 Ar (= 200,55 Mark/Ar), dem entgegen stand ein Angebot des Freiherrn in Höhe von 3.000 Mark (= 167,13 Mark/Ar). Abhilfe sollte ein Preisvergleich von Rebverkäufen der vergangenen Jahre bringen. Demnach wechselten im August 1897 benachbarte Rebflächen von 8,7 Ar für 900 Mark (= 103,44 Mark/Ar), von 12 Ar Reben für 3.000 Mark (= 250 Mark/Ar) und von 8,7 Ar Reben für 1.800 Mark (= 206,89 Mark/Ar) den Besitzer. Auch die Stadt Freiburg war in zwei Fällen unter den Käufern und bezahlte einmal für 8,7 Ar Reben 1.800 Mark (= 206,89 Mark/Ar) und für 39 Ar Reben 3.300 Mark (= 84,61 Mark/Ar). Im Mai 1899 gab sich Frau Kuhner dann mit 3.000 Mark zufrieden und in der Bürgerausschuss-Vorlage war danach zu lesen: *Erwerb eines Rebstückes auf dem Lorettoberg von Frau J. Kuner Wwe (zur Verlängerung der Mercystr.) neben Rebstück Josef Federer. Der obere Teil liegt an der höchsten Stelle des Rebberges, der untere fällt in die Verlängerung der Mercystr.*<sup>43</sup>

Auch auf dem Josephsberg gelangten Reben in den Besitz des Freiherrn. So erwarb von Bodman im Juli 1897 ein 27 Ar großes Rebstück für 2.100 Mark (= 77,77 Mark/Ar) und ein 9 Ar großes Stück für 900 Mark (= 100 Mark/Ar) sowie im August 1897 12 Ar Reben für 3.000 Mark (= 250 Mark/Ar).<sup>44</sup>

Zugleich veräußerte Freiherr von Bodman seinerseits Grundbesitz an die Stadt. Überliefert ist eine am 4. Juli 1906 gerichtete Absichtserklärung des Freiburger Gemeinderats an Freiherr von Bodman, *das Grundstück oberhalb des Kapellenweges anzukaufen, da eine mögliche Bebauung den Blick zum Münster behindert.* Am 17. Oktober wurde der Kaufvertrag durch den Stadtrat vorbehaltlich der Zustimmung durch den Bürgerausschuss genehmigt (Teilgrundstücke Lagebuchnummern 7971e mit 24,25 Ar und 7971h mit 26,56 Ar unterhalb des Hildaturms).<sup>45</sup>

Obwohl lediglich ein kleiner Teil der Rebflächen, die sich im Besitz des Freiherrn befanden, aufgeführt werden konnten, wird deren stattliche Anzahl bereits deutlich. Es stellt sich daher die Frage, wie von Bodman diese bewirtschaftete, wohnten doch auf dem Lorettoberg laut Einwohneradressbücher nur ein Verwalter und ein Gärtner. Man muss deshalb davon ausgehen, dass die Bearbeitung der Rebflächen im Lohnverfahren an erfahrene Winzer vergeben wurde, von denen es in Merzhausen, Günterstal und Uffhausen (St. Georgen) sicher genügend gab und für die auch eine Entlohnung in Form von Trauben akzeptabel gewesen wäre. Die geernteten Trauben dürften zum Lorettoberg gebracht und dort verarbeitet worden sein. Die erforderlichen Geräte zur Traubenverarbeitung sowie Behälter für die Vergärung und Fässer zur Reifung und Lagerung des Weines waren sicher vorhanden.

Zur Vermarktung der Weine liegen nur wenige Hinweise vor. Nachgewiesen ist, dass von Bodman 1875 auf dem Freiburger Weinmarkt einen 1873er- und einen 1874er-„Lorettoberg Rotwein“ sowie einen Weißwein derselben Jahrgänge anbot, die mit verkauft eingetragen sind.<sup>46</sup>

---

<sup>43</sup> StadtAF, C3/297/13.

<sup>44</sup> StadtAF, C3/308/05.

<sup>45</sup> StadtAF, C3/297/09.

<sup>46</sup> StadtAF, C2/87/01.

Im darauf folgenden Jahr hatte er auf dem Weinmarkt sieben Weine im Sortiment, die den Vermerk trugen: *Sämmtl. Lorettohofer Weine sind abgebeert und gelüftet*. Diese waren im Einzelnen:

Lorettohofer Burgunder	1875	16 hl
”	1874	9 hl
Lorettohofer gem. Satz	1874	20 hl
Lorettohofer Burgunder	1874	3 hl
” Krachmost	1875	3 hl
” gem. Satz	1875	65 hl
” Ruländer	1875	3 hl

Aus dem „Verzeichnis der auf der Oberrheinischen Gewerbeausstellung prämiirten und von den Ausstellern dem Weinbaukongress [1887] zur Kostprobe präsentierten Weine“ geht hervor, dass Freiherr von Bodman dafür zehn Flaschen Burgunder Rotwein vom Lorettohof Spendierte,<sup>47</sup> dazu waren an Freiburger Weinen von Emil Pyhrr je 6 Flaschen 1883er Schloßberger Rotwein, 1886er Rottecksberger und 1886er Riesling sowie von Hermann Linz 2 Flaschen eines 1886er Weißherbsts zur Verkostung auf der Liste verzeichnet. Diese Weinbaukongresse fanden in Freiburg außerdem 1877, 1897, 1922 und 1952 statt und dokumentieren, welche Bedeutung Stadt und Umland für den regionalen Weinbau hatten. In diesem Zusammenhang sei ein interessantes Detail am Rande angemerkt: Beim 16. Weinbaukongress vom 12. bis 15. September 1897 verblieb ein finanzieller Überschuss von 1.228 Mark, der in eine neue städtische *Rebbaustiftung* eingebracht wurde, deren *Erträgnis alljährlich einem hiesigen Weinpflanzer für vortreffliche Instandhaltung seiner Reben nach dem Ermessen des Stadtrates [als] eine Prämie zuerkannt wird*.<sup>48</sup>

Die auf den Weinmessen präsentierten Weine lassen erkennen, dass zumindest am Lorettoberg und am Freiburger Schlossberg bereits der Trend weg von den Massenträgern Elbling, Rauschling (Kläpfer) u.a. hin zu Edelsorten wie roter Burgunder, Ruländer, Riesling, Silvaner und Gutedel eingetreten war. Dabei ist jedoch zu beachten, dass auf dem Bodman’schen Lorettohof die Trauben nicht mittels Ganztraubenpressung in den Gärtank kamen, sondern abgebeert wurden und die Gärung besonders überwacht wurde. Von Bodman hat solche Verfahren offensichtlich bei seinen Aufenthalten in der Obst- und Weinbauschule in Geisenheim und durch direkte Kontakte mit Prof. Dr. Adolph Blankenhorn aus Müllheim in dessen Önologischen Institut in Karlsruhe kennengelernt. Der Freiherr war es auch, der anlässlich des Weinbaukongresses 1877 zweimal aktiv in Erscheinung trat: Zum einen organisierte er eine Exkursion zur Blankenhorn’schen Versuchsstation am Blankenhornsberg bei Ihringen, um dort den Rebsortenprüfgarten mit mehr als 600 internationalen Rebsorten zu besichtigen, die aktuellen Rebkrankheiten zu studieren und gepfropfte Reben kennenzulernen. Zum anderen hielt er einen Vortrag mit dem Thema „Unter welchen Umständen ist die Abhaltung von Weinmärkten zu empfehlen und wie sind dieselben einzurichten“.<sup>49</sup>

Freiherr Ferdinand von Bodman hat sich nicht nur regional, sondern außerdem überregional in verschiedenen Funktionen für den Weinbau und die Landwirtschaft eingesetzt: Von 1874 bis 1895 war er 1. Vizepräsident des Deutschen Weinbauvereins (heute Deutscher Weinbauverband), von 1894 bis 1898 stellvertretender Präsident des Badischen Landwirtschaftsrats, Korres-

<sup>47</sup> StadtAF, C2/80/03.

<sup>48</sup> StadtAF, C3/617/02.

<sup>49</sup> GÜNTER SCHRUFFT: Die Geschichte der Veredelung des Weinbaus auf Vulkanböden im Kaiserstuhl/Baden (Schriften zur Weingeschichte 186), Wiesbaden 2015, S. 106.

pondent und Mitglied des Önologischen Instituts in Karlsruhe u.a. Einrichtungen. Darüber hinaus war er in öffentlichen Ämtern aktiv, z. B. ab 1893 sechs Jahre Mitglied des Kreis Ausschusses und Bürgerausschusses von Freiburg.<sup>50</sup>

Auch wenn die Gebäude des Lorettohofes nach den vorliegenden Fotos sehr stattlich aussahen und das Wohnen darin als komfortabel gedeutet werden kann, so lässt die schriftliche Überlieferung doch erkennen, dass ein Problem permanent auftrat: die Wasserversorgung. Bereits Freiherr von Pfirt erwarb aus diesem Grund *am 15. September 1835 von der Stadtgemeinde ein Wasserleistungsrecht um 500 fl.* Darin wurde außerdem festgelegt, dass *ein Rückkaufrecht um die gleiche Summe vorbehalten [wurde], wenn das Wasser zum Gebrauch der Stadt verwendet werden sollte, was aber vor Ablauf der nächsten 50 Jahre nicht geschehen darf.*<sup>51</sup> Von August Hoffmann ist bekannt, dass er im Jahr 1869 *die Pfürdt'sche hölzerne Deichelleitung durch Tonröhren* erneuerte und sich diese Leistung beim Verkauf an von Bodman mit 5.600 fl erstatten ließ. Da dennoch *die von der Quelle gelieferte Wassermenge im Spätjahr meistens unzulänglich war*, hat von Bodman 1884/85 mit *stadträtlicher Genehmigung auf seine Kosten weitere Schürfversuche in der Bodlesau vornehmen lassen, die zu keinem genügendem Ergebnis geführt haben.* Und weiter heißt es: *In 1888 wurde dann die jetzige Leitung über das Reservoir beim Hildaturm angelegt, der ich mich zur subsidiären Wasserversorgung insbesondere meines Wohnhauses und Gartens bediente.* Da die Wasserversorgung weiterhin unsicher blieb und oft noch die alte eigene Leitung genutzt werden musste, erwog man 1910 die Wasserleitung im Kreuzkopfweg von der „Bodlesau“ bis zum Lorettohof durch gusseiserne Rohre zu ersetzen. Diese Schwierigkeiten mit der Wasserversorgung gelten als Grund, warum sich die Familie von Pfirt im Winter in ihr Haus in der Franziskanerstr. 9 und später die Familie von Bodman in ihr Haus in der Dreisamstraße<sup>52</sup> (heute Marienstr. 1) zurückgezogen haben.<sup>53</sup>

Nach dem Tod von Ferdinand Johann Freiherr von Bodman 1920 bzw. seiner Ehefrau Alexandra 1921 erbte der Neffe Hans (Philipp Leopold) von Bodman, kaiserlicher Gesandter, den Lorettohof mit allen weiteren im Grundbuch verzeichneten Liegenschaften. Der frühere Gutsverwalter und seine ihn etwa überlebende Frau sollten eine lebenslängliche Pension erhalten, die der Eigentümer des Lorettohofes zu entrichten hatte.<sup>54</sup>

### Von Fritz Flückiger bis in die Gegenwart

1926 erwarb der Baumeister Fritz Flückiger, Teilhaber der Fa. F. X. Sichler, das Anwesen und bewohnte es zusammen mit seinem Bruder Gottfried.

1983 mussten die südlich und östlich der Wohnbauten gelegenen Ökonomiegebäude abgerissen werden, da sie teilweise bereits eingestürzt waren. Heute stehen dort mehrere moderne Wohngebäude, deren Bewohner die herrliche Aussicht in Richtung Freiburg und Günterstal sowie den schönen Blick über Merzhausen auf den Schönberg, zum Tuniberg und Kaiserstuhl, aber auch gelegentlich bis zu den Vogesen genießen können.

---

<sup>50</sup> StadtAF, C3/82/01.

<sup>51</sup> StadtAF, C3/271/11.

<sup>52</sup> Das Haus in der Dreisamstraße erwarb Johann Heinrich von und zu Bodman (1809-1892), Großherzoglicher Oberstleutnant der Gendarmerie, am 16. September 1872 von dem Bauunternehmer Carl August Maier, StadtAF, B5 IIIa 1 Nr. 104, S. 500.

<sup>53</sup> StadtAF, C3/271/11.

<sup>54</sup> Staatsarchiv Freiburg (StAF), G 540 Nr. 28.888 (Johann Ferdinand von Bodman); ebd., B 18/23 Nr. 29.691 (Alexandra von Bodman).

## „Stratzhof“/„Unterer Lorettohof“

Auf fast allen Plänen und Karten des Lorettoberges kann man an dessen Westseite etwas schräg unterhalb des Bodman'schen Lorettohofes den Umriss eines Gebäudes oder die Andeutungen eines solchen erkennen. Hierbei handelte es sich nicht um ein Ökonomiegebäude des Lorettohofes, was man aufgrund der mitunter eingetragenen Bezeichnung „Unterer Lorettohof“ annehmen könnte, sondern um ein eigenständiges landwirtschaftliches Gut, das zumindest unterhalb des Bodman'schen Anwesens ebenfalls über Rebflächen verfügte.

In einem Schreiben vom 15. November 1876 richtete der seinerzeitige Besitzer, Alexander Osterloff, folgende Bitte an den Freiburger Gemeinderat:

*Mein Hofgut auf dem Lorettoberge gelegen hat bis jetzt den offiziellen Namen „Hegnerhof“ geführt. Seit derselbe in meinen Besitz gekommen, also seit 17 Jahren, erhalte ich meine sämtlichen Briefe ... unter der Adresse „Lorettohof“. Da mein Nachbar, Herr v. Bodman, seinen Hof, vor ein paar Jahren unter demselben Namen bekommt, so ersuche ich den wohlwollenden Gemeinderath, für sichere Bezeichnung meines Gutes den Namen „Unterer Lorettohof“ wählen und unter diesem Namen in das Grundbuch eintragen zu lassen.*

Der Gemeinderat leitete dieses Schreiben weiter an den Hochwohlgeborenen Herrn Freiherrn von Bodman dahier mit der Frage, ob gegen die Willfährung dieses Wunsches Ihrerseits Anstände erhoben werden. Und dieser antwortete am 1. Dezember 1876:

*[...] daß ich allerdings befürchten muß, daß Herr Osterloff's Absicht seinem Gehöft denselben Namen beizulegen, wie ich dem meinigen, und daß Verwechslungen und Verdrießlichkeiten für beide Theile im Gefolge haben werden. Als ich s. Z. darin einkam, meinen Hof anstatt „Albert Höfe“, „Lorettohof“ benennen zu dürfen, tath ich dies, weil ich für mein Gehöft einen speziellen und auf die Örtlichkeit bezüglichen gemeinverständlichen Namen wünschte, [...] Wenn der von mir gewählte Namen Herrn Osterloffs Beifall gefunden hat, so hätte ihn ja nichts gehindert, in den 10 oder 12 Jahren, welche er bereits auf dem Hägenhof ansässig war, als ich mich auf dem Lorettohof ankaufte, um die Gewährung dieses Namens nachzusuchen, in welchem Fall ich sicherlich meinen Hof nicht „oberer Lorettohof“ genannt haben würde. Sachlich möchte ich noch anmerken, daß während mein Hof und seine Grundstücke zum größten Theil sich nur am Lorettoberg liegen, diejenigen des Hägenhofs außer den Reben an der Wonnhalde gelegen sind.*

In Wirklichkeit könnten die Rebflächen der Hauptgrund gewesen sein, warum Freiherr von Bodman den Namen „Unterer Lorettohof“ ablehnte: Hätte dadurch doch Osterloff eigene Weine mit der Bezeichnung „Lorettohofer Wein“ auf den Markt bringen können! Letztendlich erklärte sich Osterloff bereit, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Nichtsdestotrotz findet sich in vielen offiziellen Schreiben und zahlreichen Plänen und Karten weiterhin für den Osterloff'schen Gutshof der Name „Unterer Lorettohof“ (Abb. 13).<sup>55</sup>

---

<sup>55</sup> StadtAF, C2/137/18.

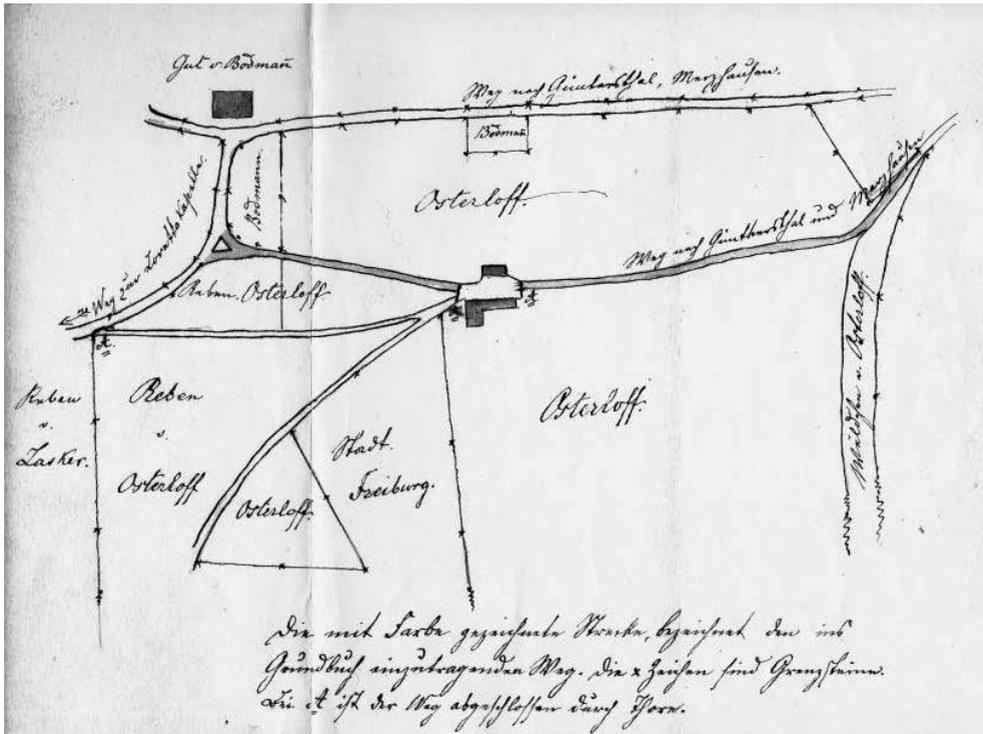


Abb. 13 Osterloff'scher Gutshof („Unterer Lorettohof“) mit Reben, Flächenplan von 1876 (StadtAF, C2/137/18).

Zur Besitzgeschichte des Gutshofes („Hegnerhof“, „Osterloff-Hof“ bzw. „Stratzhof“) hat Bernhard Schnetter, der zeitweise mit seinen Eltern dort wohnte, umfangreiche Recherchen unternommen.<sup>56</sup> Die letzte Inhaberin war Hedwig Weil, die Witwe des praktischen Arztes Dr. Norbert genannt Robert Weil (1872-1907). Als jüdischer Besitz sollte das knapp 10 Hektar umfassende Anwesen nach Ausführungen des Landesökonomierates vom 18. Dez. 1939 und der Badischen Landessiedlung vom 5. Februar 1940 zu einem Erbhof erhoben werden. Die Stadt lehnte dies mit Schreiben vom 12. März 1940 ab und forderte ihrerseits den Ankauf, da das Gelände schon längst zum grossen Teil als „Bauland“ festgelegt [wurde] und muss einmal, auch wenn dies aus ernährungspolizeilichen Gründen erst in einer Reihe von Jahren möglich ist, als Bauland verwertet werden. Entgegen erheblicher Widerstände, vor allem des Reichsnährstands sowie der Landesbauernschaft Baden und des Landesökonomierats, erteilte auf Grund von § 8 der Verordnung über den Einsatz jüdischen Vermögens vom 3.12.1938 letztlich der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft in Berlin die Genehmigung für den am 11. Oktober 1940 vor dem Grundbuchamt Freiburg bereits abgeschlossenen Kaufvertrag zwischen der Stadt Freiburg als Käufer und Hedwig Weil als Verkäuferin des Grundstücks Grundbuch Bd. 38 Heft 36 LgbNr. 7979 mit 9 ha 40 a 30 qm Hofreite mit Gebäuden und Ackerland, Wiesen, Wald, Öder

<sup>56</sup> BERNHARD SCHNETTER: „Unterer Lorettohof“ – Kapellenweg 21. Geschichte – Besitzer – Bewohner, unveröffentlichte Privatschrift, 37 S., o. J.

*Rain, Hausgarten, Wege, Anwesen Kapellenweg 21 mit der Auflage, für die dringend erforderliche Instandsetzung des Wirtschaftsgebäudes und die Sicherung der landwirtschaftlichen Benutzung Sorge zu tragen unter Belassung des derzeitigen Pächters Stratz auf dem Hof.*<sup>57</sup> Der Familienname „Stratz“ des Pächters erklärt an dieser Stelle, warum der Gutshof damals als „Stratzhof“ bezeichnet wurde (Abb. 14).



Abb. 14 Der Stratzhof, Gemälde von Fritz Waldvogel 1946 (Privatbesitz).

Die Jüdin Hedwig Weil wurde am 22. August 1942 in das KZ Theresienstadt deportiert und kam dort am 5. Januar 1943 um.<sup>58</sup> Am 24. April 1954 erreichte ihr Sohn, der Dramaturg und Regisseur Dr. Rudolf Weil, durch eine Restitution vor dem Landgericht Freiburg eine Nachzahlung zum seinerzeitigen Verkaufspreis des Gutshofes durch die Stadt.<sup>59</sup> Der alte „Stratzhof“ wurde wohl 1995 abgerissen. An seiner Stelle und entlang des Kapellenweges wurden danach Wohnhäuser mit zwölf Wohneinheiten errichtet.<sup>60</sup>

<sup>57</sup> StadtAF, C4/VII/15/12.

<sup>58</sup> MARLIS MECKEL: Den Opfern ihre Namen zurückgeben. Stolpersteine in Freiburg, Freiburg 2006, S. 179, Nr. 268 (Ludwigstr. 32).

<sup>59</sup> StAF, P 303/4 Nr. 2416.

<sup>60</sup> Artikel „Stratzhof droht die Abrißbirne – Landesdenkmalamt prüft“, in: Badische Zeitung vom 23.08.1995.

## Das Rebhaus

Das sogenannte „Rebhaus“ lag an der unteren Ostseite des Lorettobergs. Wer sich mit dem Weinbau am Lorettoberg befasst, fragt sich natürlich, was es mit diesem als „Luftkurort“ bezeichneten Rebhaus an der Wonnhalde auf sich hat. Wie Nachforschungen ergaben, stand an dieser Stelle früher ein Rebhaus. Nach 1891 errichtete Daniel Max Lasker zunächst eine Wasserbad-Einrichtung nach der Art von Sebastian Kneipp, die in den Folgejahren durch mehrere Gebäude zu einem Sanatorium erweitert wurde.<sup>61</sup> In keiner der zahlreichen Publikationen über das Sanatorium wird auf die Existenz und Aufgabe dieses Rebhauses eingegangen, sodass es gerechtfertigt erscheint, hier auf seine Geschichte und Bedeutung für den Weinbau am Lorettoberg einzugehen.

Mehrere ältere Karten und Pläne von Freiburg und Günterstal geben einen Hinweis auf ein Rebhaus bzw. eine Trotte. Den frühesten Nachweis verdanken wir dem Gemarkungsplan von Freiburg des Geometers Job Kornthawer von 1608, dort als *Günterstaler Trotte* angegeben.<sup>62</sup> Der zweite Hinweis, genannt ist eine *Torkel* an einem Weiher am südöstlichen Abfall des Lorettoberges, findet sich in einem Freiburger Gemarkungsplan von J. J. Fechter aus dem Jahr 1747.<sup>63</sup> Auf einem weiteren Plan von Günterstal von 1753/54 hat der unbekannte Kartograf an der bekannten Stelle das *Gindersthaler Reebheißle* eingezeichnet.<sup>64</sup> Im „Geometrischen Plan Günterstal“ des Geometers Joseph Kränckhel aus dem Jahr 1773 ist am östlichen Fuß des Lorettobergs ein Weiher mit einem Gebäudegrundriss und der Nr. 14 zu erkennen. In der Flächenliste ist unter der Nr. 14 *Grünfeld bey dem Trothhäuslein* und unter der Nr. 10 *Reben an der Wohnhalten* mit 8 Jauchert zu lesen.<sup>65</sup> Zu guter Letzt lassen sich in der Karte des Geometers Dominic Zäringer von 1786 an der Grenze des Lorettobergs zum *Bann Gindersthull* ein Weiher und ein Gebäude, wohl das Rebhaus in einem Obstfeld erkennen.<sup>66</sup> Damit kann über nahezu zweihundert Jahre im Nahbereich des südöstlichen Lorettobergs ein Rebhaus nachgewiesen werden.<sup>67</sup>

Entscheidende Hinweise zu diesem Rebhaus erhält man aus den Akten zum „Verkauf der dem aufgelösten Kloster Günterstal zuständig gewesenen Realitäten 1807-1826“ durch das Domänenamt Freiburg. Danach wurden am 18. Februar 1807 von den *Realitäten des hießigen aufgehobenen Stiftes durch öffentliche Versteigerung an den Meistbietenden* neben anderem unter Punkt 5 das Rebhaus verkauft mit *a) Matten daselbst (3 Juch. 0 Ruthen), b) Acker daselbst (1 Juch. 180 Ruth.), c) Kastanienwäldle (7 Juch, 225 Ruth.) d) Felder daselbst, am Hinternburg*

---

<sup>61</sup> WALTER VETTER: Sanatorium Rebhaus – das Nobelbad an der Wonnhalde, Artikelserie in der Badischen Zeitung vom 25.01., 01.02., 08.02. und 22.2.1988; Ders.: „Sanatorium Rebhaus“ – Glanz und Ende einer Kureinrichtung an der Wonnhalde, in: Haus Wonnhalde, hg. vom Caritasverband Freiburg-Stadt, Redaktion: KONRAD DEUFEL, Freiburg 1988, S. 5-14; HEINZ SIEBOLD: Wilhelminische Feste an der Wonnhalde, in: Badische Zeitung vom 06.05.2007; HANS SIGMUND: Freiburg auf dem Weg zur Bäderstadt, in: Badische Zeitung vom 01.09.2014; ANDREAS MECKEL: Das Rebhaus an der Wonnhalde, in: 1000 Jahre Wiehre (wie Anm. 10), S. 186-192; DERS.: Das Rebhaus an der Wonnhalde – Ein Ort mit glanzvoller Vergangenheit, <http://www.ortsverein-guenterstal.de/guenterstal/schicksale-ereignisse/das-rebhaus.html> (15.12.2016).

<sup>62</sup> Friburgum (wie Anm. 3), S. 75 und 121.

<sup>63</sup> StadtAF, M 10/39.

<sup>64</sup> Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), H Günterstal 5.

<sup>65</sup> StadtAF, M 10/13; GLA: H Günterstal 3; FRANZ-DIETER SAUERBORN: Joseph Kränckel – Uhrmacher und breisgau-landständisch geometrischer Revisor, in: Schau-ins-Land 135 (2016), S. 87-105, hier S. 101.

<sup>66</sup> StadtAF, M 10/2 [2].

<sup>67</sup> StadtAF, C1 Gemeindevermögen 44 Nr. 32.

(2 Juch. 270 Ruth.) und e) Reben ob dem Haus, den Einpflanz<sup>68</sup> und das große Stück daneben (2 Juch. 105 Ruth.), wobei diese insgesamt 17 Jauchert 60 Ruten auf 2.972 fl geschätzt wurden. In der zugehörigen Anmerkung wird dem Käufer des Rebhauses auch der bisher zugehörige Brunnen zugesichert, wobei es sich dabei möglicherweise um eine Brunnenfassung des benachbarten Weiherhandels handelte. Das Rebhaus samt Matten und Ackerstücken ging für den oben genannten Preis an Alois Andris aus Günterstal. Einem Bericht vom 18. Oktober 1816 ist zu entnehmen, welche Bedeutung das Rebhaus für das Kloster und die Günterstaler Weinerzeuger hatte: *Das ehemalige Stift Günterstal hat von jedem Saum [= Ohm = 150 l] Wein, welches die dortigen Bürger und Bewohner produzierten und einfaxten [= ernten, einbringen], derselbe möchte auf die Stiftstrotte gebracht werden oder nicht, ein Maas [= Maß = 1,5 Liter] Trottwein bezogen.* Die Günterstaler Winzer mussten also grundsätzlich in der Klostertrotte die Trauben abpressen. War eine private Weinkelter genehmigt, *so mußte der Trottwein dennoch auf gleiche Weise abgereicht werden.* Außerdem mussten die Winzer den festgesetzten Zehnt in Höhe von 2 ½ Saum entrichten. Im Gegenzug hatte sich das Kloster verpflichtet, die Trotte in gutem Zustand zu erhalten. In den Versteigerungsakten wird aber auch darauf hingewiesen, dass *der Weinbau in Günterstal keineswegs bedeutend ist und die meisten Günterstaler Weinproduzenten ihr Erzeugnis gewöhnlich beim Herbst schon in den Körben verkaufen.*<sup>69</sup>

Als Privattrotte am Lorettoberg ist neben der zuvor genannten des Freiherrn von Bodman lediglich jene des Freiburger Bürgers und Kupferschmieds Johann Spéri bekannt, die dieser 1786 an der Rosshalde *ohne einige obrigkeitliche oder nachbarliche Antrag angelegt* und *der Feldordnung ganz widrig* direkt an den benachbarten *Reebhügel* des Stadtrats Dr. Deisch gebaut hatte, sodass dem Nachbarn angeblich beträchtlicher Schaden hinsichtlich der Fruchtbarkeit der Reben entstand. Dem Magistrat wurde im August 1787 empfohlen, dem *Bau inmitten des Reebgutes die Approbation* zu geben, da keinem dadurch ein Nachteil entstehe. Wie der Fall letztendlich ausging, ist nicht überliefert.<sup>70</sup>

Aus den obigen Aussagen ergibt sich eine gewisse Unsicherheit, ob zwei Trotten in Günterstal in Betrieb waren – eine beim Rebhaus und eine „in der Mühle in der heutigen Hirschstraße“ beim Kloster.<sup>71</sup> Hierzu gibt das Protokoll einer Verhandlung vom 17. Februar 1818, *die herrschaftliche Trotte in Günterstal betreffend*, Auskunft:

[...] *daß in Günterstal die ehemalige Stiftstrotte noch befriedlich ist, welche beim Verkauf der dasigen Stiftsschmide an Matheus Schneider, wahrscheinlich in der Absicht vorbehaltlich erworben ist, damit die Günterstaler Einwohner, welche früher ihren Herbst Erwuchs darauf brachten, [...] darauf austrotten könnten. Die Gemeinde, welche bisher von einer Trotte Gebrauch machte, bestunde anfänglich darauf, daß dieselbe zu immer währenden Zeiten für sie unterhalten werden müßte, weil sie ihrerseits verpflichtet waren, von jedem Saume Wein, welche sie produzierten und einfaxten, derselbe möchte auf die Stiftstrotte gebracht werden oder nicht, 1 Maas Trottwein abzurichten.*

---

<sup>68</sup> Hierunter sind Neuanpflanzungen (von Reben) zu verstehen.

<sup>69</sup> StAF, B 1106/1 Nr. 974 bzw. GLA, 399 Nr. 974.

<sup>70</sup> StadtAF, C1 Bausachen 28 Nr. 42.

<sup>71</sup> ERNST DREHER: Günterstal im Jahre 1795, in: Schau-ins-Land 112 (1993), S. 105-134, hier S. 121; KARIN GROLL-JÖRGER: Günterstal, Bd. 1: Von der Säkularisation bis zur Eingemeindung (1806-1890), Freiburg 2013, S. 424.

Ein weiteres Argument könnte für die Existenz zweier einst im Besitz des Klosters befindlicher Trotten sprechen: Es gibt Hinweise darauf, dass die zur Versteigerung anstehenden Günterstaler Reben des ehemaligen Stifts *in einer schlechten Lage liegen* und laut einem Bericht von 1816 der *Wein von Günterstal zu den allergeringsten Qualitäten hiesiger Gegend gehöre*.<sup>72</sup> Diese Aussage lässt vermuten, dass die Weintrauben dieser Reben direkt im unmittelbaren Umfeld des Ortes gewachsen und getrottet worden sind. Demgegenüber hatten die Rebflächen an der Wonnhalde, insbesondere oberhalb des Rebhauses, einen optimalen Standort mit Besonnung von morgens bis abends und somit eine entsprechend gute Qualität. Diese Trauben dürften schon wegen der räumlichen Nähe eher im Rebhaus gepresst worden sein als in der Gemeindetrotte, der ehemaligen Stiftstrotte.

Weitere Einzelheiten zum Rebhaus finden sich in den Veröffentlichungen von Ernst Dreher und Karin Groll-Jörger über die Gemeinde Günterstal. Demnach lag dieses etwa eine viertel Stunde von der Ortschaft entfernt, am Fuß des Rebbergs der Wonnhalde. Das Gebäude selbst *war ein zweistöckiges aus zwey Zimmern bestehendes Wohnhaus nebst einem kleinen Behältnis für Stroh und Futter*. Dreher nimmt an, dass das Rebhaus „unterhalb des heutigen Caritas-Heims“ stand und einen „Zugang zu dem kleinen Fahrweg zwischen der Brücke über den Hölderlebach und dem Spemannplatz“ hatte.<sup>73</sup> 1823 errichtete vermutlich Anton Andris einen Anbau aus Stein mit Wohnung und Keller. Spätere Besitzer des Rebhauses waren der Landwirt Gallus Karle (1843), Josef Karle (1851) und danach die Landwirte Joseph Litschgi und Karl Burgert (1864). Von einer Torkel wird nichts berichtet.<sup>74</sup>

Das Rebhaus am Fuße des Lorettobergs soll nach 1872 von dem Fabrikanten Max Daniel Lasker erworben worden sein.<sup>75</sup> Ernst Dreher nennt kein genaues Verkaufsdatum. Dies könnte damit zusammenhängen, dass die Grundbücher der ehemals selbständigen Gemeinde Günterstal als Kriegsverlust gelten.<sup>76</sup> Aus den Akten ist zumindest bekannt, dass es mit Lasker einen Schriftverkehr im Oktober 1874 wegen eines Bauvorhabens zur *Erbauung eines Oekonomiegebäudes auf seinem Gute bei Günterstal* und im November 1874 zur *Erbauung eines Gärtnerhäuschens bei seiner Villa*, jeweils mit Bezug auf vorliegende Baupläne, gab.<sup>77</sup> Dass sich das Rebhaus im Jahr 1891 sicher im Besitz der Familie Lasker befand, geht aus einem Darlehenseintrag im Freiburger Pfandbuch hervor, in dem Max Daniel Lasker *für sich und als Bevollmächtigter seines Bruders Moritz Lasker, Kaufmann in Galveston, Staat Texas in Nordamerika* ein Darlehen in Höhe von 40.000 Mark absichert:

*a) Liegenschaften der Moritz Lasker Eheleute, jedoch unter Ausschluß jeder persönlichen Verbindlichkeiten derselben: 1. Eine Villa sogenanntes Rebhaus, Haus No 1 in Günterstal mit Hausplatz und Hofraum, dabei befindlichen neu erbauten Reben und Oekonomiegebäuden und Scheuer und Stallung und ungefähr 72 Ar theils Ackerfeld, theils Gemüse und aus Obstgarten. Der Feuerversicherungsschlag der Gebäulichkeiten beträgt laut Feuerversicherungsbuch Günterstal 76.700.- Mk. - 2. Ungefähr 72 Ar Wiesen bei der Villa, neben Conditor Wolfinger, Bodlesau, und Rebbergweg.*

---

<sup>72</sup> DREHER (wie Anm. 71), S. 121.

<sup>73</sup> ERNST DREHER: Günterstal zwischen 1806 und 1830, in: Schau-ins-Land 114 (1995), S. 135-161, hier S. 139.

<sup>74</sup> KARIN GROLL-JÖRGER: Günterstal und seine Matten im Spiegel der Geschichte. Eine Kulturgeschichte und ihre Entwicklung, Freiburg 2016, S. 24.

<sup>75</sup> Ebd., S. 24 (Lagebuch Bd. 59, Bl. 49, Nr. 8034).

<sup>76</sup> Schriftliche Mitteilung von Hans-Peter Widmann, StadtAF, vom 22.02.2017.

<sup>77</sup> StadtAF, G 11/30/02.

- 3. Ungefähr 72 Ar Reben im Gewann Wonnhalde, oberhalb der Villa, neben August Zähringer Wwe und sich selbst. - 4. 12 Ar 18 Meter Weide und Bergfeld bei der Villa, besonders neben sich selbst. - 5. 1 Hektar 8 Ar Wald im Gewann Wonnhalde, neben Freiherr von Bodman und sich selbst. - 6. 54 Ar Wiesen auf dem Höldele, neben sich selbst und Weg. - b) Liegenschaften des Max Daniel Lasker Eheleute: - 7. 34 Ar 92 Meter Reben und 18 Ar 85 Meter Ackerfeld im Gewann Wonnhalde, neben Moritz Lasker einerseits und Freiherr von Bodman und Ferdinand Zimmermann andererseits.<sup>78</sup>

Der nachgewiesene Erwerb dieser Liegenschaften wird angegeben für die Ziffern 1 bis 5 in den verloren gegangenen Grundbüchern von Günterstal.<sup>79</sup> Die Wiese in Ziffer 6 ist im Grundbuch Günterstal am 8. September 1885 und die Reben unter Ziffer 7 ebenfalls dort am 5. Dezember 1877 eingetragen. Merkwürdigerweise hat Max Daniel Lasker dieselben Liegenschaften wie oben unter Ziffer 1 *Haus No 1 der Wonnhaldenstraße in Günterstal, bestehend in einer Villa /: sogenanntes Rebhaus* erneut am 14. März 1894 als Sicherheit für einen Kredit vergeben.<sup>80</sup>

Wie eingangs hingewiesen, hat der Lederfabrikant Max Daniel Lasker auf den Grundstücken, die zum früheren Rebhaus gehörten, eine Badeanstalt nach Sebastian Kneipp, das sogenannte „Sanatorium Rebhaus“, mit Villa, Kurhotel, Badehaus, Ärztehaus und Glashalle errichtet. Es erlangte einen hohen Bekanntheitsgrad, hatte eine bewegte Geschichte und noch heute stehen von ihm einzelne Gebäudeteile.<sup>81</sup>

Unabhängig vom Zeitpunkt des Erwerbs des sogenannten „Rebhauses“ erhebt sich die Frage, aus welchem Grund Lasker das Sanatorium unter der Bezeichnung „Rebhaus“ führte? Vielleicht aus Marketinggründen? War das Sanatorium doch von Reben umgeben. Sicher ist, dass Lasker schon früh Grundstücke am Lorettoberg in den Lagen Schlierberg und Wonnhalde mit und ohne Reben gekauft hat. Man kann davon ausgehen, dass er die Rebflächen verpachtete. Andernfalls hätte Max Lasker, sofern er als Jude nach der orthodoxen Regel lebte, die Rebflächen wohl kosher bewirtschaften und den Wein kosher erzeugen lassen müssen. Eine solche Verfahrensweise ist uns in Freiburg nicht bekannt.<sup>82</sup>

Nach dem Tod von Max Daniel Lasker am 22. Juni 1910 in Freiburg im Alter von 83 Jahren hinterließ er das Grundstück Rebhaus am südöstlichen Lorettoberg, ein Grundstück in Günterstal zu  $\frac{1}{4}$  Anteile an 72 Ar 34 m<sup>2</sup>, ein Grundstück am Schlierberg mit 53 Ar 26 m<sup>2</sup>, ein Grundstück in Merzhausen mit 31 Ar 60 m<sup>2</sup> sowie ein Anwesen in der Wilhelmstraße, wobei in seinem Testament vermerkt ist, dass die beiden letzteren Objekte als Spekulationsobjekte gedacht sind.<sup>83</sup> Der Sohn Daniel Max Lasker, geboren 1866 in Freiburg, übernahm das Sanatorium als Direktor und dessen Bruder Albert, geboren 1870 und Dr. med., wirkte dort als Arzt. Der dritte Sohn Ernst Friedrich, geboren 1872 in Freiburg, hielt sich beim Tod des Vaters bereits in Fort Worth/USA auf. Die ledige Tochter Klara Lasker, geboren 1864 in London, wurde im Rebhaus ‚Hausdame‘. Sie bemühte sich zusammen mit Luise Lasker, der Witwe ihres 1924 verstorbenen Bruders Albert, das Sanatorium zu erhalten, konnte jedoch den Konkurs und eine teilweise Schließung in den 1930er-Jahren nicht verhindern, zumal der vorhandene Antisemitismus die Auflösung beschleunigte.<sup>84</sup> Am 11. Januar 1930 versuchten die beiden Frauen einen Verkauf des

<sup>78</sup> StadtAF, B5 IIIa 1 Nr. 133, S. 751, Nr. 478 vom 11. August 1891.

<sup>79</sup> Vgl. Anm. 76.

<sup>80</sup> StadtAF, B5 IIIa 1 Nr. 141, S. 185-188, Nr. 101 vom 14. März 1894.

<sup>81</sup> MECKEL, Ein Ort mit glanzvoller Vergangenheit (wie Anm. 61).

<sup>82</sup> WALDEMAR MADEL: Koscherer Wein in Deutschland, in: Deutsches Weinbau-Jahrbuch 1998, S. 221-224.

<sup>83</sup> StadtAF, H 23231.

<sup>84</sup> MECKEL, Ein Ort mit glanzvoller Vergangenheit (wie Anm. 61).

Rebhauses einschließlich Inventar zu einem Preis von 550.000 Reichsmark an die Stadt Freiburg zu erreichen, wobei die Grundstücks- und Gebäudeaufstellung Folgendes beinhaltete:

*1. Glashalle Restauration, 300 Sitzplätze; 2. Arzthaus mit 10 Zimmern; 3. Sanatorium Unterhaus (15 Zimmer f. Gäste, Speisezimmer, Lesezimmer, Salon, 2 Wohnzimmer, Arzttraum); 4. Sanatorium Oberhaus, 26 Zimmer für Gäste; 5. Badhaus (Wannenbäder, mediz. Bäder aller Art, sowie 8 Gästezimmer); 6. Liegehallen; 7. Oekonomiegebäude; 8. Gärtnerhaus; 9. Tennisplätze; 10. Schuppen für Wagen u. Kohlenlager.*

Es handelte sich also um eine beachtenswerte Immobilie, aber der Oberbürgermeister lehnte am 24. Juni 1930 einen Kauf ab.<sup>85</sup> Auch die erwogene Übernahme des Sanatoriums durch die Privatklinik „Hohe Mark im Taunus“ bei Frankfurt am Main des Hofrats Dr. Friedländer verlief negativ. 1935 erwarb dann doch die Stadt Freiburg im Rahmen einer Zwangsversteigerung die Immobilie zu einem Preis von gerade einmal noch 830 Reichsmark, was aber infolge einer Zuschlagbeschwerde der Rheinischen Hypothekenbank Mannheim am 22. August 1935 als unwirksam erklärt wurde. So kam es erst nach dem Zweiten Weltkrieg zum Verkauf einzelner Liegenschaften, z. B. 1986 an das Land Baden-Württemberg, das dort die Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt (FVA) einrichtete,<sup>86</sup> oder 1987 an den Caritasverband Freiburg Stadt, der darin ein Behindertenwohnheim etablierte.<sup>87</sup> Insgesamt ist das ehemalige Areal des Sanatoriums Rebhaus heute eine schön gelegene Villenkolonie der Stadt Freiburg am Fuße des Lorettobergs geworden.

## Der heutige Weinbau am Lorettoberg

Der Weinbau am Lorettoberg ist heute weitgehend verschwunden. Dies trifft vor allem auf den Bereich der östlichen Rosshalde zu, wo die Grundstücke mit Blick auf Freiburg und das Münster zu Bauland wurden. Die zunächst nur vereinzelt erbauten Villen entlang der Mercystraße verdichteten sich um die Wende des 19./20. Jahrhundert so sehr, dass der Weinanbau östlich des Hildaturms und des Josephsbergles komplett aufgegeben wurde. Die gesamte Wonnhalde wurde durch den Bau der Mercystraße und der beiden davon abzweigenden Kreuzkopf- und Stefaniestraße, die den Lorettoberg im Osten und im Westen um- bzw. erfassen, bequem zugänglich. Hier blieb aber die Bebauung zunächst auf einzelne Grundstücke begrenzt. Insgesamt ist in dieser Zeit generell ein Rückgang des Weinbaus insbesondere infolge von klimatischen Engpässen mit schlechten Witterungsbedingungen zu konstatieren. So gab es in den Jahren 1876 bis 1891 und 1905 bis 1920 kühlere Temperaturen in den Monaten Juli bis September, welche die Fruchtentwicklung und Traubenreife negativ beeinflussten. Ebenso traten in einzelnen Jahren besonders kalte Winter auf, die das Absterben ungeschützter Reben gefördert hatten, was u.a. einen Rückgang der Rebfläche in Baden um etwa ein Drittel zur Folge hatte.<sup>88</sup> Erschwert wurde der Weinanbau, insbesondere in den kleinflächigen Lagen wie in der hinteren Wonnhalde auch durch das Auftreten der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts aus Nordamerika eingeschleppten, durch Pilze verursachten Rebkrankheiten. Hierbei handelte es sich namentlich um den Echten Mehltau *Oidium* und der Blattfallkrankheit *Peronospora*, die überall intensive Pflanzen-

<sup>85</sup> StadtAF, C4/VII/15/01.

<sup>86</sup> Kauf 1986, Lagebuchnummern 8034, 8068 und 8067 (Wonnhaldestr. 4).

<sup>87</sup> Lagebuchnummer 8034/4 (Wonnhaldestr. 5); StadtAF, Feuerversicherungskarten.

<sup>88</sup> KARL MÜLLER: Geschichte des badischen Weinbaus, Lahr <sup>2</sup>1953, S. 182-271.

schutzmaßnahmen erforderlich machten. Hinzu kam im frühen 20. Jahrhundert die verstärkte Ausbreitung der ebenfalls aus Nordamerika eingeschleppten Reblaus *Phylloxera*, die infolge des Wurzelbefalls der Rebe ohne aufwendige Bodenbehandlungen das allmähliche Absterben der Rebpflanzen bewirkte. Die dadurch bedingte Intensivierung der Arbeitswirtschaft machte sich besonders in den Jahren des Ersten und Zweiten Weltkriegs (1914-1918 bzw. 1939-1945) bemerkbar, da mangels männlicher Arbeitskräfte viele Rebflächen unbearbeitet blieben und aufgegeben werden mussten. Unter diesen Bedingungen verwilderten viele Rebanlagen und wurden mit Sträuchern und Bäumen überwuchert, was auch die Ausbreitung des ursprünglichen Privatwaldes am Osthang der Wonnhalde erklären dürfte. Wirtschaftliche Schwierigkeiten, besonders für den Kleinwinzer, traten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch durch die Gründung des deutschen Zollvereins 1833 zwischen Preußen und den meisten deutschen Staaten auf. Dies förderte den Weinhandel zwischen den deutschen Weinbauländern, wodurch billigere Weine aus den Gebieten mit günstigeren Traubenentstehungskosten auch nach Baden zollfrei eingeführt werden konnten und zu harter Konkurrenz im Weinwettbewerb führten. Ähnliche Verhältnisse traten nach dem Ersten Weltkrieg auf, als billige Weine aus dem Elsass importiert wurden und den badischen Markt überschwemmen.

Vorwiegend aus diesen Gegebenheiten blieben am Lorettoberg bis heute im Wesentlichen lediglich die Rebflächen am Unteren Schlierberg vom Ende der Lorettostraße zwischen der Merzhäuser Straße und der Schlierbergstraße erhalten. Dabei handelt es sich bis zur Bahnüberführung um sehr alte Reblagen, die sich im Besitz der Freiburger Heiliggeistspitalstiftung befinden und zum Schulfonds Adelhausen gehören. Während diese heute ganz vom Stiftungsweingut bewirtschaftet werden, konnten in den Jahren von 1921 bis 1926 zwischen der Merzhäuser Straße und der Schlierbergstraße rund 217 Ar Rebflächen vom seinerzeitigen Badischen Weinbauinstitut für Versuchszwecke pachtweise bewirtschaftet und bis Anfang der 1980er-Jahre genutzt werden. Dabei wurden u.a. vergleichsweise altbekannte Rebsorten und Neuzüchtungen sowie Pfropfreben mit verschiedenen Amerikaner-Unterlagen auf ihre Wüchsigkeit, Ertrags- und Qualitätsausbeute verglichen. Diese Anlage wurde damals als Versuchsweinberg „St. Loretto-Klosterreben“ bezeichnet.<sup>89</sup> Von diesem Rebgelände bewirtschaftet das Weingut der Heiliggeistspitalstiftung heute nur noch im stadtnahen Teil 1,2 Hektar als Rebfläche. Der südliche Teil des unteren Lorettoberges vor der Überführung der Höllentalbahn war Mitte der 1980er-Jahre jedoch so stark vom Frost geschädigt, dass ein Wiederaufbau der dortigen Reben für das Stiftungsweingut schwierig wurde (Abb. 15). Heute stehen dort, bis auf einen kleinen Streifen von 40 Ar Reben unmittelbar vor der Bahnüberführung mehrere neue Gebäude, die derzeit der Unterbringung von Flüchtlingen dienen.

Eine neue Rebfläche von 173 Ar wurde nach 1926 auf einem leicht abfallenden Wiesenstück direkt südlich der Bahnüberführung am mittleren Lorettoberg angelegt. Das damalige Land Baden suchte für die einzurichtende Rebenveredelungsanstalt Freiburg dringend nach einem Grundstück, um die in Südbaden in die Millionen gehende Menge an Pfropfreben herstellen und in sogenannten „Rebschulen“ anziehen zu können. Diese Umstellung der bestehenden wurzelechten Reben auf Pfropfreben war im Reblausgesetz vorgeschrieben, da die Wurzeln von Pfropfreben von der Reblaus nicht befallen und zerstört werden. Auf einem kleinen Teil an der Schlierbergstraße entstand dann 1927/28 das heute noch vorhandene Rebenveredelungsgebäude mit angebauten beheizbaren Gewächshäusern für das Vortreiben der veredelten Pfropfrebenjungpflanzen (Abb. 16). Es wurde von Regierungsbaudirektor Prof. Adolf Lorenz (1882-1970) vom seinerzeitigen Bezirksbauamt Freiburg geplant und erbaut, der 1931 vor allem wegen seiner

---

<sup>89</sup> KARL MÜLLER: 10 Jahre Badisches Weinbauinstitut in Freiburg i. Br., Freiburg 1931, S. 60-63.



Abb. 15 Rebflächen (lila markiert) des Stiftungsweinguts Freiburg am vorderen Loretberg entlang der Merzhauser Straße (Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg, 12.2017, Az.: 2851.3-A/1018; Ausschnitt).

Verdienste um den Bau der Universitätsklinik zum Ehrensenator der Albert-Ludwigs-Universität ernannt wurde.<sup>90</sup>

Bereits im Februar 1929 konnte das Land Baden unterhalb der Rebenveredelungsanstalt ein mit Obstbäumen teilweise bepflanztes Gelände von 62,63 Ar erwerben, das für den Bau eines neuen Weinbauinstitutes vorgesehen war.<sup>91</sup> Dieses Gebäude erübrigte sich aber zunächst, da sich ein wirtschaftlich günstigeres Objekt 1930 durch den Kauf der Badischen Bauernbank beim Freiburger Hauptbahnhof anbot, die jedoch noch umgebaut werden musste. In diesem

<sup>90</sup> Ebd., S. 46-51 (Rebenveredelungsanstalt in Freiburg); StadtAF, C4/V/27/20; D.Ti. (2011) 360a; C4/I/33/11.

<sup>91</sup> MÜLLER (wie Anm. 89), S. 50.



Abb. 16 Rebenveredelungsanstalt Freiburg an der Schlierbergstr. 70, Aufnahme von 1929  
(StAF, T 1 [Zugang 1974/0013] Nr. 66).

stattlichen Gebäude war das Badische Weinbauinstitut untergebracht bis es durch den Bombenangriff am 27. November 1944 stark zerstört wurde und nur noch begrenzt und notdürftig wieder aufgebaut und eingerichtet werden konnte. Insofern war es sinnvoll, die 1937 in Staatliches Weinbauinstitut Freiburg umbenannte erweiterte Versuchs- und Forschungsanstalt für Weinbau und Weinbehandlung mit seinen Versuchsflächen am Lorettoberg/Schlierberg räumlich zusammenzuführen. Dies gelang im Jahre 1961 mit einem großzügigen Neubau und angeschlossener Versuchskellerei in der Merzhauser Str. 119 vortrefflich. Beim Institutsgebäude und oberhalb der Rebenveredelungsanstalt jenseits der Schlierbergstraße verfügt das Staatliche Weinbauinstitut inzwischen zusätzlich über landeseigene Grundstücke. Hierzu zählen eine Rebfläche mit Gerätehalle von knapp 2 Hektar sowie darüber am oberen Lorettobergang eine weitere von 3,56 Hektar, die mit Reben für Versuchszwecke bestockt und wegen der Nähe zum Institut besonders wertvoll sind (Abb. 17).

Eine noch engere Zusammenarbeit der verschiedenen wissenschaftlichen Fachbereiche mit der Arbeitsgruppe Rebenzüchtung war dem Weinbauinstitut nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem durch die Angliederung der 1937 gegründeten Reichsrebenzüchtung Baden an das Weinbauinstitut möglich. Diese Neuzüchtungen entstanden Ende der 1930er-Jahre am Süden des Lorettobergs auf Freiburger Gemarkung am hinteren Schlierberg<sup>92</sup>, auf Merzhauser Gemarkung im Gewann Becherwald<sup>93</sup> und auf Gemarkung der damals selbständigen Gemeinde St. Georgen

---

<sup>92</sup> Lagebuch Nr. 7986.

<sup>93</sup> Lagebuch Nr. 125.



Abb. 17 Versuchsreblflächen (lila markiert) am Schlierberg oberhalb des Staatlichen Weinbauinstituts (Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg, 12.2.2017, Az.: 2851.3-A/1018; Ausschnitt).

im Gewinn Bechelhürsten<sup>94</sup>. Deren größte Fläche von 652 Ar gehörte vorher zum Stiftungsvermögen der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und war an rund ein Dutzend Personen zur Bewirtschaftung verpachtet.<sup>95</sup> Dieses in sich geschlossene Rebareal (Abb. 18) eignet sich ideal für die sehr aufwändige und langwierige Anzucht der Jungpflanzen, für die laufende Wachstums-

<sup>94</sup> Lagebuch Nr. 5166.

<sup>95</sup> Universitätsarchiv Freiburg, A 102/988 und B 1/4189.



Abb. 18 Rebareal (lila markiert) der Rebenzüchtung des Staatlichen Weinbauinstituts am hinteren Schlierberg (Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg, 12.2017, Az.: 2851.3-A/1018; Ausschnitt).

und Blütenkontrolle bis zur getrennten Traubenbeerntung jedes einzelnen Rebstockes sowie für den aufwändigen Kleinausbau des Mostes und die Beurteilung des Weines jeden Einzelstockes, zumal diese Reben aus Versuchsgründen keine Pflanzenschutzmittel erlauben.<sup>96</sup>

Der heutige Weinbau am Freiburger Lorettoberg besteht also nur noch aus wenigen Hektar Anbaufläche. Diese werden ausschließlich vom Stiftungsweingut mit 1,6 Hektar und vom Staatlichen Weinbauinstitut mit 7,24 Hektar betrieben, wobei letztere sich auf 4,45 Hektar in der westlichen Wonnhalde für die Rebenzüchtung, 1,79 Hektar an der Schlierbergsteige und 1,0 Hektar auf der Lorettohöhe, beide als Versuchsflächen im Nahbereich des Institutes, verteilen. Alle diese Rebflächen sowie die aus den Trauben gewonnenen Weine des Weinbauinstitutes, auch die Erlöse aus dem Weinverkauf, dienen ausschließlich der Weinbau- und Weinforschung, was einer Universitätsstadt durchaus angemessen ist. Sie dienen damit aber ebenso der praktischen Weinwirtschaft, nicht nur in Baden-Württemberg, sondern darüber hinaus in allen weinbautreibenden Ländern, insbesondere in den Bereichen Pflanzenschutz, Bodenpflege, Biocoenose<sup>97</sup> und Rebenzüchtung zur weiteren Ökologisierung und Nachhaltigkeitsprüfung des Weinbaus. Die erzielten Gewinne des Freiburger Stiftungsweingutes mit Betriebssitz im Jesuitenschloss am Schönberg fließen dem Stiftungszweck entsprechend in die Unterstützung alter und kranker Menschen. Insofern sind auch die gelegentlich vernehmbaren Äußerungen,

<sup>96</sup> GÜNTER SCHRUF: 100 Jahre Rebenzüchtung in Freiburg, in: Der badische Winzer 9/2017, S. 26-28.

<sup>97</sup> Gemeinschaft von Organismen verschiedener Arten in einem abgrenzbaren Lebensraum (Biotop) bzw. Standort. Biocoenose und Biotop bilden zusammen das Ökosystem.

diese Flächen wären für Wohnzwecke besser geeignet, von der Hand zu weisen. Zumal hierfür in der westlichen Wonnhalde ein größeres unbebautes Bodenareal zur Verfügung steht, das 1940 von der Stadt Freiburg aus jüdischem Besitz erworbene „Stratzhof“-Gelände.<sup>98</sup>

Der Lorettoberg ist heute vor allem als Hinweis für die Großlage „Lorettoberg“ bekannt. Diese erstreckt sich von Freiburg südlich der Dreisam bis Buggingen im Bereich Markgräflerland. Die Bezeichnung darf für Weine benutzt werden, sofern Traubenmoste aus dortigen Lagen geerntet und als Qualitätswein oder Prädikatswein vermarktet werden.

---

<sup>98</sup> Vgl. Anm. 57.



# Paul Mauk (1900-1915) – sozialisiert für den Krieg? Eine Studie

Von  
FRITZ MAUK

## Einleitung

Paul Mauk wurde am 19. Juli 1900 in Waldkirch geboren. Nach Beginn des Ersten Weltkriegs meldete er sich freiwillig zum Militärdienst beim 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113 in Freiburg (siehe Abb. 1). Die Kriegsstammrolle seiner Einheit verzeichnet: *Beruf: Schüler*.<sup>1</sup> Mauk fällt fünf Wochen vor seinem 15. Geburtstag am 7. Juni 1915 in Nordfrankreich im Alter von 14 Jahren. Sein Grabstein befindet sich – zusammen mit über 15.000 Weiteren – auf dem Soldatenfriedhof Lens-Sallaumines. 1928 wird seine Biografie veröffentlicht und er als „Jüngster aller Feldgrauen“ bezeichnet.<sup>2</sup> Elf Jahre später, am 11. Juni 1939, laden Bürgermeister Kellmayer aus Waldkirch und Rektor Weber von der dortigen Volksschule – beide NSDAP-Mitglieder – zu einer „Paul-Mauk-Gedenkfeier“ ein. Anlass war die Benennung der Waldkircher Volksschule (heute: Schwarzenbergschule) nach Paul Mauk.

Folgende Fragen drängen sich auf: Wie verhielt sich die Militäradministration bei der Freiwilligenmeldung eines gerade 14-Jährigen und wie war hierzu die Rechtslage? Wie haben die Waldkircher und die Freiburger Paul Mauks Leben und Sterben ab 1915 und insbesondere nach 1928 wahrgenommen und bewertet? Wie ist zu erklären, dass ein Schuljunge – wenige Tage nach seinem 14. Geburtstag – sich freiwillig zum Kriegsdienst melden konnte? Welche Rolle spielten die Herkunft, das Elternhaus, die Kirche und die Schule?



Abb. 1  
Paul Mauk als Soldat (Vorlage: Fritz Mauk).

<sup>1</sup> Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 456 C Nr. 1194, Bild 326.

<sup>2</sup> WALTER SCHMIDT: Paul Mauk, in: Die Unvergessenen, hg. von ERNST JÜNGER, München 1928, S. 251-259, hier S. 252 (zum Buch „Die Unvergessenen“ siehe auch Waldkircher Heimatbrief Nr. 250, Juni 2015). „Er war der jüngste Soldat des deutschen Heeres, der im ersten Weltkrieg starb“, so bei: ROGER CHICKERING: Freiburg im Ersten Weltkrieg – Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914-1918, Paderborn u. a. 2009, S. 304. Chickering nimmt Bezug auf: RENÉ SCHILLING: „Kriegshelden“. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945, Paderborn 2002, S. 15. SYLVIA TIMM: Betrogen und vereinnahmt, in: Badische Zeitung vom 18.07.2015.

## Die Rekrutierung

In der von Walter Schmidt verfassten Biografie über Paul Mauk im Sammelband „Die Unvergessenen“ wird ‚blumig‘ geschildert, dass sich die Brüder Paul und Walther unabhängig voneinander vor der Rekrutierungsstelle trafen, zuvor den Matrosen- gegen den Konfirmandenanzug tauschten und erfolgreich gemustert wurden.<sup>3</sup> Die Kriegsstammrollen sowohl des Ersatzbataillons des Infanterie-Regiments Nr. 113, wo am 1. Oktober 1914 die Rekrutenausbildung begann, als auch der 4. Kompanie (4./113), wohin beide Brüder im März 1915 an die Front versetzt wurden, enthalten keine Angaben über das Datum der Freiwilligenmeldung oder der Musterung (siehe Abb. 2).<sup>4</sup>

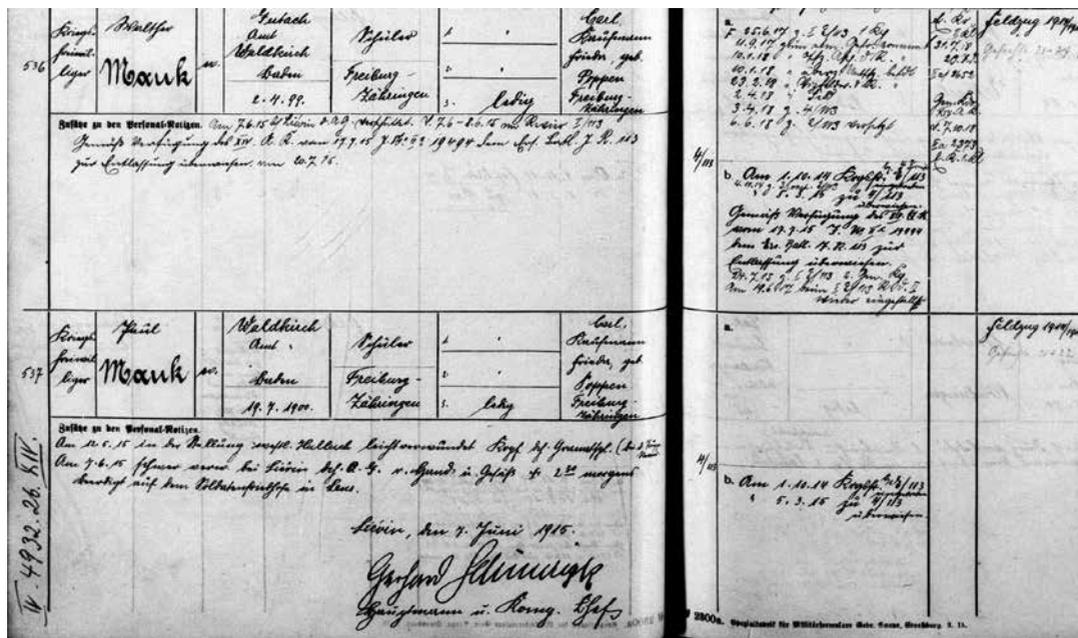


Abb. 2 Kriegsstammrolle des 5. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 113, 4. Kompanie, mit den Eintragungen zu Walther und Paul Mauk (Ausschnitt; GLA, 456 C, Nr. 1194, Bild 326).

Die Rechtslage zur Freiwilligenmeldung (Stand 2. August 1914) ist u.a. in der Berliner Lokalzeitung „Neuköllner Tageblatt“ nachzulesen: „Auf Grund des § 98 der Heer- und Wehrrordnung kann sich jede Persönlichkeit, die ihrer Dienstpflicht [ab dem 20. Lebensjahr] noch nicht genügt hat, bei Ausbruch der Mobilmachung [2.8.1914] einen Truppenteil (Ersatzbataillon usw.) nach Belieben wählen. Als Kriegsfreiwillige können sich [...] bei einem Ersatztruppenteil melden: [...] jugendliche Personen zwischen 17 und 20 Jahren [...]“<sup>5</sup>

<sup>3</sup> SCHMIDT (wie Anm. 2), S. 254.

<sup>4</sup> Nach Auskunft des Generallandesarchivs Karlsruhe existieren keine Musterungsakten mehr.

<sup>5</sup> BERND ULRICH: Kriegsfreiwillige. Motivationen – Erfahrungen – Wirkungen, in: August 1914 – Ein Volk zieht in den Krieg, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Berlin 1989, S. 232-241, hier S. 233.

Allgemeines zum Ablauf der Mobilmachung in Freiburg und zur Arbeit in der örtlichen Freiwilligenannahmestelle ist in der „Geschichte des Infanterie-Regiments Nr. 113“ beschrieben.<sup>6</sup> Demnach wurde am ersten Mobilmachungstag, dem 2. August 1914, in der Karlskaserne am Siegesdenkmal das 1. Ersatzbataillon eingerichtet.

Schwer wiegt die zu unterstellende Unwilligkeit der bei der Musterung beteiligten Offiziere, insbesondere Sanitätsoffiziere, das tatsächliche Alter von Paul und seines um ein Jahr älteren Bruders Walther Mauk festzustellen und der Rechtslage nach zu berücksichtigen. Auch wenn Paul über 1,80 m groß gewesen sein soll, ist es wohl ausgeschlossen, dass er seinen Geburtsjahrgang 1900 um drei Jahre mit einem Schriftstück zurückdatierte und somit manipulierte. Er mag sein Alter mit 17 Jahre angegeben haben – eine pflichtbewusste und gründliche Kontrolle seines Alters durch die Musterungsoffiziere fand aber offensichtlich nicht statt. In den Kriegsstammrollen seines Ersatztruppenteils und seiner 4. (Kampf-)Kompanie ist sein Geburtsdatum jedenfalls mit 19. Juli 1900 korrekt eingetragen. Paul Mauk mit seiner jugendlichen Freiwilligkeit, wie immer sie zu erklären ist, wurde durch das Musterungsurteil „Kriegsverwendungsfähig für alle Waffen“<sup>47</sup> missbraucht, zu einem Kindersoldaten seines Kaisers gemacht. Die Freiwilligenmeldung und die Musterung erfolgten vermutlich im August 1914; die Einberufung der Brüder fand – wie bereits zuvor erwähnt – zum 1. Oktober 1914 statt. In dieser Zeit hätte die Militäradministration noch einmal eingreifen können – und ebenso die Eltern.

## Zur Rezeption

In der Freiburger Zeitung lassen sich zum Tod von Paul Mauk weder ein Zeitungsbericht noch eine Anzeige finden. Die Meldung, dass er gefallen ist, ist lediglich in der Waldkircher Lokalzeitung „Der Elztäler“ vom 14. Juni 1915 abgedruckt: „Den Heldentod starb in den Kämpfen in Nordfrankreich, der Oberrealschüler Kriegsfreiwilliger Paul Mauk [...]“ (siehe Abb. 3).<sup>8</sup> Auch die (kaiserliche) Kriegsberichterstattung (und -propaganda) verzichtete im Sommer 1915 auf die Erwähnung des Todes eines ‚Kindersoldaten‘ in größeren lokalen oder überregionalen Zeitungen, da diese ungeeignet zur Verherrlichung eines ‚Heldentodes‘ oder für ‚Durchhalteparolen‘ gewesen wäre.

Zur Rezeption der 1928 veröffentlichten Biografie über Paul Mauk konnten weder in Waldkirch noch in Freiburg Quellen, insbesondere Zeitungsartikel, gefunden werden. Ebenso ist nicht bekannt, wie der Biograf Walter Schmidt<sup>9</sup> vor der Herausgabe des Bandes „Die Unvergessenen“ Eltern und Geschwister von Paul Mauk befragte.

Das Schicksal von Paul Mauk war folglich zumindest in Waldkirch schon kurz nach seinem Tod durch die Lokalzeitung „Der Elztäler“ bekannt geworden. Für seine Biografie in den „Unvergessenen“ scheint es jedoch kein öffentliches Interesse – weder in Waldkirch noch in Freiburg – gegeben zu haben. Ob ihn die unkommentierte Erwähnung seines Todes 1915 bereits zu einer Person der Waldkircher Stadtgeschichte machte, mag verneint werden. Weitere Nachforschungen bleiben Derivat.

---

<sup>6</sup> Das 5. Badische Infanterieregiment Nr. 113 im Weltkriege 1914-1918, bearb. von UDO VON RUNDSTEDT, Ratzeburg 1933, S. 281f.

<sup>7</sup> SCHMIDT (wie Anm. 2), S. 254.

<sup>8</sup> Der Elztäler. Verkündungsblatt für den Amtsbezirk Waldkirch und Umgebung vom 14.06.1915, S. 3.

<sup>9</sup> Walter Schmidt war damals evangelischer Pfarrer in Eisenach und war dann im thüringischen Dreitzsch, Landkreis Saale-Orla, wohnhaft (Deutsches Literaturarchiv Marbach, Nachlass Ernst Jünger). Mitteilung von Heiko Haumann vom 31.3.2016.



**Waldkirch, 14. Juni.** Den Heldentod starb in den Kämpfen in Nordfrankreich, der Oberrealschüler Kriegsfreiwilliger Paul Mauk, Sohn des Herrn Mauk bei der Fa. Gütermann u. Co. Gutach. Von den drei andern Söhnen, die im Felde stehen ist einer verwundet.

Abb. 3 Mitteilung über den Tod von Paul Mauk in „Der Elztäler. Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Waldkirch und Umgebung“ vom 14. Juni 1915 (Stadtarchiv Waldkirch).

Die Wahrnehmung änderte sich jedoch auf einen Schlag im Juni 1939, als die Waldkircher Nationalsozialisten sich seines Schicksals bemächtigten. Sie mystifizierten seinen ‚Heldentod‘ und machten sein ‚Sterben für Deutschland‘ nicht nur der örtlichen (Hitler-)Jugend zum Vorbild – und das wenige Wochen vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Bei einer „Paul-Mauk-Gedenkfeier“ kam in Form einer ‚Lesung‘ auch Adolf Hitler zu Wort. Spätestens mit der am 11. Juni 1939 erfolgten Benennung der Waldkircher Volksschule nach ihm wurde Paul Mauk zu einer Person der Waldkircher Stadtgeschichte – und erneut missbraucht.<sup>10</sup>

Ob die Erinnerung an sein Leben und Schicksal heute und künftig für die Waldkircher ‚zumutbar‘ ist? Eine öffentliche Diskussion auf Einladung der Stadt Waldkirch im November 2015 in der Aula des Waldkircher „Geschwister-Scholl-Gymnasiums“ endete einvernehmlich. Eine Mahntafel erschien allen Teilnehmern geeignet, um an Paul Mauk zu erinnern. Nachforschungen zu seiner Person, die über den Stand der Lebensbeschreibung in den „Unvergessenen“ hinausgehen, sollten noch angestellt werden. Hierzu dient auch diese Studie.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> Ein Exemplar der „Vortragsfolge der Paul-Mauk-Gedenkfeier, 11. Juni 1939, in der Turnhalle Waldkirch i.Br.“ befindet sich im Besitz des Autors. Die Schule trug Paul Mauks Namen bis 1944. Danach wurde das Gebäude bis zum Kriegsende durch das Armee-Oberkommando XIX und einen Stab der Waffen-SS genutzt, TIMM (wie Anm. 2).

<sup>11</sup> Als Moderator leitete Prof. Heiko Haumann das Podiumsgespräch. Gregor Swierczyna, Leiter des Kulturmanagements, vertrat die Stadt Waldkirch, als Vertreter des Arbeitskreises Widerstand und Arbeitergeschichte war Dirk Metzeler anwesend, außerdem äußerten sich Prof. Wolfram Wette und der Autor dieses Beitrags zum Umgang mit dem Gedenken an Paul Mauk. Siehe hierzu <https://www.stadt-waldkirch.de/Lde/1043804.html> (Stand: 26.07.2018). Wolfram Wette veröffentlichte über Paul Mauk in der Badischen Zeitung vom 12.08.2017 einen Beitrag („Der Kindersoldat“).

## Wie kann die Freiwilligenmeldung erklärt werden?

Schmidt vermutet – ohne dies zu belegen – in dem freiwilligen Kriegsdienst einen „Willen zur Opfertat“, wobei er diese Behauptung zu Recht mit einem Fragezeichen versieht.<sup>12</sup> Eine Erklärung hätte vielleicht die Reaktion von Paul und seiner Familie auf das ‚Augusterlebnis‘ geliefert. Sie hätte womöglich seine Entscheidung und die zumindest passive Billigung seiner Eltern nachvollziehbar und transparent gemacht.

Wie also konnte ein 14-Jähriger für den Krieg ‚radikalisiert‘ (‚konditioniert‘ oder ‚sozialisiert‘) werden? Der Journalist Rudi Kübler begründet dies wie folgt: „Viele Jugendliche machten sich älter, um im Überschwang des Hurra-Patriotismus in den Krieg ziehen zu dürfen.“<sup>13</sup> Diese Deutung erscheint schlicht und plausibel – aber ausreichend?

Ein schriftlicher Nachlass von Paul Mauk ist nicht bekannt. Auch der Biograf Schmidt erwähnt weder Schulzeugnisse noch Feldpostbriefe, auf die er bei seinen Recherchen hätte zurückgreifen können. Inwiefern er die Eltern (wobei die Mutter Friederike bereits 1926 verstarb) befragte, dazu auskunftsbereite bzw. -fähige Geschwister vorfand, muss offen bleiben. Zum ‚Augusterlebnis‘ und ‚Geist von 1914‘ im Allgemeinen und zur speziellen Situation in Freiburg gibt es hingegen ausreichend Literatur, die den Versuch einer rückblickenden Modellierung der familiären Sphäre der Mauks erlauben.<sup>14</sup> Die bisherigen Forschungsergebnisse werden dabei mit den aus der Familie mündlich überlieferten Informationen, mit der von Roger Chickering erfolgten Kategorisierung der Freiburger Bevölkerung in drei Milieus<sup>15</sup> und der Lage an deutschen Oberschulen verglichen. Besonders berücksichtigt wird die Freiwilligenmeldung von Schülern und ganzen Gymnasialklassen. Die Studie versucht, eine Erklärung dafür zu finden, warum ein Kind sich nur wenige Tage nach seinem 14. Geburtstag freiwillig zum Kriegsdienst meldete und warum seine Eltern dies duldeten. Weshalb haben sie vor seinem Einrücken am 1. Oktober 1914 nicht ihr Veto gegen die Musterung eingelegt, was rechtlich mit Gewissheit möglich gewesen wäre?

## Die Vorfahren von Paul Mauk

Die Eltern von Paul Mauk waren Carl Wilhelm Heinrich Mauk (\*1862) und Friederike Mauk, geb. Poppen (\*1865). Sie hatten 1888 in Freiburg geheiratet und gemeinsam acht Kinder. Zu den Vorfahren von Paul Mauks Eltern liegen detaillierte Ahnentafeln vor.

Für die Mauk-Linie entstand der Stammbaum in der NS-Zeit als Folge der durch die Rassengesetze notwendig gewordenen Suche nach der ‚arischen‘ Großmutter. Für die Zusammenstellung zeichnete ein Vetter von Paul Mauk, Otto Mauk (\*1896 in [Freiburg-]Zähringen), Diplom-Ingenieur in München), verantwortlich, der die Genealogie bis etwa 1963 fortführte. Eine Besonderheit ist, dass dieser Stammbaum weit über den 30-jährigen Krieg, in dem auch viele Kirchen mitsamt den Kirchenbüchern zerstört wurden bzw. verloren gingen, zurückreicht. In den Kirchenbüchern waren bis zur Einführung der zivilen Eheschließung Hochzeiten, Gebur-

---

<sup>12</sup> SCHMIDT (wie Anm. 2), S. 252.

<sup>13</sup> RUDI KÜBLER: 1. Weltkrieg. Anna Unselds Sohn stirbt kurz vor ihrer Ankunft im Lazarett, in: Südwest-Presse vom 20.8.2014.

<sup>14</sup> CHRISTIAN GEINITZ: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998; Chickering (wie Anm. 2).

<sup>15</sup> CHICKERING (wie Anm. 2), S. 38.

ten und Todesfälle verzeichnet. Die Familie Mauk stammt aus dem Schwäbischen und lässt sich in den Kirchenbüchern bis 1530 zurückverfolgen. Ahnherr war demnach ein Jörg Mauckh aus Lauffen am Neckar. Noch etwas älter ist ein Hinweis in der „Geschichte von Lauffen“, wonach ein Peter (Petterlin) Mauckh „1525 mit anderen Lauffenern auf den Wunnenstein zu den aufrührerischen Bauern unter Matern Feuerbacher“ zog.<sup>16</sup> In fünfter Generation fiel das „h“ in der Namensschreibweise weg („Mauck“), eine Generation später auch das „c“. Seither lautet die Schreibweise „Mauk“. In den 14 Generationen vor Paul Mauk dominieren die Berufe „Schreiner“ und „Weingärtner“. Unter den Geschwistern der männlichen Namensträger sind außerdem Schlosser, Schneider, ein Arzt, kaufmännische Angestellte, ein evangelischer Pfarrer, ein fürstlicher Hofgärtner sowie Lehrer bzw. Lehrerinnen nachgewiesen. Die Mauk-Familien hatten je Generation fünf bis zehn Kinder, wobei der Stammbaum auch eine Sterblichkeit der unter Dreijährigen in jeder Generation deutlich macht.

Für die Poppen-Linie ist die Entstehungsgeschichte der Ahnenbeschreibung nicht überliefert. Der grafische Stammbaum ist weniger detailliert, insbesondere fehlen an einigen Stellen die Berufsbezeichnungen.<sup>17</sup> Bekannt ist, dass die Vorfahren aus Ostfriesland kamen. Erster Vertreter der Familie war ein Harm Poppen aus Aurich (\*1750). Auffallend ist eine bis in die Gegenwart reichende ‚Buchdrucker-Linie‘, darunter Hermann Meinhard Poppen (1796-1881, Buchdrucker in Heidelberg und Freiburg), Eduard (1827-1887, Buchdrucker in Freiburg) und dessen gleichnamiger Sohn (1865-1932, Druckereibesitzer in Freiburg) sowie Wolfgang Poppen, heutiger Gesellschafter des Badischen Verlags in Freiburg und Herausgeber der „Badischen Zeitung“.<sup>18</sup> Je Generation finden sich drei bis sechs Kinder.

Die Vorfahren von Paul Mauk gehörten somit überwiegend der Mittelschicht an.<sup>19</sup> Die Handwerksmeister, Akademiker, Lehrer und vor allem die Buchdrucker belegen eine Affinität der Familie zur Bildung, die Nähe zur evangelischen Konfession wird spürbar. Sieht man vom ‚Urahn‘ Petterlin Mauckh ab, sind keine ‚kriegerischen‘ Vorfahren zu finden. Damit ist das Holz, aus dem Paul Mauk ‚geschnitzt‘ ist, beschrieben.

## Die familiäre Situation von 1888 bis 1914

Das familiäre Umfeld und die soziale Lage der Mauks um 1900 ergibt sich besonders durch den Berufsweg des Vaters Carl. Dieser war zur Zeit seiner Hochzeit 1888 als Buchhalter bei den Freiburger Gaswerken, danach bei der Firma Mez beschäftigt.<sup>20</sup> Vier Kinder wurden bis 1897 in Freiburg geboren. Wohnhaft war die Familie laut einem Geburteneintrag im Längenhardweg im Stadtteil Herdern; hatte also eine ‚bürgerliche‘ Adresse.<sup>21</sup> Vermutlich zog die Familie spätestens 1897 in das Dorf Zähringen<sup>22</sup>, da sich der 1891 geborene Sohn Fritz an seine dort erfolgte Ein-

<sup>16</sup> Eintrag im Kopf der von Otto Mauk erstellten Ahnentafel der Familie Mauk (im Besitz des Autors).

<sup>17</sup> Der grafisch aufwendig gestaltete Stammbaum wurde von Ingrid Poppen, Freiburg, zur Verfügung gestellt.

<sup>18</sup> Wikipedia-Artikel „Hermann Meinhard Poppen“ bzw. in LEO-BW „Eduard Poppen“; MARIE POPPEN/ EDUARD POPPEN: Geschichte der Buchdruckerfamilie Poppen. Aurich – Heidelberg – Freiburg 1796-1931, Freiburg 1931.

<sup>19</sup> CHICKERING (wie Anm. 2), S. 549 (Tabelle „Konfession und soziale Stellung 1913“).

<sup>20</sup> Ergebnis der Nachforschungen des „Heimat- und Geschichtsverein Waldkirch“, Mitteilung des Vorsitzenden Richard Seng. Ausgewertet wurde das Firmenarchiv der Fa. Gütermann AG, Gutach.

<sup>21</sup> Das Freiburger Adressbuch verzeichnet den Namen „Mauk“ jedoch nicht.

<sup>22</sup> Ein Melderegister des Dorfes Zähringen ist nicht bekannt.

schulung erinnert. Möglicherweise teilte man sich jetzt mit der Familie des Georg Mauk (\*1866, später fürstlicher Hofgärtner in Castell), eines Bruders von Carl Mauk, eine Unterkunft.

Der Aufschwung der Firma Gütermann in Gutach – und damit verbunden ein offensichtlich besseres Arbeitsangebot für Carl – führte 1898 zum Umzug der Mauks zunächst nach Kollnau und anschließend nach Waldkirch. Laut einer Beurteilung der Firma Gütermann galt Carl als *Bureau – Beamter, I. Fakturist, sehr sicherer Rechner und rascher Arbeiter*.<sup>23</sup> Die Wohnverhältnisse waren für die Familie anfangs wohl bescheiden, da man wahrscheinlich zunächst in einer Werkswohnung in Kollnau (Geburtsort von Walther) untergebracht war. Diese besserten sich aber nach dem Umzug nach Waldkirch in die Neue Elzstraße und schließlich in die Scheffelstraße, wo Paul und seine beiden jüngeren Schwestern das Licht der Welt erblickten. Insbesondere die Scheffelstraße mit ihren kleinen Mietshäusern kann wohl als ‚bürgerliche‘ Wohngegend bezeichnet werden. Bis 1905 war aus der Familie Mauk eine Großfamilie geworden, die Platz für acht Kinder zwischen einem und 16 Jahren benötigte.

Der mittlerweile gehobene Lebensstandard der Familie wird auch dadurch erkennbar, dass alle vier Söhne (Carl, Fritz, Walther und Paul) – wenn auch zeitlich versetzt – die private Realschule Dr. Plähn in Waldkirch besuchen konnten (vgl. Abb. 4). Zugleich ist dies ein weiterer Hinweis auf den ausgeprägten Bildungsdrang innerhalb der Familie, der auch an den sozialen Kontakten erkennbar wird. Lassen sich doch anhand der Taufregistereinträge der vier jüngeren in Waldkirch geborenen Geschwister als deren Paten zwei Kaufleute, ein Lehrer und eine Lehrerin sowie ein Bauführer ausmachen.<sup>24</sup>

Zur Integration der ‚zugewanderten‘ Neubürger trugen die sportlichen Aktivitäten der beiden ältesten Söhne Carl junior und Fritz bei, die Mitgründer des FC Waldkirch waren.<sup>25</sup> Fritz Mauk gehörte später zur auch überregional erfolgreichen ‚Meisterstaffel‘ des FC Waldkirch und wurde Ehrenmitglied des Vereins.<sup>26</sup>

Ein weiterer Ortswechsel führte die Familie 1911 zurück nach Freiburg, wo man in der neu angelegten Blasiusstraße im 1906 eingemeindeten Stadtteil Zähringen ein Haus (Nr. 3, Besitzer Gustav Siegel) mietete und den I. und II. Stock bewohnte. Anlass war eine neue Anstellung des Vaters als Buchhalter bei der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG), was zugleich einem erneuten sozialen Aufstieg gleichkam. Die Annahme, die Eltern von Paul Mauk hätten in ‚prekären Verhältnissen‘ gelebt,<sup>27</sup> weshalb sie dem freiwilligen Kriegsdienst der zwei jüngeren Söhne bereitwillig zugestimmt hätten, um zwei Esser weniger am Tisch sitzen zu haben, kann somit verworfen werden und erscheint geradezu abwegig.

Das dortige Wohnumfeld kann als gut bürgerlich bis gehoben bezeichnet werden. Dies bestätigen die Berufe der Nachbarn der Familie Mauk, worunter sich eine Regierungsrats-Witwe, ein Rechtsanwalt, der ‚1. städt. Kapellmeister‘, ein ‚Hauptlehrer‘ (zugleich Hauseigentümer Nr. 11), ein Fabrikant, Ärzte und ein Architekt (zugleich Eigentümer von Nr. 10 und 12) befanden. Daneben werden aber ebenso eine ‚Kleidermacherin‘, ein ‚Handelsgärtner‘, ein ‚Eisenbahnsekretär‘ und eine ‚kgl. Kammersängerin‘ namentlich erwähnt.<sup>28</sup> Beziehungen der Familie zur ‚bürgerlichen‘ Nachbarschaft in der Blasiusstraße und den Bewohnern im Stadtteil Zähringen

---

<sup>23</sup> Firmenarchiv Gütermann.

<sup>24</sup> Mitteilung des Evangelischen Pfarramts Waldkirch vom 18.1.2017.

<sup>25</sup> 100 Jahre Fußball in Waldkirch 1908-2008, hg. vom Förderkreis Fußballsport Waldkirch e.V., Sexau 2008, S. 13.

<sup>26</sup> Ebd., S. 31 und 121.

<sup>27</sup> Entsprechende Vermutung wurde dem Autor gegenüber von Prof. Wolfram Wette geäußert. Bei der Podiumsdiskussion im November 2015 rückte Prof. Wette ausdrücklich wieder davon ab.

<sup>28</sup> Adressbuch der Stadt Freiburg i. Br. von 1914, Abt. III, S. 19f.



Abb. 4 Paul Mauk (erste Reihe, Dritter von links) auf einem Klassenfoto der Realschule Dr. Plähn in Waldkirch von 1910/11 (Foto: Sammlung Max Bühler).

dürfen angenommen werden. Ebenso sind Kontakte zur Familie des Druckereibesitzers und Verwandten Eduard Poppen und dessen vier zwischen 1889 und 1896 geborenen Kindern nicht auszuschließen. Beides lässt sich jedoch aufgrund fehlender Unterlagen nicht beweisen.

Bekannt ist ferner, dass sowohl die Mutter Friederike als auch zumindest ihre jüngste Tochter Margarete Klavier spielten. Margarete erbt nach dem Tod ihrer Mutter 1926 das Instrument und hielt es „in Ehren“, wie sie um 1950 dem Autor behelrend mitteilte.

Im Sommer 1914 stellte sich Lage der Familie Mauk wie folgt dar: Der älteste Sohn Carl (\*1889) arbeitete, nachdem er in Waldkirch (vermutlich an der Sparkasse) die Ausbildung zum Bankkaufmann abgeschlossen hatte, als Bankbeamter in Freiburg. Am 1. Oktober 1913 trat er als *Einjährig-Freiwilliger* seinen Dienst in der 4. Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 113 an.<sup>29</sup> Der zweitälteste Sohn Fritz (\*1891) war als Einzelhandelskaufmann (Commis) in einer Holz- und Kohlenhandlung in Freiburg beschäftigt, ehe er am 16. Oktober 1912 zum zweijährigen Grundwehrdienst eingezogen wurde.<sup>30</sup>

Die Töchter Marielies (\*1893) und Frieda (\*1894) leben im Elternhaus. Marielies hatte das Abitur in Freiburg gemacht, vermutlich nach dem Umzug aus Waldkirch. Die jüngsten Söhne Walther (\*1899) und Paul (\*1900) besuchten die Ober- bzw. Untertertia im Realgymnasium (das spätere Kepler-Gymnasium) in der Zähringerstraße (heute: Habsburgerstraße),<sup>31</sup> während die nachgeborenen Töchter Hildegard (\*1904) und Margarete (\*1905) noch zur Volksschule, vermutlich in Zähringen, gingen.

In diesem familiären bzw. sozialen Umfeld lebte der Schüler Paul Mauk bis zu seiner Kriegsfreiwilligenmeldung 1914.

<sup>29</sup> Vgl. die Angaben im Stammbaum der Familie Mauk und in der Kriegsstammrolle.

<sup>30</sup> Laut Kriegsstammrolle der 4. Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 113 hatte er bei Mobilmachungsbeginn eine Dienstzeit von *1 Jahr, 9 Monate, 16 Tage* hinter sich.

<sup>31</sup> Ob die beiden, wie überliefert, täglich nach dem Unterricht die Straßenbahn bis nach Zähringen im Dauerlauf begleiteten und sogar überholten, darf bezweifelt werden, SCHMIDT (wie Anm. 2), S. 253.

## Die drei Freiburger Milieus

Roger Chickering macht in Freiburg drei Milieus aus: Das katholische, das sozialistische und das liberale Milieu. Das dritte Milieu definiert sich dadurch, dass seine Angehörigen weder dem katholischen noch dem sozialistischen Milieu zugeordnet werden können.<sup>32</sup> Chickering beschreibt das dritte Milieu folgendermaßen:

„In seiner sozialen Zusammensetzung war es breiter als das sozialistische, aber enger als das katholische, landsmannschaftlich war es nicht so eng an Südbaden gebunden wie die beiden anderen [...]. Wenn man es „liberal“ nennt, bezeichnet man vor allem die politische Ausrichtung [...] und die journalistische Einstellung der drei örtlichen Zeitungen [...], die als seine Sprachrohre dienten. Dieses Milieu war mehrheitlich protestantisch – ein Charakteristikum, das den besten Indikator sowohl für seine Größe als auch für seine Sozialstruktur lieferten [...]. Das liberale Milieu hatte sich hauptsächlich in der eindeutigen Zuwendung zum Nationalstaat herausgebildet, in einem kollektiven Ritual, in dem die Nationalsymbole zu Gegensymbolen des Katholizismus und des Sozialismus gleichermaßen geformt wurden [...]. Die Zentren des liberalen Milieus waren daher nicht nur – oder gar primär – religiöse Institutionen. Die Bastion der Liberalen war die Universität [...].“<sup>33</sup>

Dabei stellt sich der Einfluss der (nichtkatholischen) Hochschullehrer auf die Eliten der Stadt seiner Meinung nach so dar:

„Diese Gelehrten waren zudem die hervorragendsten Verfechter des Patriotismus in Freiburg, ob es sich um die Schlachtflotte und das Kolonialreich oder die deutschen Schulen in Osteuropa handelte. Das lokale Netzwerk vaterländischer Vereine [...] war eine weitere Stütze des liberalen Milieus [...]. Die patriotischen Vereine waren gemäßigte, ‚regierungstreue‘ Organisationen, welche die in Berlin formulierte Politik unterstützten [...].“<sup>34</sup>

Chickering erwähnt überraschenderweise nicht, dass der Freiburger Universitätsprofessor von Schulze-Gaevernitz den Wahlkreis Freiburg-Emmendingen, in ansonsten ‚schwarzer‘ Zentrums-Umgebung, bei den Reichstagswahlen 1912 für die Freiheitliche Volkspartei gewonnen hatte.

Die Zuordnung der Familie Mauk zum dritten Milieu liegt auf der Hand, da für sie als Protestanten sowohl das katholische Milieu als auch aufgrund der Wohnadresse das sozialistische Milieu ausschieden. Paul Mauks Familie gehörte unzweifelhaft dem liberalen Milieu an, auch wenn z.B. nicht bekannt ist, ob sein Vater Mitglied in einem patriotischen Verein war.

Interessant wäre zu wissen, welche Partei Carl Mauk und der älteste Sohn gleichen Vornamens bei den Reichstagswahlen 1912 gewählt haben. Damals war der Wahlkreis Freiburg/Emmendingen, indem sie stimmberechtigt waren, durch die Freiheitliche Volkspartei (FVP) gewonnen worden. Mandatsträger wurde – wie erwähnt – Gerhart von Schulze-Gaevernitz, Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg. Die umliegenden badischen Wahlkreise gingen dagegen alle an das Zentrum. Sollten etwa auch der Vater und sein ältester Sohn FVP gewählt haben?<sup>35</sup>

---

<sup>32</sup> CHICKERING (wie Anm. 2), S. 36, 38 und 43.

<sup>33</sup> Ebd., S. 48-51.

<sup>34</sup> Ebd., S. 52.

<sup>35</sup> Wikipedia-Artikel „Reichstagswahl 1912“ und „Gerhart von Schulze-Gaevernitz“ (Stand: 27.07.2018).

Die Stimmung im Hause – vom Attentat von Sarajevo (28. Juni 1914) bis zur Bekanntgabe der Mobilmachung (1. August 1914) und weiter mindestens bis zum Sedanstag (2. September) – war wohl eher durch ‚Kampfbereitschaft‘ als durch ‚Kriegsfurcht‘ gekennzeichnet. Die Verankerung im liberalen Milieu und der dort besonders ausgeprägte Patriotismus könnten bestimmend dafür gewesen sein, dass die Eltern von Paul seiner freiwilligen Meldung (und der gleichzeitigen seines Bruders Walther) nicht widersprachen. Sie blieben selbst dann noch untätig, als die beiden Jungen am 1. Oktober 1914 eingezogen wurden – wahrscheinlich aus Rücksicht oder gar Furcht vor Kritik aus ‚ihrem‘ Milieu. Den Vorwurf, ihre jungen Söhne nicht behütet zu haben, muss man ihnen aus heutiger Sicht machen.

## Der Einfluss der evangelischen Kirche

Hinsichtlich des Einflusses der evangelischen Kirche merkt Chickering an: „Die Sanktionierung des Krieges durch die evangelische Theologie beruhte auf dem Konzept des ‚heiligen Krieges‘<sup>36</sup>, es lieferte eine fast automatische Unterstützung der Entscheidungen, die zum Krieg geführt hatten.“ Ein protestantischer Pfarrer wird mit den Worten zitiert: *All unser Beten und Arbeiten gilt dem Vaterland, die Vaterlandsliebe selbst wird zur Religion.*<sup>37</sup>

Auch der Autor Christian Geinitz befasst sich in einer wissenschaftlichen Studie ausführlich mit dem Kriegsbeginn und der Rolle der Kirche. Das entsprechende Kapitel leitet er mit den folgenden Worten ein: „Die [...] Kriegsbereitschaft des Protestantismus wird zumeist in einem politischen Zusammenhang mit seiner Stellung als Reichskirche gesehen.“ Aus einem kaiserlichen Erlass vom 2. August 1914, der durch den preußischen Minister der geistlichen Unterrichtsangelegenheiten auch nach Freiburg übermittelt wurde, ist zu entnehmen: „[In den Kirchen] versammele sich [...] mein Volk in ernster Feier zur Anrufung Gottes, dass er mit uns sei und unsere Waffen segne.“ Ferner passt hierzu ein durch den evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe den protestantischen Gemeinden in Baden vorgeschriebenes ‚Kriegsgebet‘: „Lass unserem Volk aus der Tränensaat eine reiche Freudenernte reifen für Zeit und Ewigkeit!“<sup>38</sup>

Über die gelebte Frömmigkeit in der Familie gibt es keine Zeugnisse. Rückfragen zu Kirchenarchivunterlagen in Waldkirch und in Freiburg (Thomas- und Ludwigskirche) brachten lediglich Tauf- und Konfirmationseinträge: Paul und Walther wurden gemeinsam an Ostern 1914 in der Freiburger Ludwigskirche konfirmiert.<sup>39</sup> Die protestantische Grundhaltung der Familie wirkt bis in die Gegenwart: Alle Vettern und Cousinen des Autors bzw. Neffen und Nichten von Paul Mauk wurden konfirmiert und heirateten – sofern zutreffend – kirchlich-evangelisch.

Doch allein die Tatsache, dass ein evangelischer Pfarrer zum Biografen werden konnte oder es aus Sicht der Eltern von Paul Mauk werden durfte, zeigt die Nähe zur protestantischen Kirche. Sie gehörte zum Leben der Familie und erklärt ein Stück weit die Entscheidungen, die im Zusammenhang mit der Freiwilligenmeldung getroffen wurden.

---

<sup>36</sup> Paranthese durch Chickering. Beim Autor springen die Gedanken zum islamischen „Dschihad“.

<sup>37</sup> CHICKERING (wie Anm. 2), S. 74.

<sup>38</sup> GEINITZ (wie Anm. 14), S. 184-187 und 191.

<sup>39</sup> „Konfirmanden-Verzeichnis auf Ostern 1914“ der Freiburger Ludwigskirche, mit Zähringen im Kirchenbezirk.

## Die Bedeutung der Schule

Das vermutlich bekannteste literarische Beispiel für die Beeinflussung der Schüler durch ihre Lehrer, mit dem Ziel möglichst viele Kriegsfreiwillige zu werben, ist der preußische Gymnasiallehrer Kantorek im Buch „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque.<sup>40</sup> Er führte seine Primaner, die von ihm sogenannte „Eiserne Jugend“, geschlossen zur Rekrutierungsstelle, nachdem in Preußen die Schule zwischen dem 3. und 12. August 1914 wieder begonnen hatte.<sup>41</sup> Seit Sarajewo hatte sich die öffentliche Meinung entwickelt und die Lehrerschaft, auch die akademischen Lehrer, sahen sich geradezu in der ‚vaterländischen Pflicht‘, auf ihre Schüler und Studenten einzuwirken. „Insgesamt findet sich unter den stichprobenweise untersuchten Schulen nicht eine einzige, deren Oberprimaner [O1] sich nicht vollzählig als Kriegsfreiwillige meldeten; dazu kommen zahlreiche Schüler aus den Klassen U1 [Unterprima, 12. Kl.], O2 [Obersekunda, 11. Kl.] und U2 [Untersekunda, 10. Kl.].“ „Der allerjüngste Vaterlandsverteidiger“ ist „der Obertertianer Villert, 14 Jahre und neun Monate alt, eingetreten in ein Ersatzbataillon“, so eine Meldung im „Neuköllner Tageblatt“ vom 6. September 1914.<sup>42</sup>

Die Situation an den badischen Schulen war jedoch eine völlig andere: Erst Ende Juli hatte das Schuljahr geendet, sodass bei der Mobilmachung noch Schulferien waren – ebenso wie Semesterferien. Geinitz und Chickering haben die Ausgaben der Freiburger Tageszeitungen durchgesehen, jedoch keine Hinweise auf gezielte Anwerbungen seitens der Lehrer- oder Professorenschaft im August 1914 gefunden. Gleichwohl unterlag Paul wie sein Bruder Walther seit der Einschulung 1905/06 dem kaiserlichen Bildungssystem mit badischen Modifikationen. Wie sah das System aus?

In einem Buch des US-Historikers Andrew Donson wird das Erziehungs- und Bildungssystem im kaiserlichen Deutschland vor 1914 und bis 1918 untersucht.<sup>43</sup> In seiner Zusammenfassung widerspricht Donson nachdrücklich Forschungsergebnissen, wonach Reformbestrebungen im Schulwesen erst durch die Revolution 1918 umsetzbar wurden. Er sieht vielmehr eine einschneidende Zäsur im Beginn des Ersten Weltkriegs, der eine „war pedagogy“ ermöglichte, mit liberaleren Methoden – allerdings auch mit manipulativen Elementen den Krieg selbst betreffend, ja auch verherrlichend. „Before 1914 moderate nationalism and militarism had penetrated some schools“, so Donson.<sup>44</sup> In einer Rezension über das Buch ist dazu zu lesen: „Dabei stellt er [Donson] heraus – und das ist seine erste zentrale These –, dass die Erziehung im Kaiserreich keineswegs von engen chauvinistischen oder militaristischen Inhalten und Formen geprägt war. Im Gegenteil: Gestützt auf eine dichte Dokumentation der öffentlichen Bewertungen und Aufnahmen entsprechender Angebote stellt er die landläufige Überzeugung von dem nationalistischen, kriegsverherrlichenden Drill, dem die deutsche Jugend vor 1914 ausgesetzt gewesen sei und den sie in sich aufgenommen habe, überzeugend in Frage. Dabei stützt er sich unter anderem auf Zahlen der Teilnahme an paramilitärischen Veranstaltungen oder auf Umfragen zu Berufswünschen von Schülern.“<sup>45</sup>

<sup>40</sup> ERICH-MARIA REMARQUE: *Im Westen nichts Neues*, Berlin 1928, S. 16 und 24.

<sup>41</sup> INGEBOURG RÜRUP: *Kriegsbegeisterung, Schulalltag und Bürokratie an den höheren Lehranstalten Preußens 1914*, in: *August 1914* (wie Anm. 5), S. 181-193, hier S. 181.

<sup>42</sup> ULRICH (wie Anm. 5), S. 234.

<sup>43</sup> ANDREW DONSON: *Youth in the fatherless Land. War Pedagogy, Nationalism, and Authority in Germany, 1914-1918* (Harvard Historical Studies 169), Cambridge/Mass. 2010.

<sup>44</sup> Ebd., S. 223ff.

<sup>45</sup> RAINER BENEDICK, in *Clio-online*: <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-15088> (veröffentlicht am 17.10.2011).

Für die Studie über Paul Mauk ist die Beschreibung des ‚imperialen‘ Schulsystems vor 1914, das alle Mauk-Brüder durchliefen, wichtig. Dieses System beinhaltete die „Erziehung zum Untertan“. Es finanzierte die weiterführenden Schulen mit Steuergeldern aller Klassen. Der Unterschicht jedoch blieb der Zugang durch das Erheben von Schulgeld erschwert oder völlig verhindert. Zu Donsons Erkenntnissen passt überzeugend die wenige Tage vor dem Attentat von Sarajewo verfasste Erziehungsmaxime der schulgeldpflichtigen „Dr. Plähn-Schule“ in Waldkirch: „In der Erziehung kann man nicht auf jeden Zwang verzichten, und wir hier wollen auch [...] den Zwang nicht entbehren. Die Jugend muss wissen und erkennen, daß nicht nach ihrem Sinn sich die Welt um sie gestaltet, sondern daß sie sich in die Ordnung der sie umgebenden Welt zu schicken und einzufügen hat.“<sup>46</sup> Zur „Ordnung der Welt“ gehörte natürlich auch das Militär und die Dienstpflicht – und für Dr. Plähn-Absolventen die Perspektive „Einjährig-Freiwilliger“, am Horizont der Leutnant der Reserve. Die Leitlinien der Freiburger Oberrealschule dürften ähnlich gewesen sein. Leider sind weder die Namen noch die Gesinnung von Pauls Mitschülern oder seiner Lehrer bekannt, um hieraus weitere Rückschlüsse zu ziehen. Bekannt ist jedoch, dass zu Beginn des Ersten Weltkriegs 105 Schüler der Oberrealschule, davon 100 Kriegsfreiwillige, ins Feld zogen.<sup>47</sup> Es darf somit angenommen werden, dass Pauls schulische Erziehung in Waldkirch und Freiburg nicht wesentlich zu einer Art „Kriegsbereitschaft“ führte und maßgeblich für seine Freiwilligenmeldung war. Aufgrund der hohen Zahl an Kriegsfreiwilligen unter Mauks (älteren) Mitschülern, kann von einer gewissen „Kriegseuphorie“ ausgegangen werden, die auf Paul ‚übergesprungen‘ sein könnte.

### Die älteren Brüder als Vorbilder?

Es entspricht dem allgemeinen Topos, dass sich jüngere Geschwister an den älteren orientieren. Aufgrund dessen wäre es nicht verwunderlich, wenn auch Paul sich diese zum Vorbild genommen hätte.

Durch den Militärdienst von Carl Junior und Fritz kam er zwangsweise mit dem ‚Soldatsein‘ in Berührung. Und diese Tätigkeit hatte in Friedenszeiten auch durchaus Annehmlichkeiten, z.B. durften die vorgenannten Brüder aus dienstlichen Gründen ihrem sportlichen Hobby, dem Skifahren, nachgehen: Im Winter 1913/1914 fanden auf dem Feldberg Wettläufe statt, darunter 60 Militärpatrouillen. Zum „Skikommando InfRgt 113“ gehörten „Gefr. Fritz Mauk“ und „Einj.=Fr. [Carl] Mauck“. Ihre Patrouillen belegten die Plätze zwei und drei.<sup>48</sup> Die Familie war vermutlich stolz auf deren Leistung, was auch Paul beeindruckt haben dürfte.

Am 30. Juli 1914 wurde im Zuge einer Probemobilmachung die 4. Kompanie – mit den Brüdern Carl und Fritz – Richtung Weil am Rhein in Marsch gesetzt, wo das Regiment am 6. August seine Stellungen bezog: die Front Richtung Schweizer Grenze und zum Rhein, der Gefechtsstand in Mülheim.<sup>49</sup> Ob und wie Paul die Mobilmachung und den Abmarsch der gro-

---

<sup>46</sup> HEINRICH ALTROGGE: Zur Geschichte der Höheren Schule in Waldkirch i. Br., in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Waldkirch, Bd. 4, Waldkirch 1964, S. 9-61, hier S. 31.

<sup>47</sup> 50-Jahr-Feier des Kepler-Gymnasiums Freiburg. 1907-1957, Freiburg 1957, S. 20.

<sup>48</sup> Der Winter. Illustrierte Zeitschrift für den Wintersport – Amtliche Zeitschrift des Deutschen und des Österreichischen Skiverbandes, VIII. Jahrgang, Heft XVII, S. 409ff. Dazu zahlreiche Fotografien aus dem Nachlass von Fritz Mauk sen. (im Besitz des Autors).

<sup>49</sup> Ebd., S. 17ff.

ßen Brüder überhaupt mitbekam, ist nicht überliefert. Nicht auszuschließen ist, dass Carl und Fritz die vergangenen zwei Jahre häufig zu Hause auf Urlaub waren, durch ihre Erlebnisse Paul mächtig imponierten und das ‚Soldatsein‘ als ‚normal‘ oder ‚erstrebenswert‘ erscheinen ließen.

Bleibe noch der 1899 geborene und somit ein Jahr ältere Bruder Walther: Obwohl er den Tod seines jüngeren Bruders Paul am Tag nach dessen schwerer Verwundung durch eine Artilleriegranate im Feldlazarett miterlebte, wenig später von der Front nach Hause geschickt und ausgemustert wurde, schien er vom Militärdienst weiterhin begeistert gewesen zu sein. So wurde er nach der Entlassung zum Aktivisten in der „Freiburger Jugendwehr“ und meldete sich 1917 erneut freiwillig zum Kriegsdienst beim Infanterie-Regiment Nr. 113 und wurde – jetzt mit 18 Jahren alt genug – am 19. Juni wiederum Soldat (siehe Abb. 2).<sup>50</sup> Er überlebte den Krieg und bekleidete am Ende den Rang eines Vizefeldwebels.

Sollte Walther seinen ‚kleinen‘ Bruder zur Freiwilligenmeldung überredet haben und folglich eine indirekte Mitschuld an dessen Tod tragen? Sollte die Behauptung in der Mauk-Biografie, wonach sich die Brüder unabhängig voneinander zur Musterung meldeten nicht der Wahrheit entsprechen? Wurde Walther durch den Biografen befragt und wenn ja, wollte er seine Einflussnahme auf den jüngeren Bruder vielleicht absichtlich nicht erwähnt wissen? Fragen, die wohl für immer ungeklärt bleiben müssen.

## Zusammenfassung

Paul Mauk wurde beeinflusst und geprägt durch seine Familie, darunter zwei deutlich ältere Brüder, die bei Kriegsbeginn bereits monatelang Friedens-Pflichtwehrdienst geleistet hatten. Die Eltern sind dem „liberalen Milieu“ in Freiburg zuzurechnen. Es war durch den Protestantismus, die Bildungsaffinität und die Vaterlandsliebe geprägt. Der Vater und der älteste wahlberechtigte Sohn waren 1912 womöglich Wähler der FVP. Ein besonderer Impuls könnte von Pauls nur ein Jahr älterem Bruder Walther ausgegangen sein. Die kriegerische Dynamik Walthers hat die Freiwilligenmeldung von Paul vermutlich im Wesentlichen bestimmt, die Familie und ihr Milieu sowie das Schulsystem hatten zuvor für eine Sozialisation für den Krieg gesorgt.

---

<sup>50</sup> Kriegsstammrolle, 5. Badisches Infanterie-Regiment Nr. 113, 4. Kompanie, GLA, 456 C, Nr. 1194, Bild 326.



# Der vergessene Philosoph – Jonas Cohn in Freiburg

Von  
KLAUS HOCKENJOS

Als vor einiger Zeit das Grab des Ehepaars Husserl auf dem Friedhof in Freiburg-Günterstal in den Blick der Öffentlichkeit geriet, blieb eine nur wenige Meter entfernte andere Grabstätte unerwähnt und wohl auch unbemerkt: Diejenige des Philosophen, Psychologen und Pädagogen Jonas Cohn und seiner Ehefrau Elise. Wie der zehn Jahre früher (1859) geborene Edmund Husserl war Jonas Cohn (Abb. 1) jüdischer Herkunft. Er wuchs in Görlitz auf und studierte in Berlin Botanik. In diesem Fach wurde er auch 1892 promoviert und beschloss, sich zunächst (1892-1894) in der experimentellen Psychologie auszubilden. Ab 1896 studierte er bei Heinrich Rickert in Freiburg. Wilhelm Windelband und Rickert waren die Hauptvertreter der südwestdeutschen (bzw. badischen), werttheoretischen Richtung des Neukantianismus. Mit den „Beiträgen zu der Lehre von den Wertungen“ war Cohn 1897 der erste Habilitand Rickerts. Seither lehrte er in Freiburg als Privatdozent. 1901 wurde er nichtbeamteter, außerordentlicher planmäßiger Professor für Philosophie und Psychologie. Im gleichen Jahr erschien als erste größere Veröffentlichung seine „Allgemeine Ästhetik“, aufbauend auf „kritischer Wertwissenschaft“.<sup>1</sup> Cohn nutzt in diesem Werk seine umfassende Kenntnis der Kunst- und Literaturgeschichte. Allerdings muss er einräumen, dass er die Musik weit seltener zu Beispielen herangezogen hat als die übrige Kultur, da er völlig unmusikalisch sei.

1903 heiratete er Elise Ebstein (Abb. 2). Das Paar wohnte zunächst in der Goethestr. 14, dann in der Bürgerwehrstr. 1 und schließlich in der Talstr. 62. 1904 wurde Sohn Hans geboren, der später den Nachnamen seiner Großmutter (Gottschalk) annehmen sollte. 1907 erhielt Cohn einen Lehrauftrag für Pädagogik. Der Antrag der Fakultät auf Erteilung eines Lehrauftrags auch für Psychologie wurde vom Ministerium abgelehnt. Verschiedene Initiativen zur Einrichtung einer außerordentlichen Professur für experimentelle Psychologie blieben zunächst erfolglos, bis dann 1919 die Ernennung zum etatmäßigen Extraordinarius erfolgte.<sup>2</sup> Seit 1920 war Cohn Mitdirektor des damals noch zur Philosophie gehörenden Psychologischen Laboratoriums, während die philosophischen Ordinarien offiziell dessen Direktoren blieben. Allerdings wandte sich Cohn zunehmend der Philosophie und Pädagogik zu, wogegen die experimentelle Psychologie, ablesbar auch am Charakter der abgefassten Dissertationen, nicht mehr zu seinen zentralen Interessen zählte.<sup>3</sup>

Im Mai 1913 bezog Cohn mit seiner Familie den Neubau einer standesgemäßen, stattlichen Villa in bester Lage Günterstals am Weilersbacher Weg. Dies kann als Hinweis darauf gewertet werden, dass er sich seiner akademischen Zukunft sicher war und darauf zählen konnte, in absehbarer Zeit zum Ordinarius in Freiburg berufen zu werden. Im gleichen Jahr besuchte der junge Walter Benjamin Cohns Seminar über Kants Kritik der Urteilskraft und Schillers

---

<sup>1</sup> TRAUGOTT KONSTANTIN OESTERREICH: Jonas Cohn, in: Die deutsche Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart, Tübingen <sup>15</sup>1951, S. 461.

<sup>2</sup> HELGA SCHMITT: Die Entwicklung der Psychologie an der Universität Freiburg von 1880 bis 1920, Diplomarbeit, Freiburg 1988, S. 74.

<sup>3</sup> HILDEGARD-ELISABETH UNGER: Über die Geschichte der Psychologie als eigenständige Wissenschaft an der Universität Freiburg von ca. 1920 - ca. 1945 mit dem Schwerpunkt 1933-1945, Diplomarbeit, Freiburg 1989, S. 121.



Abb. 1 Jonas Cohn, Aufnahme von 1915 (J. Cohn-Archiv, S. L. Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen).



Abb. 2 Elise Cohn, Zeichnung von Else Baumgarten (J. Cohn-Archiv, S. L. Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen).

Ästhetik und urteilte mit der Unverblümtheit eines Jungsemesters, das Seminar sei *chemisch gedankenrein*. Benjamin erläutert seine Charakterisierung: *Man hat nicht mehr davon, als dass man die Bücher liest [...]*.<sup>4</sup>

Cohn führte sein Leben lang Tagebücher, die allerdings ganz überwiegend Exzerpte seines umfangreichen, durchaus nicht nur philosophischen Lesepensums sind und kritische Anmerkungen dazu enthalten. Private Informationen vermitteln eher die in größeren Abständen verfassten Rückblicke unter dem Titel „Varia“, die gleichfalls im Jonas Cohn-Archiv des Steinheim-Instituts<sup>5</sup> archiviert sind. Die Notate über den Ausbruch des Ersten Weltkriegs verzeichnen die von diesem Ereignis ausgelösten ambivalenten Empfindungen Cohns: Am 3. August 1914 schildert er die *gespannte Erwartung eines gewaltigen Kampfes, der um unser Alles geht*. 20 Tage später folgen „Gedanken über den Krieg“ und Cohn berichtet in einem für ihn ganz ungewöhnlichen Pathos, dass am Professorentisch im „Café Schanz“ der Brief eines deutschen Fliegeroffiziers verlesen wurde, der *höchste Geistigkeit in höchstem Einsatz zeigte, frisch und humoristisch im einzelnen, dann wieder großartig in der Schilderung mannigfachen Tuns und der im Sonnenuntergang glühenden Seen um Saarburg*.<sup>6</sup> Ein weiterer Eintrag in diesen Tagen: *Was unsere Gegner eint, ist nicht einfach; die Franzosen haben wenigstens ein gefühlsmäßig anständiges Motiv, dagegen rechnet England kalt, satanisch und hoffentlich falsch, und in Russ-*

<sup>4</sup> Walter Benjamin. Briefe I, hg. von GERSHORN SCHOLEM und THEODOR W. ADORNO, Frankfurt 1987, S. 61.

<sup>5</sup> Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Edmund-Körner-Platz 2, 45127 Essen.

<sup>6</sup> JONAS COHN: Aufzeichnungen und Auszüge II, S. 339f.

land kämpft eine Clique um ihren Bestand, aber außerdem wohl ein fast national-religiöser Fanatismus – alle diese wollen unsere Vernichtung.<sup>7</sup> Cohn setzt sich zur gleichen Zeit kritisch mit dem „Handbuch der Friedensbewegung“ des Pazifisten Alfred H. Fried auseinander, der die schiedsgerichtliche Lösung von Konflikten forderte.

1915 stand die Nachfolge des bisherigen philosophischen Ordinarius Heinrich Rickert an (Abb. 3), auf die sich Cohn Hoffnung machte. Rickert teilte ihm aber vertraulich mit, *für Sie (und Simmel) war nichts zu machen*, stattdessen wurde Edmund Husserl berufen. Dieser, so die Begründung, *dürfe heute als einer der bedeutendsten lebenden Denker und als Haupt der größten philosophischen Schule in Deutschland gelten*.<sup>8</sup> Hier übergangen worden zu sein, empfand Cohn als *schweren akademischen Misserfolg*.<sup>9</sup> Der Philosoph Hans Jonas schildert in einem autobiographischen Interview, wie der sonst so beherrschte Cohn noch zwei Jahre später seine Fassung zu verlieren drohte, als der damals 19-jährige Student auf seine Frage, was ihn nach Freiburg bringe, undiplomatisch mit *Husserl* antwortete.<sup>10</sup> Husserl empfahl Cohn 1921 für die Neubesetzung eines Extraordinariats in Marburg: *Haben Sie nicht an J. Cohn gedacht? [...] Als akademischer Lehrer übt er bei seiner großen Lehrbegabung und seiner reichen Bildung eine vorzügliche Wirkung*.<sup>11</sup> Aber diese Empfehlung blieb wie weitere folgenlos. Weder erhielt Cohn je ein Ordinariat an der Freiburger Universität noch einen Ruf an eine andere Hochschule, weshalb er annahm, sein Judesein sei für die akademische Karriere hinderlich. Edmund Husserl war 1886 zum Christentum übergetreten; auch für den mit Cohn befreundeten Psychologen und Philosophen William Stern, den „Erfinder“ des Intelligenzquotienten, wäre für eine Berufung nach Berlin der Übertritt zum Christentum obligatorisch gewesen. Cohn selbst, der sich schon in der Studienzeit von der jüdischen Religion abgekehrt hatte, ließ sich jedoch, im Gegensatz zu seiner Ehefrau und Sohn Hans, nicht taufen.

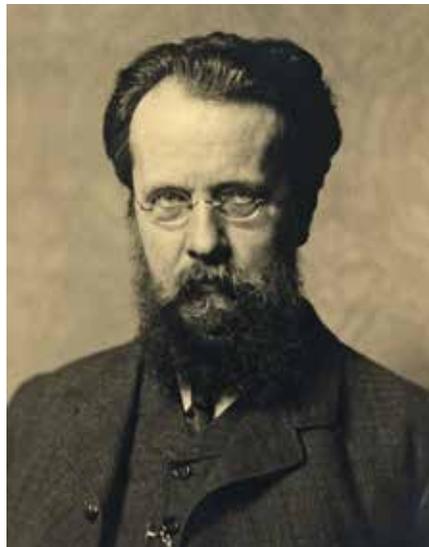


Abb. 3  
Heinrich Rickert, undatierte Aufnahme (J. Cohn-Archiv, S. L. Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen).

<sup>7</sup> Ebd., ibd. S. 345.

<sup>8</sup> HUGO OTT: Philosophie und Psychologie, in: Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920-1960. Mitglieder – Strukturen – Vernetzungen, hg. von ECKHARD WIRBELAUER, München 2006, S. 440-467, hier S. 443.

<sup>9</sup> SCHOLEM/ADORNO (wie Anm. 4), S. 483.

<sup>10</sup> HANS JONAS: Erinnerungen, Frankfurt 2005, S. 42.

<sup>11</sup> MARGOT HEITMANN: Martin Heidegger et Jonas Cohn, in: Bulletin heideggerien 3 (2013), S. 5.

1916 erschien in der „Frankfurter Zeitung“ eine Besprechung der Ausstellung des Freiburger Kunstvereins mit Werken des Malers Adolf Hölzel und dessen Schülern. Cohn erweist sich hier als Kenner auch der damals modernen Malerei (und äußert *angedeutete Bedenken* über sie); den Franzosen billigt er bei allen *Kapriolen* zu, eine Art „Klassizität“ zu gewinnen, während er den Italienern bescheinigt, *alle üblen Instinkte der Moderne* in ihre Kunst hineinzuengen. Als *deutschen Zug* bezeichnet Cohn hingegen einerseits eine *Neigung zu theoretischer Gründlichkeit*, andererseits ein *Pochen auf das Innerliche*. Gemäß seinem Grundsatz des „Vorrangs des Positiven“<sup>12</sup> fordert Cohn, das Gebotene zu prüfen und endet: *Freuen wir uns, dass in unser häufig stagnierendes Kunstleben ein frischer Antrieb, eine neue Bewegung hineinkommt*. Hölzl bedankte sich in einem Brief für die *liebenswürdige Kritik*; entgegnete aber, eine wichtige Klärung sei für die notwendig Beteiligten *erst nach gründlicher Aussprache möglich*.<sup>13</sup>

Einem Tagebucheintrag vom 28. Mai 1917 ist zu entnehmen:

*Auf einem großen Spaziergang mit Liese und den Kindern<sup>14</sup> in der Frühsommer-Pracht des Hexentals (St. Ulrich-Sölden-Au). Genuss dieser hellen heiteren Gegenwart auf dem dunklen Grund des Krieges. Im Grund nur verschärft, was für jeden Denkenden u. Fühlenden das Leben stets zeigt – aber doch verschärft – gleichsam durch ein Schuldgefühl – darf ich denn heiter sein?*<sup>15</sup>

1919 erschien Cohns „Geist der Erziehung. Pädagogik auf philosophischer Grundlage“, in dem er die Pädagogik als „die dem Kulturphilosophen nächststehende Disziplin“ bezeichnet und als Ziel der Erziehung formuliert: „Der Zögling soll gebildet werden zum autonomen Gliede der historischen Kulturgemeinschaften, denen er künftig angehören wird.“<sup>16</sup> Im gleichen Jahr wurde Cohn zum etatmäßigen außerordentlichen Professor für Pädagogik und Philosophie ernannt (nicht aber für Psychologie), womit der Beamtenstatus verbunden war. Im Vorschlag der Philosophischen Fakultät war betont worden, Freiburg sei in der glücklichen Lage, einen Dozenten zu besitzen, der außer einer soliden wissenschaftlichen Grundlage auch pädagogische Erfahrungen in einem Gymnasium erworben habe:<sup>17</sup> Cohn hatte seit 1914 im Freiburger Bertold-Gymnasium vertretungsweise Unterricht in Deutsch und Philosophie erteilt (Abb. 4).<sup>18</sup>

---

<sup>12</sup> SCHMITT (wie Anm. 2), S. 77.

<sup>13</sup> Im Laboratorium der Moderne. Hölzel und sein Kreis, Ausstellungskatalog, hg. von ULRICH RÖTHKE, VERENA FABER und CHRISTINE LITZ, Petersberg 2017, S. 281.

<sup>14</sup> Elise und Jonas Cohn hatten zusätzlich zu ihrem Sohn Hans noch Jonas Cohns Nichte Elli als Pfliegerochter aufgenommen.

<sup>15</sup> JONAS COHN: Tagebücher, Biblion Epildos, S. 201.

<sup>16</sup> JONAS COHN: Geist der Erziehung. Pädagogik auf philosophischer Grundlage, Leipzig 1919; SCHMITT (wie Anm. 2), S. 78.

<sup>17</sup> CHRISTA KERSTING: Pädagogik im Nachkriegsdeutschland, Bad Heilbrunn 2008, S. 286.

<sup>18</sup> JONAS COHN: Varia I, S. 299.

Vorlesung S. I.: Ethik (Teil, Person Objektivem Geist) zweisichtig  
Höheres Unkenrichts wesen der Gegenwart zwisichtig  
Lernsinn: Fichters u. Schellers von allem Ethik.  
Psychologie. Arbeiten

Am 28 Mai Samstag Prüfung meines ersten psychol. g.  
Dozenten: Otto Martin

22 Mai Nachricht vom Felicia Fingers Tod.

Seit Mitte Mai: Freitag: Okulogische - Arbeit: Mehlis,  
Kramer, Hosen, Stein, Ebbenshaus, Kankronica, etc. (Die letzten  
Abteilungen können häufig regelmäßig)

5-30 Juli: Betty mit den Kindern (bis 11 Juli auch (wenn) bei uns  
12-31 Juli: Clara Hagen bei uns

Am 25 Juli, während wir beim Abschied wessen für  
Mineschi, Rutenstein, Kiesel sehen, kommt die Nachricht  
vom österreichischen Weltkriege aus Serbien.

Die gespannte Erwartung der nächsten Woche  
Am 30. abends bringt die Tank Clara, Betty u. die Kinder  
zur Bahn.

31. Kriegsgeschehn erklärt  
1. August. Mobilmachung

27 Kriegszeit

2. Aug: ich übernehme bei Beschaftstellung meine ersten Kurse.  
Glas d. ersten negativen Schlicht bei Muthausen - lange  
Tage. Wir haben Kammernormen (bis zum 13 August) - erhalten  
am 20 ungünstige Nachrichten über Schramm, angefangen  
Verlust in Muthausen. Am 21. 4 Uhr nachm: erste zweite  
Nachricht über vom Siege „zwischen Mehlis u. den Vögeln“

Jon Logik schenkte mir ich über:  
Literatur in Bedeutung des Krieges (erschien im Jahr 1915 im Logos)

Jon Okt besag mir ich Schind - Werkmanndat zu geben:  
Deutsch u. Phobos (4 Jahre) in d. O.I des Berthold-Gymn.  
Okt Logik (1914) in d. verarbeiteten U.I u. O.I des Realgymn.

Abb. 4 Tagebuchaufzeichnung über den Ausbruch des Ersten Weltkriegs und Cohns Tätigkeit als Vertretungslehrer am Berthold-Gymnasium Freiburg (aus: JONAS COHN: Varia I, S. 302).

Über Jonas Cohn als Dozenten gibt Gerda Walther, eine Husserl-Schülerin<sup>19</sup>, eine farbige Schilderung:

„In dem Freiburger Philosophen Jonas Cohn hatten wir [...] einen hervorragenden Lehrer. Wegen seiner tolerant-konzilianten Art hat man ihn den ‚Philosophen in Filzpantoffeln‘ genannt. Doch lag darin nicht Herabsetzendes. Während Husserl, wenn er überhaupt historische Vorlesungen hielt, bis ins Altertum zurück Ansätze zu seinen eigenen Ansichten fand und zu finden glaubte, war Jonas Cohn bestrebt, sich einzig um das Verständnis des Philosophen zu bemühen, den er jeweils behandelte. Er versuchte, diesen von innen heraus, von seinen eigenen Problemen, seiner Persönlichkeit her verständlich zu machen. Sein Seminar fand in seiner schönen Villa in Günterstal, einem Vorort Freiburgs, statt, eine Stunde zu Fuß auf schönen Waldwegen oder auch mit der Straßenbahn erreichbar. Wir blieben dann den ganzen Nachmittag bei ihm draußen und wurden auch zum Tee, oft auch zum Abendessen eingeladen. Im Sommer saßen wir im Garten – man konnte es sich nicht schöner wünschen.“<sup>20</sup>

Die Gastfreundschaft der Cohns kam auch Günther Stern zugute. Er war der Sohn des mit Jonas Cohn befreundeten Philosophen und Psychologen William Stern und zugleich Cousin Walter Benjamins. Günther kam erstmals 1920 in die Cohn'sche Villa, um in Freiburg Philosophie zu studieren und wurde hier „Pensionär“; in den folgenden Jahren war er immer wieder Gast der Familie und hat vermutlich Vorlesungen Jonas Cohns besucht, wurde allerdings 1923 bei Edmund Husserl promoviert. Sechs Jahre später heiratete er Hannah Arendt und wurde nach seiner Rückkehr aus dem Exil unter dem Namen Günther Anders zu einem der meistbeachteten Kulturkritiker (Hauptwerk „Die Antiquiertheit des Menschen“) in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit.

Im Jahr 1921 trat Jonas Cohn dem „Verband nationaldeutscher Juden“ (VnJ) bei, der im März von dem Berliner Rechtsanwalt und Notar Max Naumann gegründet worden war. Laut seiner Satzung bezweckte der Verband den *Zusammenschluss aller [...] Deutschen jüdischen Stammes, die bei offenem Bekennen ihrer Abstammung [...] nicht anders als deutsch empfinden und denken können*. Er *bekämpfe alle Äußerungen und Betätigungen undeutschen Geistes, die den Wiederaufstieg Deutschlands zu einer geachteten Stellung in der Welt gefährden*. Sieben Jahre zuvor hatte Cohn in seiner Abhandlung „Der Sinn der gegenwärtigen Kultur“ seine Theorie formuliert, *nicht die abstrakte Existenz eines irgendwie beschaffenen Volkstums* sei wertvoll, sondern erst die besondere Kultur, *die ein Volk hervorbringt*. Als Beispiel nannte Cohn das *alte Kulturvolk der Juden*, dem mit dem Bedeutungsverlust der gemeinsamen Religion nur die Verschmelzung mit den *starken und hochentwickelten Kulturen* geblieben sei, unter denen es jeweils ansässig war.<sup>21</sup> Den so beschriebenen Assimilationismus (nach Hannah Arendt das *Verschwinden der Juden in der nicht-jüdischen Gesellschaft*)<sup>22</sup> lehnten die Zionisten entschieden ab (darunter Hannah Arendt, bis sie mit dem Zionismus brach)<sup>23</sup>. Die entschiedene Gegnerschaft

---

<sup>19</sup> Ähnlich wie die Habilitation Edith Steins scheiterte Gerda Walthers Promotion an Edmund Husserl.

<sup>20</sup> GERDA WALTHER: Zum anderen Ufer, Remagen 1960, S. 208.

<sup>21</sup> MATTHIAS HAMBROCK: Die Etablierung der Außenseiter, der Verband nationaldeutscher Juden 1921-1935, Köln 2003, S. 47.

<sup>22</sup> EVA KREISKY/SASKIA STACHOWITSCH: Jüdische Staatsperspektiven: Kosmopolitismus, Assimilationismus und Zionismus, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 39, Nr. 4 (2010), S. 435-449.

<sup>23</sup> DELBERT BARLEY: Hannah Arendt. Einführung in ihr Werk, Freiburg/München 1990, S. 13.

des VnJ zum Zionismus teilte Cohn nicht, auch die Ablehnung der „Ostjuden“ durch den VnJ aus der Furcht, *jegliche Form und Präsenz äußerlich erkennbarer „jüdischer“ Merkmale und Lebensformen* falle nachteilig auf die deutschen Juden zurück, lässt sich in Cohns Niederschriften nicht wiederfinden.<sup>24</sup> Der VnJ bezeichnete sich als überparteilich und fand auch immer wieder Sympathisanten in den Reihen der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei, deren Mitglied Cohn später wurde. Ihr Gründungsmitglied Theodor Heuss äußerte sich 1921 zustimmend zum Ideal des nationaldeutschen Juden, *der [...] Deutschland restlos als geistige und kulturelle Heimat bejaht*.<sup>25</sup> 1926 nahm Cohn in Weimar an einer Zusammenkunft *republikanisch gesinnter oder doch mit der Staatsform ausgesöhnter Hochschullehrer* teil.<sup>26</sup> Nach Referaten von Friedrich Meinecke, Gustav Radbruch u.a. wurde beschlossen, jeden Kollegen, der – *unbeschadet seiner wie immer gearteten politischen Grundüberzeugung* – *gewillt ist, auf dem Boden der bestehenden demokratisch-republikanischen Staatsordnung positiv mitzuarbeiten am Ausbau unseres Verfassungslebens und an der Erziehung der heranwachsenden Generation zu staatsbürgerlichem Denken im Dienst der großen deutschen Volksgemeinschaft*, zu weiteren Treffen einzuladen.<sup>27</sup> Max Naumann holte hingegen drei Jahre später zu einem polemischen Rundumschlag gegen die republikanisch-demokratische Gesellschaftsordnung aus, die er u.a. als „Sumpf“ bezeichnete, der zuzuschütten sei.<sup>28</sup> Nach der „Machtergreifung“ versuchte Naumann eine erfolglose Doppelstrategie der grundsätzlichen Bejahung der „nationalen Erhebung“ und des Widerspruchs gegen antijüdische Maßnahmen. 1935 wurde der VnJ verboten.

1923 fand das aus Russland emigrierte Ehepaar Stepun, bevor es dann in der Bayernstraße eine Wohnung erhielt, Unterkunft in der Villa Cohn (Abb. 5). Fedor Stepun und Jonas Cohn kannten sich bereits seit 1910, als die internationale Zeitschrift für Philosophie unter dem Namen „Logos“ gegründet wurde, deren Autoren beide waren; Stepun war zusätzlich Mitherausgeber ihrer russischen Version. Der in Moskau geborene Sohn eines deutschen Unternehmers hatte in Heidelberg Philosophie studiert, war dann im Ersten Weltkrieg Offizier in der Armee des Zaren geworden und hatte die Russische Revolution überlebt. 1922 wurde er jedoch wie viele Intellektuelle aus Russland ausgewiesen. In Freiburg ließ er sich als Hörer bei Husserl und Cohn einschreiben und erreichte so, dass er eine Aufenthaltserlaubnis in Deutschland erhielt. Er blieb auch später nach Übernahme einer Professur für Soziologie in Dresden ein geschätzter Gesprächspartner Cohns, den u.a. die Gabe Stepuns faszinierte, Persönlichkeiten wie Rickert und Husserl mimisch-gestisch bis hin zur Parodie nachzuahmen.

1923 erschien in Leipzig Cohns „Theorie der Dialektik“, in der er die Dialektik als „durch Widerspruch bewegten Prozess“ beschreibt, dessen Grundelemente bereits in seinen „Voraussetzungen und Ziele des Erkennens“<sup>29</sup> von 1908 genannt sind: Der „Utraquismus“ als Auffassung von der Gleichursprünglichkeit der Erkenntniselemente „Denkform“ und „denkfremder Inhalt“, zwischen denen sich das Denken bewegen muss, ob es nun um Tatsachen- oder Werterkenntnis geht.<sup>30</sup> Weiter die „Prävalenz des Positiven“, die es gebietet, dass kein Erlebtes der Verneinung

<sup>24</sup> HAMBROCK (wie Anm. 21), S. 177.

<sup>25</sup> Ebd., S. 344.

<sup>26</sup> COHN (wie Anm. 18), S. 334.

<sup>27</sup> WILHELM KAHL/FRIEDRICH MEINECKE/GUSTAV RADBRUCH: Die deutschen Universitäten und der heutige Staat. Referate erstattet auf der Weimarer Tagung deutscher Hochschullehrer am 23. und 24. April 1926 (Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart 44), Tübingen 1926.

<sup>28</sup> HAMBROCK (wie Anm. 21), S. 419.

<sup>29</sup> JONAS COHN: Voraussetzungen und Ziele des Erkennens, Leipzig 1908.

<sup>30</sup> Philosophie im 20. Jahrhundert, Bd. 1: Phänomenologie, Hermeneutik, Existenzphilosophie und kritische Theorie, hg. ANTON HÜGLI und POUL LÜBCKE, Hamburg 1992, S. 45.



Abb. 5 Der russisch-deutsche Philosoph und Soziologe Fedor Stepun und dessen Ehefrau Natascha vor der Villa Cohn, Aufnahme von 1923 (J. Cohn-Archiv, S. L. Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen).

zugänglich sei, und schließlich die „kritische Kraft der Negation“, die nicht vernichten, sondern scheiden will.

Im Haus am Weilersbacher Weg (später unter der Adresse Reutestr. 1) tagte ab 1928 turnusmäßig auch das „Pentathlon“ (*der geistige Kampf der fünf Fakultäten*), eines der Professorenkränzchen, zu dem neben den Nobelpreisträgern Hans Spemann und Georg von Hevesy zählten u.a. auch der Dogmatiker Engelbert Krebs, der Botaniker Friedrich Oehlkers, der Mineraloge Friedrich Rinne, der Jurist Erik Wolf, der Musikwissenschaftler Wilibald Gurlitt und der Archäologe Walter-Herwig Schuchhardt zählten. Annähernd monatlich traf man sich bei einem der Mitglieder, um einen Vortrag über ein Thema aus dessen Fachgebiet anzuhören.

Aus dem Jahr 1928 stammt ein weiterer Bericht über einen Besuch in der Villa Cohn: Der australische Philosoph W. R. Boyson Gibson verbrachte 1928 einige Monate in Freiburg, um im



Abb. 6 Villa Cohn, Aufnahme um 1930 (J. Cohn-Archiv, S. L. Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen).

persönlichen Kontakt mit Edmund Husserl seine Kenntnisse über dessen Phänomenologie zu erweitern. Dabei lernte er auch Heidegger kennen. *Husserl ist Plato im Vergleich zu Heideggers Aristoteles* war sein Eindruck von den so unterschiedlichen Persönlichkeiten. An einem Nachmittag stattete er der Villa Cohn einen Besuch ab. Der Hausherr war zwar nicht anwesend, aber *Frau Professor* gab beim Tee interessante Einblicke in die Freiburger Philosophenszene: Was Heidegger betreffe, so hofften die Katholiken noch immer, ihn für sich zurückzugewinnen. Nach Meinung der Professorengattin werde das tatsächlich der Fall sein, und zwar werde Heidegger aufgrund seiner *Todes-Angst* in höchstens 20 Jahren wieder in den Schoß der Kirche zurückgekehrt sein.<sup>31</sup>

1928 folgte Heidegger als Ordinarius auf Edmund Husserl. Zwischen Cohn und dem 20 Jahre jüngeren Heidegger hatte es bereits früher zumindest schriftliche Kontakte gegeben, als dieser noch Privatdozent und Husserls Assistent war (nach dessen Meinung noch zu unerfahren für ein Ordinariat). Als Cohn ihm 1927 seine „Theorie der Dialektik“ übersandt hatte, musste Husserl allerdings Heidegger drängen, sich mit seinem eben erschienenen „Sein und Zeit“ zu revanchieren.

---

<sup>31</sup> W. R. BOYCE GIBSON: From Husserl to Heidegger. Excerpts from a 1928 Freiburg Diary, in: *Journal of the British Society for Phenomenology* II, Nr. 1 (1971), S. 58-83, hier S. 72.



Abb. 7 Vermerk Cohns: *Nach dem Abendessen, das japanische Studenten der Philosophie den Freiburger Docenten der Philosophie am 28. Juni 1922 im Europäischen Hof gaben. U.a. Grosse, Martin Heidegger (hinten, 2. von links), Edmund Husserl (vorne 3. von links), Richard Kroner, Georg Mehlis, Jonas Cohn (vorne 2. von rechts)* (J. Cohn-Archiv, S. L. Steinheim-Institut f. deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen).

Cohns Tagebuch belegt, wie intensiv er Heideggers Werk durcharbeitete und exzerpierte. Seine Kritik an Heideggers Denken hat er aber nie öffentlich geäußert. Dessen Charakterisierung als *radikaler Wiedertäufer des Denkens* bleibt dem Tagebuch vorbehalten.<sup>32</sup>

Bei Heideggers Antrittsvorlesung 1928 („Was ist Metaphysik?“) waren Jonas Cohn und sein Sohn Hans Gottschalk unter den Zuhörern. Hans Gottschalk berichtete später, sein Vater habe zwar Heideggers Vortragsweise bewundert, sei aber nicht mit dem Inhalt der Rede einverstanden gewesen.<sup>33</sup> In Cohns Tagebuch findet sich zu diesem Anlass kein Kommentar, aber im Dezember 1930 formuliert Cohn seinen Vorbehalt:

*Gestern: Heidegger-Vortrag ‚Vom Wesen der Wahrheit‘ gehört. Formal: Rhetorik, die sich verbirgt hinter Schlichtheit. Vergewaltigung der Hörer, die vergewaltigt werden wollen. Dahinter: Energie, Straffheit, Selbstgewissheit, meisterlich die Arbeit gerade an der Form. Methode – etymologisierend – die Worte in Ur-Bedeutung nehmen.[...] Im Nachdenken über den Vortrag erweist sich vieles als Schaumschlägerei – wobei anzuerkennen ist, dass Substanz da ist – aber an die Stelle des eigentlichen Ringens um die Wahrheit jedes Schrittes tritt die Arbeit des Rhetors.<sup>34</sup>*

<sup>32</sup> JONAS COHN: Tagebücher, Gedanken – eigene und angeeignete, S. 201.

<sup>33</sup> HANS L. GOTTSCHALK: Heideggers Rektoratszeit, in: Antwort. Martin Heidegger im Gespräch, hg. von GÜNTHER NESKE, Pfullingen 1988, S. 184-189, hier S. 186.

<sup>34</sup> JONAS COHN: Tagebücher, Hauptbuch, S. 19 und 22.

Nachdem Martin Honecker<sup>35</sup> 1928 beantragt hatte, Jonas Cohn Titel und Rechte eines persönlichen Ordinariats zu verleihen, zog er seinen Antrag ein Jahr später wieder zurück, da *Herr Kollege Heidegger für meinen Antrag nicht glaubt, eintreten zu können*. Nun wandte sich der Kultusminister an die Fakultät: *Angesichts der langjährigen Lehrtätigkeit des Professors Jonas Cohn an der Universität und seine mannigfachen Verdienste halte ich die Verleihung der akademischen Rechte und Pflichten an ihn angemessen. Ich bitte die Fakultät hierwegen um Äußerung*.<sup>36</sup> Ergänzend und in Beantwortung eines nicht erhaltenen Briefs Gerhard Ritters schrieb das Kultusministerium (Mittelstrass) im Jahr 1929 an Ritter:

*Dass er [= Cohn] nie einen Ruf bekommen hat, ist allerdings unbestreitbare Tatsache, dürfte aber aus nicht ganz sachlichen Gründen zu erklären sein. [...] Menschliche Rücksichtnahme und Gründe sachlicher Wertschätzung machen es dem Minister unmöglich, Cohn durch Ernennung Gurlitts zum persönlichen Ordinarius zu übergehen und die Tragik im Leben dieses sympathischen, feinsinnigen und für seine Wissenschaft opferfreudigen Mannes zu vermehren.*<sup>37</sup>

Jetzt war es Gerhard Ritter (Abb. 8), der nicht verschweigen wollte, dass die Argumente für Cohns Ernennung ihn durchaus nicht überzeugen könnten; zur Vorbeugung von Korruption gebe es nur den einen Weg, nämlich die Entscheidung außenstehender Fakultäten. Für Cohn sei es *eine fatale Lage, wenn er gewissermaßen als Zankapfel in eine bisher vollkommen einige und friedliche Fakultät hineingeworfen würde*.<sup>38</sup> Allerdings, so Ritter, falle es ihm angesichts der Berufungspraxis der letzten Jahre im Bereich der Philosophie schwer, an Antisemitismus zu denken.<sup>39</sup> Ritter bezog sich offensichtlich auf die Berufung Husserls, der allerdings im Unterschied zu Cohn der Vorbedingung nachgekommen war, sich taufen zu lassen.



Abb. 8 Der Freiburger Historiker Prof. Gerhard Ritter, Aufnahme um 1940 (UAF, D 13/1510).

<sup>35</sup> Martin Honecker (1888-1941), Philosoph, seit 1924 ordentlicher Professor in Freiburg.

<sup>36</sup> Universitätsarchiv Freiburg (UAF), B 3/233.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Ebd.

1932 veröffentlichte Cohn als eines seiner Hauptwerke die „Wertwissenschaft“ und griff damit das Thema seiner Habilitationsschrift erneut auf. Der Titel sei auch polemisch gemeint, schrieb Cohn im Vorwort: „[...] ich kämpfe gegen alle, die im Gefolge Nietzsches eine Wissenschaft vom Werte leugnen.“<sup>40</sup> Nach Anselm Model ist ein Wert für Cohn alles, was bewusst gewünscht oder vorgezogen wird, während unwert ist, was bewusst zurückgewiesen wird. Werte werden nicht vom Willen gesetzt.<sup>41</sup> Nach Konrad Fees stellt die Wertwissenschaft ein Wertfindungsprogramm dar. Cohn konstruiert ein komplexes formales Beziehungsgerüst der Werte mit allen Arten von Ordnungen, Abstufungen, Rangfolgen sowie den möglichen Beziehungen zu den Werten.<sup>42</sup>

Im Januar 1933 sind die Cohns bei ihrem alten Freund Albert Schweitzer in Günsbach zu Besuch. Cohn notiert, was Schweitzer über sich selbst äußert: Er beurteile Wirtschaft und Politik aus der Sicht der Kolonien. Und: Er wirke für die Primitiven bei voller Überzeugung, dass diese nicht für sich selbst sorgen könnten, sich nicht selbst regieren könnten.<sup>43</sup> Daher sei er auch kein Gegner des Imperialismus, solange dieser sich nur friedlich verhalte.

Am 20. März lautet Cohns Tagebucheintrag:

*Ich lese, um vom Tage Abstand zu gewinnen und mich dem Geschehen (national-sozialist. „Revolution“) gegenüber freizuhalten, Rankes „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Revolution. [...] Die Abscheulichkeit dieser Judenhetze – abscheulich gerade deswegen, weil es sich um keinen Ausbruch von Leidenschaft oder Volkswut, sondern um kalt organisierte, berechnete Gemeinheit handelt.“<sup>44</sup>*

Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar (der „Machtergreifung“) bot Jonas Cohn im April an, seine Vorlesungen einzustellen. Heidegger, mittlerweile Rektor, forderte ihn jedoch auf, weiterhin zu lesen. Im gleichen Monat wurde das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ erlassen. Der damalige Dekan Wilibald Gurlitt<sup>45</sup> teilte Cohn bei einem persönlichen Besuch mit, er sei beurlaubt. Kurz danach wurde die Beurlaubung von Universitätsangehörigen der jüdischen Rasse aber noch einmal (bis zur endgültigen Klärung der Voraussetzungen zur Durchführung des Gesetzes [...]) ausgesetzt und Cohn nahm nach einem Telefongespräch mit Heidegger seine Vorlesungen wieder auf.<sup>46</sup> Am 25. August erhielt Cohn dann die formlose Mitteilung seiner Pensionierung auf den 1. Dezember. Cohns Tagebucheintragung vom September 1933 liest sich wie folgt:

---

<sup>40</sup> JONAS COHN: Wertwissenschaft, Stuttgart 1932, S. VI.

<sup>41</sup> ANSELM MODEL: „Ein anderes deutsches Antlitz“. Zur Wertphilosophie und Ethik Jonas Cohn, in: Freiburger Universitätsblätter 108 (1990), S. 121-131, hier S. 129.

<sup>42</sup> KONRAD FEES: Werte und Bildung. Wertorientierung im Pluralismus als Problem für Erziehung und Unterricht, Opladen 2000, S. 187f.

<sup>43</sup> COHN (wie Anm. 34), S. 331.

<sup>44</sup> Ebd., S. 355f.

<sup>45</sup> Der Musikwissenschaftler Wilibald Gurlitt wurde 1937 als „jüdisch versippt“ amtsenthoben. Gurlitt ist die (1944 zerstörte und 1954/55 neu erbaute) „Prätorius-Orgel“ in der Aula der Universität zu verdanken.

<sup>46</sup> UAF, B 3/71.

*Ich bin an aller äußeren Tätigkeit, auch an jeder Lehrtätigkeit gehindert, ehe meine Kräfte mich verlassen. Das Geschick soll ich als Aufgabe nehmen. Dann also bedeutet es: Du hast nun keine Ausrede. Tue, was Dir notwendig – bilde Deine Gedanken aus, prüfe sie streng, suche sie so rein und klar wie möglich darzustellen. Versuche es, die Darstellung der einen Wahrheit zu geben, die dieser Zeit und in ihr Dir möglich ist. [...] Die Zeit drängt, aber auf eine Reihe arbeitskräftiger Jahre darf ich noch hoffen.<sup>47</sup>*

Hans Gottschalk bezeichnete später Heideggers Verhalten gegenüber seinem Vater als „völlig korrekt“. Heidegger habe auch versucht, vermeidbare antisemitische Ausschreitungen der Studenten zu verhindern und weder ihm noch seinem Vater die Benutzung der Universitätsbibliothek verboten oder erschwert: „[...] ich traf ihn im Juni 1938 [...], er begrüßte mich sehr freundlich und sagte für alle hörbar ‚Es wird nicht immer so bleiben‘.“<sup>48</sup> Gottschalks Bewertung des Heidegger'schen Verhaltens wird gestützt durch Bernd Martin, wonach der Rektor zugunsten der von der Zwangspensionierung bedrohten eigenen Kollegen nur tätig werden konnte, „wenn dies dem Wunsch der jeweiligen Fakultät entsprach“. Martin fügt jedoch hinzu: „nicht überall sollte dieser Wunsch, jüdische Kollegen vor der Entlassung zu bewahren, gleich ausgeprägt sein.“<sup>49</sup>

Die Rede Hitlers vor dem Reichstag am 13. Juli 1934 zur Rechtfertigung der Niederschlagung des „Röhm-Putschs“ wirkte auf Cohn entlarvend: *Schlechteste Rede, die ich je von ihm gehört oder gelesen habe.[...] Scham, dass dieser Mensch heute für Deutschland reden und handeln darf. Die Erfahrung des grässlichen Missbrauchs der Macht ist gemacht, wird sich wiederholen.*<sup>50</sup>

Im gleichen Jahr beendete Cohn das bislang freundschaftliche Verhältnis zu Heinrich Rickert, weil dieser das Unrecht der Nationalsozialisten mitmachte.<sup>51</sup> 1935 notierte Cohn, die Situation sei fast unerträglich, *viele einzelne Menschen, ja die gesamte soziale Atmosphäre Freiburgs erleichtern das Schwere – aber oft gewinnt es die Oberhand.*<sup>52</sup>

Im Jahr 1936 trafen sich die Ehepaare Cohn und Stepun ein letztes Mal in der Villa am Weilersbacher Weg, anwesend war auch der Nachbar Friedrich Ernst Moritz Saemisch (Abb. 9). Dieser war nach kometenhaftem Aufstieg 1920 Präsident des Landesfinanzamts Kassel geworden, dann preußischer Finanzminister und schließlich Präsident des Reichsrechnungshofs, also „Reichssparkommissar“, der rigorose Verwaltungsreformen durchzusetzen hatte. Auch nach 1933 blieb er nach einer Unterredung mit Hitler in seinem Amt und behielt seine Position sogar über die Altersgrenze hinaus bis 1938. Cohn hatte von Saemisch das Grundstück für seine Villa erhalten (Abb. 10), aus Nachbarn wurden bald Freunde. Während des Ersten Weltkriegs hatte Cohn von Saemisch *vielen Erschreckende über den Kaiser und seine Umgebung* erfahren.<sup>53</sup> Cohn gibt in seinem Tagebuch das an diesem Augustabend geführte Gespräch wieder, in dem es über einen eventuellen russischen Präventivkrieg ging:

---

<sup>47</sup> JONAS COHN: Tagebücher, In tenebris lux, S. 64.

<sup>48</sup> GOTTSCHALK (wie Anm. 33), S. 187.

<sup>49</sup> BERND MARTIN: Die Entlassung der jüdischen Lehrkräfte an der Freiburger Universität und die Bemühungen um ihre Wiedereingliederung nach 1945, in: Freiburger Universitätsblätter 129 (1995), S. 7-46, hier S. 17.

<sup>50</sup> JONAS COHN: Tagebücher, „Ephemerides“, S. 205f.

<sup>51</sup> JONAS COHN: Varia II, S. 36.

<sup>52</sup> Ebd., S. 28.

<sup>53</sup> Ebd., S. 130.



Abb. 9 Friedrich Ernst Moritz Saemisch (rechts), Aufnahme von 1930 (Bundesarchiv, 102-09016/CC-BY-SA 3.0).



Abb. 10 Die Lage der benachbarten Villen von Friedrich Ernst Moritz Saemisch und Jonas Cohn in Günterstal (Archiv Flamm).

*Stepun berichtete, unter Russen und Franzosen herrsche der Glaube, dass von Deutschland, Polen, Österreich und Japan ein konzentrischer Angriff auf Russland vorbereitet werde, daher der Gedanke eines russischen Präventivkrieges. Saemisch bestritt entschieden eine solche Absicht Deutschlands. Warum dann, so Stepun, kein deutsch-russisches Abkommen? Saemisch: „Weil der Führer jede Zusammenarbeit mit den Bolschewisten ablehnt. Dies und damit zusammenhängend der Antisemitismus ist sein Credo, das er nicht angreifen, nicht einmal diskutieren lässt“.<sup>54</sup>*

1937 beschloss das „Pentathlon“, dass ein Weiterbestehen mit jüdischen Mitgliedern nicht möglich sei. Spemann und Gurlitt erklärten nunmehr, einem Kreis, an dem Cohn nicht teilnehmen könne, wollten auch sie nicht mehr angehören, daraufhin löste sich das „Pentathlon“ auf.

In einem Tagebucheintrag vom März 1938 notiert Jonas Cohn: *Hitler gliedert Österreich an. Das für mich Traurigste dabei, dass ich über ein Ereignis traurig bin, über das ich mich unter anderen Umständen so herzlich gefreut hätte.*

1938 erhielt Hans Gottschalk eine Anstellung in Birmingham. Jonas und Elise Cohn beabsichtigten zu diesem Zeitpunkt noch immer, in der Heimat zu bleiben. Einen Teil des Hauses wollten sie möbliert vermieten. Am Tag der „(Reichs-)Kristallnacht“ (9./10. November 1938) wurde Cohn zweimal auf das Bezirksamt bestellt, ein drittes Mal blieb ihm wegen seines Alters erspart. Als das Ehepaar sich daraufhin einige Tage lang im Pilgerheim auf dem Lindenberg erholen wollte, mussten sie zurückkehren, weil die dortigen Schwestern keine „nicht-arischen“ Gäste mehr aufnehmen durften. Jetzt fiel ohne weiteres Zögern der Entschluss, der Einladung

<sup>54</sup> JONAS COHN: Tagebücher, Klarheit aus der Fülle, S. 256f.

Hans Gottschalks zu folgen und nach England zu kommen. Im Rückblick auf das Jahr 1939 schrieb Jonas Cohn: *Die ersten Monate des Jahres verbrachten wir noch in unserem Haus in Günterstal – aber in sehr veränderten Umständen. Bei den Vorbereitungen zur Abreise waren alle Beamten in Freiburg und Karlsruhe so freundlich und entgegenkommend, wie die harten Gesetze es erlaubten. Und Cohn schrieb im Rückblick auf die Abreise am 28. März: Haus und Garten, die wir gebaut, gepflanzt, gepflegt, durch Opfer in schweren Jahren uns erhalten, wurden uns fremd. Ich hätte nie gedacht, dass ich mich darauf freuen könnte, diese Treppen, diese vertrauten Wege ein letztes Mal zu gehen – und doch war es so.*<sup>55</sup>

Nach der Abreise am 28. März zählte Cohn die Freunde auf, die *uns den Abschied durch ihre Treue zugleich schwer und leicht machten*, darunter Spemann, *wahr und echt wie immer*<sup>56</sup>, Engelbert Krebs, Gertrud Luckner, *die uns öfter abends besuchte – die gute, hilfreiche katholische Quäkerin*<sup>57</sup>, und die Familie Saemisch, die *am Morgen der Abfahrt ins Exil vor der Tür stand. Saemischs letzte Worte: Jetzt trauern wir, dass Sie abreisen, aber ich fürchte, wir werden Sie noch beneiden.*<sup>58</sup>

Von 1939 bis 1947 lebte das Ehepaar Cohn in Bournville-Birmingham (England), wo Cohn noch sein die „Wertwissenschaft“ ergänzendes Buch mit dem Titel „Wirklichkeit als Aufgabe“ (1940) und eine Ethik mit dem Titel „Selbstüberschreitung“ (1943) ohne Aussicht auf eine Veröffentlichung verfasste und Vorträge hielt. 1940 erhielt Cohn die Nachricht, sein Bruder Richard Leo Philipp sei in der Klinik Grafeneck verstorben. Was Cohn nicht wissen konnte: In Grafeneck wurden kein Patienten behandelt, die „Klinik“ diente ausschließlich der „Euthanasie“. Die in Deutschland gebliebene Ziehtochter Elli wurde in das nördlich der Pyrenäen gelegene Konzentrationslager Gurs transportiert und überlebte im Versteck bei einer französischen Familie. Die Bombardierung Freiburgs bezeichnete Cohn als einen kaum zu rechtfertigenden, zwar begreiflichen, aber nicht zu verteidigenden Racheakt der Alliierten für Hitlers Befehl, Widerstand bis zum Untergang zu leisten.<sup>59</sup> Am Ende des Jahres 1945 erfuhr Cohn vom Tod Moritz Saemischs und nennt den Freund einen entschiedenen Feind des Nazismus, der aber *die ganze dämonische Ruchlosigkeit [...] Hitlers – wie die meisten anderen, auch ich – zu spät erkannt und mit Erschrecken wahrgenommen [hat], dass Hitler Krieg wollte und vorbereitete*. Ein Jahr später erhielt Cohn auch die Nachricht vom Tod Spemanns; er hatte gehofft, mit ihm noch einmal *zeitliche und ewige Fragen* besprechen zu können.

Im Mai 1946 wandte sich Cohns einstiger Schüler Jürgen von Kempksi an den Rektor der Universität (Constantin von Dietze) mit der Frage, *ob es angemessen wäre, Prof. Cohn dadurch zu ehren, dass er von der Universität und anderen Stellen, die dabei mitzuwirken haben, zum Ordinarius ernannt und als solcher in Anbetracht seines hohen Alters emeritiert wird*. Ein halbes Jahr darauf erhält von Kempksi vom damaligen Dekan der Philosophischen Fakultät Robert Heiß die Antwort: *Ihre Darstellung der Sachlage entspricht wohl nach den Akten und vor allem nach den Mitteilungen von Fakultätsmitgliedern [= Gerhard Ritter?] nicht ganz den Tatsachen.*

---

<sup>55</sup> COHN (wie Anm. 51), S. 65.

<sup>56</sup> Spemann hatte auch dem wie Cohn zwangspensionierten Mathematiker Alfred Loewy seine Freundschaft bewahrt, siehe HUGO OTT: Laubhüttenfest 1940. Warum Therese Loewy einsam sterben mußte, Freiburg 1994.

<sup>57</sup> COHN (wie Anm. 51), S. 65ff.

<sup>58</sup> Ebd., S. 131.

<sup>59</sup> Ebd., S. 126.

Und seine Emeritierung als Ordinarius sei *vor allem ein finanzielles Problem*.<sup>60</sup> Jonas Cohn verstarb am 12. Januar 1947 im Alter von 76 Jahren, wenige Wochen vor der geplanten Rückkehr nach Günterstal. Obwohl Hans Gottschalk den damaligen Rektor von Dietze vom Tod seines Vaters benachrichtigte und ein Kondolenzschreiben von Dietzes erhielt, vermerkt noch im Jahr 1950 die (von der Westdeutschen Rektorenkonferenz angeforderte) Liste der im „Dritten Reich“ aus dem Amt verdrängten Universitätslehrer zu Jonas Cohn *In USA 1945 verstorben* und kennzeichnet damit das damalige Desinteresse der Universität am Schicksal Cohns.<sup>61</sup> Elise Cohn kam 1948 in die alte Heimat zurück. Es bedurfte jedoch eines Restitutionsverfahrens, um wieder in den Besitz ihres Hauses zu gelangen, das der nationalsozialistische Staat dem höchstdekorierten Jagdflieger Hermann Graf zum Geschenk gemacht hatte. Elise Cohn, die anfangs der 1930er-Jahre selbst publizistisch tätig war,<sup>62</sup> zog allerdings nicht mehr in die Villa in der Reutestraße, sondern wohnte bis zu ihrem Tod 1953 im Haus Dorfstr. 3 in Günterstal. Hans Gottschalk lehrte ab 1947 an der Universität Wien und wurde dort Professor für Arabistik und Islamkunde. Er verstarb 1981 in Salzburg.<sup>63</sup>

Jonas Cohn ist in den neueren philosophiegeschichtlichen Werken (im Gegensatz zu Hermann Cohen, dem Neukantianer der Marburger Richtung) nur noch ausnahmsweise erwähnt.<sup>64</sup> In Freiburg verzeichnen ihn die Aufsätze über das Rektorat Heideggers und die Geschichte der Philosophischen Fakultät;<sup>65</sup> das Mahnmal in der Eingangshalle des KG I nennt seinen Namen, ein ausführliches Kapitel widmet ihm die Internetseite des Psychologischen Instituts in ihrem Überblick über die Institutsgeschichte. Jonas Cohn gehörte nicht zu den überlebensgroßen Gestalten der Freiburger Philosophie. Er übte weder eine Faszination aus wie Heidegger noch hatte er das patriarchalische Charisma Edmund Husserls. Ist Cohns Philosophie nur noch ein Museumsstück der Philosophiegeschichte? Der Schweizer Andreas Urs Sommer (Verfasser u.a. von „Werte. Warum man sie braucht, obwohl es sie nicht gibt“), seit 2016 Professor für Philosophie mit Schwerpunkt Kulturphilosophie in Freiburg, ist da anderer Meinung und nennt Cohn einen potentiell *interessanten, kontroversen Gesprächspartner*. Einen möglichen Anknüpfungspunkt sieht Sommer in Cohns Begriff der „Selbst-Überschreitung“.<sup>66</sup>

Jonas Cohn, sein Schicksal und seine Philosophie sind außerhalb von Fachkreisen in Vergessenheit geraten.<sup>67</sup> Eine Gelegenheit, sich über ihn zu informieren, gab zuletzt die Ausstellung des Augustinermuseums „Im Laboratorium der Moderne. Hölzel und sein Kreis“ (November

---

<sup>60</sup> UAF, B 3/1145.

<sup>61</sup> UAF, B 1/1185.

<sup>62</sup> Unter dem Mädchennamen ihrer Mutter hatte sie nachfolgende Biographie herausgegeben: ELISABETH HAUSMANN: Die Karschin. Friedrichs des Großen Volksdichterin. Ein Leben in Briefen, Frankfurt a.M. 1933.

<sup>63</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Hans\\_Ludwig\\_Gottschalk](https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_Ludwig_Gottschalk) (Stand: 09.11.2018).

<sup>64</sup> So in: HÜGLI/LÜBCKE (wie Anm. 30); KURT WUCHTERL: Bausteine zu einer Geschichte der Philosophie des 20. Jahrhunderts. Von Husserl zu Heidegger, Bern/Stuttgart 1995; Geschichte der Philosophie, Bd. 12: Die Philosophie des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts, hg. von HELMUT HOLZHEY und WOLFGANG RÖD, München 2004.

<sup>65</sup> HUGO OTT: Martin Heidegger als Rektor der Universität Freiburg i. Br. 1933/34, I. Die Übernahme des Rektorats der Universität Freiburg durch Martin Heidegger im April 1933, in: Schau-ins-Land 102 (1983), S. 121-136, hier S. 121, und II. Die Zeit des Rektorats von Martin Heidegger (23. April 1933 bis 23. April 1934), in: Schau-ins-Land 103 (1984), S. 107-130, hier S. 107; WIRBELAUER (wie Anm. 8).

<sup>66</sup> Freundliche Mitteilung von Prof. Sommer.

<sup>67</sup> Als wohl einziger Zeitzeuge kann sich der frühere Ordinarius für Mineralogie Wolfhard Wimmenauer noch an Jonas Cohn erinnern. Als Halbwüchsigen beeindruckte ihn, dass Cohn trotz seiner Behinderung durch eine Beinverkürzung weite Wanderungen unternahm (freundliche Mitteilung von Prof. Wimmenauer).

2017 bis März 2018), in der seine Besprechung der Freiburger Ausstellung 1916 gezeigt wurde, verbunden mit einem Überblick über seine Biographie.<sup>68</sup> Ein „Stolperstein“, wie er zum Gedenken an das Ehepaar Husserl in der Lorettostraße (und an Edmund Husserl vor dem Kollegiengebäude I) verlegt wurde, ist vor der einstigen Villa Cohns in der Reutestraße in Freiburg-Günterstal nicht zu finden.

---

Meinen Dank für ihre Unterstützung schulde ich:  
Dr. Matthias Hambrock, Dr. Christian Hufen, Dr. Dr. Anselm Model, Dr. Ursula Reuter und  
Prof. Dr. Andreas Urs Sommer.

---

<sup>68</sup> Siehe Anm. 13.



# „Weinreisen“ mit Engelbert Krebs

Von  
WERNER HEILAND-JUSTI

## Kurzbiografie zur Person Engelbert Krebs

Der Theologe, Priester und Universitätsprofessor Engelbert Krebs wurde am 4. September 1881 in Freiburg geboren. Er war ein Sohn des Bankiers Eugen Krebs und seiner Frau Jenny, geborene Komp, die seinen Vater während seiner Studienzeit in Aachen kennengelernt hatte. Neben einer großen Zahl Freiburger Verwandter gab es so auch einen niederländischen Familienzweig. In Freiburg ging Engelbert Krebs nicht nur auf das Großherzogliche Gymnasium (heute Berthold-Gymnasium), sondern er studierte hier auch Theologie. Von 1906 bis 1908 war er Kaplan in Oberkirch in der Ortenau. Danach verbrachte er von 1908 bis 1910 eine weitere Studienzeit in Rom im Campo Santo. Mit einer in dieser Zeit angefertigten Arbeit erwarb er in Freiburg zusätzlich den Dokortitel in Theologie, nachdem er bereits 1903 dort zum Dr. phil. promoviert worden war. 1911 erhielt er die *venia legendi* für Scholastik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und übernahm dort 1915 eine a.o. Professur für Dogmatik. 1918 erhielt Krebs den Ruf auf den ersten dogmatischen Lehrstuhl in Freiburg und wurde ordentlicher Professor.<sup>1</sup>

Ungewöhnlich war in der Folgezeit sein Eintreten für die jüdischen Mitbürger und das jüdische Erbe der katholischen Kirche.<sup>2</sup> 1927 unternahm er eine Weltreise, die ihn in die USA sowie nach Japan, China, Korea, Ägypten und Palästina führte. Abschließend besuchte er Papst Pius X. in Rom. Sein Buch „Reise um die Erde“ enthält neben der allgemeinen Reisebeschreibung außergewöhnliche Gedanken zum jüdischen Erbe der Kirche, zur Stellung der Frau in der Gesellschaft und ‚politisch‘ die Idee einer Helvetisierung Europas.<sup>3</sup> Unterwegs gewann er viele Freunde, die ihn später in Freiburg aufsuchten. So war aus einem Freiburger ‚Bobbele‘ ein Kosmopolit geworden.

1928 mietete Krebs ein Leibgeding auf der Klausmatte bei St. Märgen. Er nannte sie seine Klausen und sich selbst Klausner. In der Tat gab es dort früher – an das Kloster St. Märgen angelehnt – eine Nikolaus-Einsiedelei mit einer Kapelle.<sup>4</sup> Diese Nikolaukapelle ließ Engelbert Krebs wieder erstehen. Sie wurde 1931 geweiht und in der Folge rege genutzt.<sup>5</sup> Kinder hatten dort Kommunion und wurden anschließend in der Klausen mit Kakao und Kuchen verwöhnt. Die Klausen wurden auch zum Treffpunkt vor allem der jüngeren Verwandtschaft Engelberts – zum Wandern, Skilaufen und Feiern. Gäste kamen ‚aus aller Herren Länder‘. Zu den Besuchern zählten auch viele Geistliche aus Ostpreußen, Schlesien und der Schweiz sowie sehr oft Ordensfrauen aus dem Kloster St. Lioba in Freiburg-Günterstal, darunter auch Schwester Placida

---

<sup>1</sup> ALBERT JUNGHANNS: Der Freiburger Dogmatiker Engelbert Krebs (1881-1950). Ein Beitrag zur Theologiegeschichte, Diss., Freiburg 1979, S. 12f.

<sup>2</sup> ENGELBERT KREBS: Urkirche und Judentum, Berlin 1926.

<sup>3</sup> ENGELBERT KREBS: Reise um die Erde, Paderborn 1928.

<sup>4</sup> ENGELBERT KREBS: Die beiden Klausmatten des Schwarzwaldklosters St. Märgen, in: Schau-ins-Land 61 (1934), S. 49-52.

<sup>5</sup> Universitätsarchiv Freiburg (UAF), C 126/447, Klausenchronik Bd. III, S. 18.

(1904-1998, eigentlich Eva Laubhardt), eine Jugendfreundin der Philosophin und Frauenrechtlerin Edith Stein (1891-1942).<sup>6</sup>

Die Freiburger Widerstandskämpferin Gertrud Luckner (1900-1995) und Schwester Placida hatten am 2. Juli 1937 ein ‚konspiratives Treffen‘ in der Klausen (Abb. 1).<sup>7</sup> Beide waren an der ‚Fluchthilfe‘ vor allem jüdischer Mitbürger aktiv beteiligt, wurden 1943 verhaftet und in das Konzentrationslager Ravensbrück gebracht.<sup>8</sup> Auch Engelbert Krebs bekam Probleme mit dem Naziregime und wurde von der ‚Geheimen Staatspolizei‘ (Gestapo) überwacht. 1934 wurde Strafantrag gegen ihn wegen folgender, nach dem Röhm-Putsch gemachten Äußerung gestellt: *Wir werden von Räubern, Mördern und Verbrechern regiert*. Das Verfahren wurde zwar 1936 niedergeschlagen, jedoch suspendierte man ihn vom Dienst und er verlor die *venia legendi*. Zugleich erhielt er ein Predigt- und Redeverbot, das ihn aber nicht daran hinderte, am 25. Oktober 1943 in Oedsbach bei Oberkirch vor 1.000 Hörern zu predigen. Bei dieser Rede soll er in Bezug auf die Sowjetunion gesagt haben: *Wir dürfen gegen unsere Feinde kämpfen, aber wir dürfen sie nicht hassen*. Dies brachte ihn erneut in Gefahr. Vor der drohenden Internierung im KZ Dachau blieb er nur aus gesundheitlichen Gründen – vermutlich litt er an Leukämie – verschont. Am 1. März 1944 bezahlte er ein „Sicherheitsgeld“ von 7.500 RM, das bis zum 28. Februar 1947 gesperrt blieb. Ob es je zurückbezahlt wurde?<sup>9</sup>

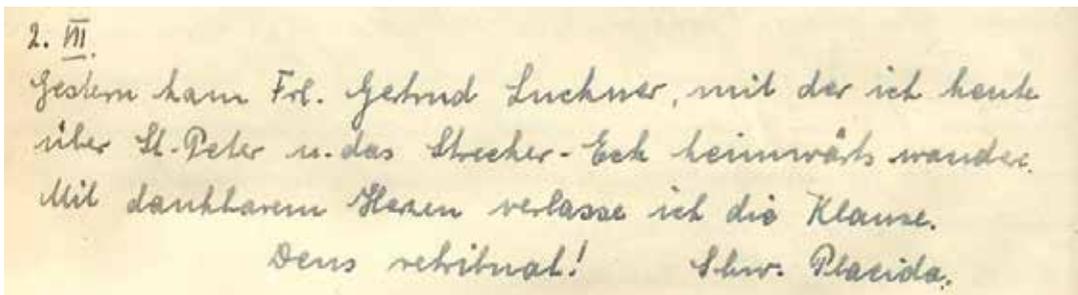


Abb. 1 2. Juli 1937: Treffen von Dr. Gertrud Luckner und Sr. Placida in der Klausen in St. Märgen (Klausenchronik [wie Anm. 7], S. 145).

Nach dem großen Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 zog sich Krebs – es ist die Rede von „Gemütskrankheit“ – völlig zurück. Obwohl er nach dem Krieg rehabilitiert wurde, nahm er seine Lehrtätigkeit nicht wieder auf und wurde auf eigenen Wunsch 1946 emeritiert. Er starb am 29. November 1950 in Freiburg.

Soweit zur Biografie von Engelbert Krebs. Eigentliches Thema soll aber sein Vergnügen am Weingenuss und seine Weinkennerschaft sein. Dass er dem Wein nicht abgeneigt war, zeigt ein ‚Zungenbrecher‘, den er selbst verfasste und am 21. September 1937 in der Klausenchronik niederschrieb:<sup>10</sup>

<sup>6</sup> [https://www.kloster-st-lioba.de/html/edith\\_stein\\_und\\_das\\_kloster\\_st\\_lioba.html](https://www.kloster-st-lioba.de/html/edith_stein_und_das_kloster_st_lioba.html) (25.05.2018).

<sup>7</sup> UAF, C 126/634, Klausenchronik Bd. V, S. 143.

<sup>8</sup> THEODOLINDE KATZENMAIER: Vom KZ ins Kloster, St. Ottilien 1996.

<sup>9</sup> Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), Personalakte Engelbert Krebs.

<sup>10</sup> Klausenchronik (wie Anm. 5), S. 193.

### Zungen=Übung

#### nach dem 2. Liter guten Weins.

Wenn auch kein Main=Wein – wenn nur der Wein mein!

Wenn auch kein Rhein=Wein – wenn nur der Wein rein!

Wenn auch kein Stein=Wein – wenn nur kein Stein im Wein!

Ich kam an den Rheinfluss – da kam mir der Einfall:

O wäre der Rheinfluss – ein Weinfluss – das wäre mein Fall!

## Markgräfler Wein

Beginnen wir die „Weinreise“ mit Weinen aus dem Markgräflerland. Im August 1928 gab es im Hause Krebs zunächst den „Müllheimer Reggenhag“ zu trinken, was Engelberts Neffe Heinz Krebs in der Klausenchronik notierte (Abb. 2). Die dabei anwesenden Vettern waren der Physiker Karl Wirtz (1910-1994)<sup>11</sup> und der Mediziner Hans Wirtz, Söhne von Engelberts Schwester Hildegard und ihrem Gatten Carl Wirtz, Senatspräsident in Köln.<sup>12</sup>

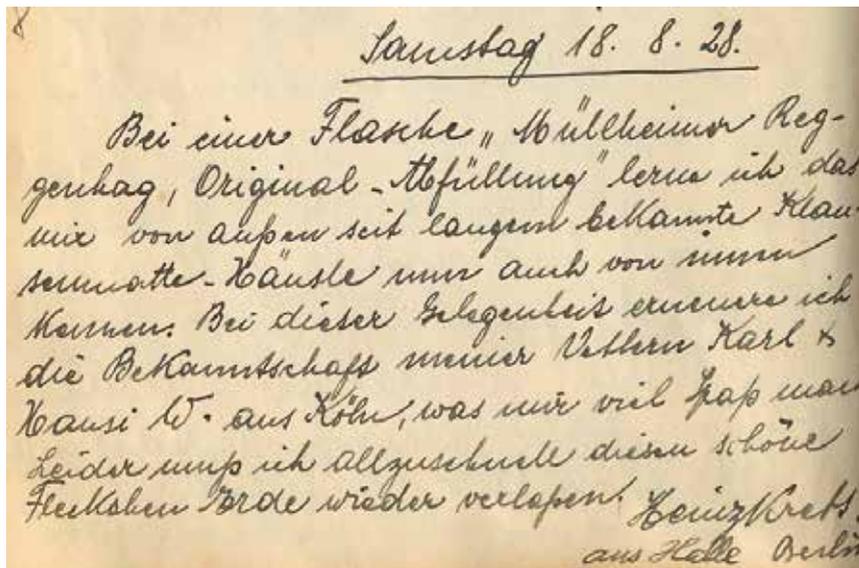


Abb. 2 18. August 1928: Familientreffen in der Klause mit „Müllheimer Reggenhag“ (Klausenchronik [wie Anm. 12], S. 46).

Der nächste Markgräfler Wein wurde bei einer weniger heiteren Gelegenheit ausgeschenkt. Am 28. September 1936 kam Dekan Arthur Allgeier von der Theologischen Fakultät zu Besuch, um mit ihm über Krebs' politischen Prozess zu reden, durch den der Klausner von seinem Lehrstuhl vertrieben werden sollte. Der Dekan war sehr erstaunt, *als er die einzelnen Sumpfbblasen*

<sup>11</sup> ARMIN HERMANN: Karl Wirtz – Leben und Werk. „Eine weit überragende physikalische Begabung“, Stuttgart 2006.

<sup>12</sup> UAF, C 126/635, Klausenchronik Bd. I, S. 46.

kennen lernte, die aus den Gerichtsakten aufstiegen. Aber wir ließen uns in unserer Ruhe nicht stören, tranken Tee mit Rum und dann Wettelbrunner Muskateller. Wie eingangs erwähnt, kam es zwar nicht zu einem Gerichtsverfahren gegen Krebs, jedoch zu seiner Entlassung, was allen Professoren widerfuhr, die zugleich Priester waren. Im selben Jahr wurden auch die letzten noch amtierenden Professoren entlassen, die unter die „Rassengesetze“ fielen, aber bis dahin wegen ihres Frontkämpferstatus verschont blieben.

Der „Wettelbrunner“ – Wettelbrunn ist heute ein Ortsteil von Staufen – kam auch bei anderen ‚harmlosen‘ Gelegenheiten auf den Tisch, so am 28. Dezember 1935 bei einem Stelldichein mit den Kollegen Alfred Wikenhauser (1883-1960, Neutestamentler) und Heinrich Straubinger (1878-1955, Religionsphilosoph), die zur Klausur wanderten und als *Wegzehrung eine Flasche Wettelbrunner Muskateller und Aufschnitt* bekamen,<sup>13</sup> sowie am 2. Januar 1936, als eine Gruppe Freiburger Freunde (Marbe, Rosset, Mock) in der Klausur verweilte und Krebs *die Corona mit Tee mit Grog und Wettelbrunner Muskateller ziemlich lang zusammenhielt*.<sup>14</sup> Am 21. Mai 1936 als eine Abordnung der Familie Huetlin-Legerie aus Freiburg anlässlich einer Geburtstagsfeier in die Klausur kam und Gugelhupf und Schokoladenring mitbrachte, stellte der Klausenkeller den Wein: *Für die Damen süßen Taragona, für die Mannen blumigen Wettelbrunner Muskateller*.<sup>15</sup> Auch dem St. Märgener Kaplan, der am 4. September 1936 bei Krebs zu Gast war, einen Brief überbrachte und mit ihm zusammen Johann Peter Hebel las, wurde besagter Muskateller ‚kredentz‘.<sup>16</sup>

### „Liebfraumilch“ aus Worms

Unsere nächste Weinstation ist Worms mit der berühmten „Liebfraumilch“. Der Anlass, bei dem sie ausgeschenkt wurde, war das Einjährige der Klausur am 19. Mai 1929 (Abb. 3). Die Gäste dabei waren der St. Märgener Pfarrer Siebold, Anna Briefs-Weltmann und Goetz Briefs (Professor für Volkswirtschaftslehre) sowie Mädi (Gabriele), Albert und Alexander Krebs.<sup>17</sup>

„Liebfraumilch“ Stiftswein oder auch Kirchstück wächst auf den alten Weinbergen an der Liebfrauenkirche in Worms. Da der Weinberg ursprünglich von Mönchen bewirtschaftet wurde, geht man davon aus, dass der Name von „Mönch“ über „Minch“ zu „Milch“ abgewandelt wurde. Wahrscheinlicher ist, dass der Name von der mundartlichen Aussage „Des is so sieß wie Milch“ kommt.<sup>18</sup> Dokumentiert ist der Weinanbau in der nördlichen Vorstadt von Worms für 1120/1130.<sup>19</sup> Als der Weinberg im Zuge der Säkularisation 1808 versteigert wurde, erhielt Peter Joseph Valckenberg (1764-1804), seinerzeit Kaufmann und Bürgermeister in Worms, den Zuschlag. Bis heute ist der Weinberg im Besitz der Firma P. J. Valckenberg.<sup>20</sup> Offensichtlich wurde der Name „Liebfraumilch“ nicht geschützt, sodass sehr viele fragwürdige Produkte unter dieser Bezeichnung als Wein auf den Markt kamen.

---

<sup>13</sup> Klausenchronik (wie Anm. 7), S. 28.

<sup>14</sup> Ebd., S. 29.

<sup>15</sup> Ebd., S. 46f.

<sup>16</sup> Ebd., S. 67.

<sup>17</sup> Klausenchronik (wie Anm. 12), S. 109.

<sup>18</sup> PAUL HABERMEHL: Die Stauen des Wormser Liebfrauenstifts von 1521, in: Liebfrauen Worms 1298-1998. 700 Jahre Stift – 100 Jahre Pfarrei, hg. von GEROLD BÖNNEN, BURKARD KEILMANN und JOACHIM SCHALK (Quellen und Abhandlungen zur mittelhessischen Kirchengeschichte 86), Mainz 1998.

<sup>19</sup> GEROLD BÖNNEN: „Die Gründung des Wormser Liebfrauenstifts und seien Beziehungen zur Stadt bis zum Ende des Mittelalters“, in: Liebfrauen Worms (wie Anm. 18), S. 17-39, hier S. 22, Fußnote 19.

<sup>20</sup> FRIEDRICH MARIA ILLERT: Liebfraumilch. Aus der Geschichte eines berühmten Weines. Eine Auslese aus Akten und Büchern, Festschrift zum 175jährigen Jubiläum der Fa. Peter Joseph Valckenberg, Worms 1961.

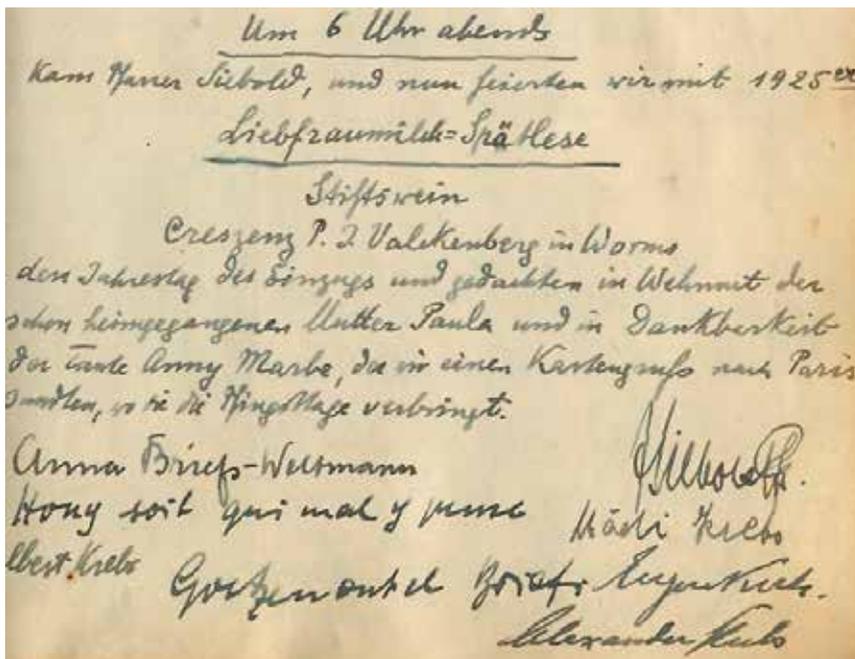


Abb. 3 19. Mai 1929: Abendlicher Freundeskreis mit „Liebfraummilch“  
 (Klausenchronik [wie Anm. 12], S. 109).

Weitere Anlässe, an denen „Liebfraummilch“ im Hause Krebs konsumiert wurde, sind dokumentiert: Ein Abschiedstrunk fröhlicher Art für etwa 25 Gäste – jüngere Verwandte und deren Freunde und Freundinnen – mit *Niersteiner Domtal 1921er Creszenz Valckenberg* und *Liebfraummilch 1921er Auslese Tausendjahrfeier Festtrunk* fand am 28. Februar 1926 statt.<sup>21</sup> Dann ist ein Jahr später im Gästebuch vermerkt: *Am Montag 1. März Abreise für die Fahrt um die Erde Bremen-New York ... [90 Stationen]... Freiburg 18. II, 1927.*<sup>22</sup> Die Reise verlief nach Plan: Am 20. Februar 1927 traf sich eine ähnliche Runde zum Wiedersehenstrunk im Krebschen Haus.

Auch eine Verlobung von Freunden der Familie, nämlich am 31. März 1928 jene von Maria Luise von Baerle-Kriekenbeck mit Karl Theodor Kromer, wurde mit *Liebfraummilch, Kirchstück, feinste Beerenauslese 1915* gefeiert.<sup>23</sup>

Engelbert Krebs wusste das Gute mit dem Nützlichen zu verbinden. Anlässlich des Festes für den seligen Burkhard in Worms am 31. August 1925 nahm er an einer Kellerwanderung und Weinprobe bei Valckenberg teil.<sup>24</sup> Später, im selben Jahr leitete er acht Tage lang Exerzitionen im Marienheim in Boppard für katholische Lehrerinnen. Bei dieser Gelegenheit traf er sich mit seinen Vetter Franz Hubert Aldenhoven und dessen Frau Bärbel in Koblenz an der Moselbrücke zum Frühstück, wobei französischer Champagner und 1911 „Sackträger“ getrunken wurden.<sup>25</sup> Der „Sackträger“ kommt aus Oppenheim/Dienheim in Rheinhessen. Des Weiteren ist zu lesen:

<sup>21</sup> UAF, C 126/444, Gästebuch, S. 45.

<sup>22</sup> Ebd., S. 45.

<sup>23</sup> Ebd., S. 57.

<sup>24</sup> UAF, C 126/29 bis C 126/31, Tagebuch, Eintrag vom 31.08.1925.

<sup>25</sup> Ebd., Eintrag vom 14.09.1925.

Montag 31. Juli 33 ein Abendessen mit letzter Flasche 1921er Liebfraumilch (Creszens Valckenberg Worms) und etlichen Flaschen Rüdeshheimer Berg und etlichen Flaschen 1928er Burkheimer Pfarrgarten vertilgt: 1) Durch die löblichen Herren: Paul Arendt, Dr. Phil et theol Univ. Freiburg und Vetter von Dr. Otto Miller, Ermland, Regens des Priesterseminars Braunsberg; 2) Paul Simon, Dr. Phil, Prof der Philosophie, Prorektor der Univ. Tübingen, jetzt Domprobst von Paderborn (Nachfolger meines lieben toten Freundes Johannes Linneborn); 3) Dom Anselm Strittmatter (natus Patterson, New Jersey), Monarchus Benedictinus Athetral, Forth Augusto (Scotland), Prioratus S. Anselmi, Washington, D.C.<sup>26</sup>

„Oh Mensch im Volksgewuhle, trink Wein vom Kaiserstuhle“

Am 17. Oktober 1928 fuhr Engelbert Krebs nach Burkheim und besuchte seinen Freund Franz Josef Vitt, der dort Pfarrer war.<sup>27</sup> Etwa ein Jahr darauf begann die Tradition des „Burkheimer Pfarrgartens“ als Hauswein in der St. Märgener Klausen, als am 15. September 1929 erstmals besagter Wein an einem fröhlichen Abend zusammen mit Carl Schultheiß (Pfarrer von Oberried), Dr. Josef Dienst (Rechtsanwalt und Syndikus) und dessen Frau Mary, Celine Lausberg, Franz Schmid, Hildegard Marbe und Tante Anni verkostet wurde.<sup>28</sup> Dieser Burkheimer Wein kam öfter auf den Tisch, so auch am 3. November 1929 bei einem Sonntagsmahl (Abb. 4a + b).<sup>29</sup>



Abb. 4a 3. November 1929: Sonntagessen mit jungen Freunden und „Burkheimer Pfarrgarten“, Text und Zeichnung: Engelbert Krebs (Klausenchronik [wie Anm. 28], S. 28).

<sup>26</sup> Gästebuch (wie Anm. 21), S. 99.

<sup>27</sup> Ebd., S. 25.

<sup>28</sup> UAF, C 126/636, Klausenchronik Bd. II, S. 9.

<sup>29</sup> Ebd., S. 28.



Abb. 4b Originaletikett des „Burkheimer Pfarrgarten“, Jahrgang 1928  
(Klausenchronik [wie Anm. 5], S. 95).

Der „Burkheimer Pfarrgarten“ war ein besonderer Tropfen. Das Gewann wird 1701 als *Caplon garten auff die Hundtgassen* genannt.<sup>30</sup> Es gehörte folglich zum Pfarrhaus und wurde zu Engelberts Zeiten von Pfarrer Vitt, den er aus seiner Jugend kannte, bewirtschaftet. Vitt war ein Jahr älter und besuchte am Großherzoglichen Gymnasium bereits die Oberprima, als Engelbert in der Unterprima war (Abb. 5).<sup>31</sup>



Abb. 5 „Weinpfarrer“ Franz Josef Vitt (li.) aus Burkheim und Engelbert Krebs (re.)  
(Klausenchronik [wie Anm. 7], S. 184).

<sup>30</sup> DOROTHEA WENNINGER: Flurnamen im Kaiserstuhl. Eine namenkundliche und sprachgeschichtliche Untersuchung der Vogtsburger Ortsteile Achkarren, Bickensohl, Bischoffingen, Burkheim, Oberbergen, Oberrotweil und Schelingen, Diss., Freiburg 1997, S. 166.

<sup>31</sup> EAF, Personalakte Franz Josef Vitt.

Am 7. August 1931 ‚importierte‘ Krebs gleich 40 Flaschen Messwein (*vinum de vitae*) aus dem Pfarrkeller in Burkheim mitsamt Pfarrer Vitt und Dr. Keuchel, ostpreußischem Subregens des Priesterseminars Braunsberg, in die Klausen. Keuchel gab dazu einen Denkspruch: Wenn Du noch einen Onkel hast/ und er hat gute Weine/ so mach Dich nicht bei ihm verhasst/ sonst trinkt er sie alleine.<sup>32</sup> In der Folge, d.h. konkret am 8. August 1931, erhielt der Wein den Übernamen „der Sakrileg“. Grund war eine Äußerung von Engelberts Schwester Jenny, verheiratete von Berg, als ihr Bruder Adolf sie aufforderte, eine Flasche vom neuen *Messwein* aufzumachen, und sie sagte, *das darf man doch nicht, das wäre ja Sakrileg*.<sup>33</sup> Hierzu passt ein Eintrag in der Chronik von Gerdt Tecklenburg der Hansa-Lloyd Werke, der am 27. September 1931 zu Besuch kam: *Von Bremen ist es ein weiter Weg, Drum stärkt uns hier der Sakrileg*.<sup>34</sup>

Der Burkheimer Pfarrgarten hatte nur eine Fläche von 5 bis 6 Ar und wurde bis etwa 1950 bewirtschaftet.<sup>35</sup> In den 1920er-Jahren lag der Ertrag bei durchschnittlich jährlich 26 bis 36 hl/ha.<sup>36</sup> Mit 30 hl/ha gerechnet, ergab das für Pfarrer Vitt etwa 30 l/Ar bzw. 150 l/Jahr. Engelbert Krebs nahm also mit 40 Flaschen etwa ein Viertel der Jahresernte mit.

Die Pfarrkirche Burkheim war, wie auch Jechtingen und Reute, bis zur Verstaatlichung 1809 im Besitz der Universität Freiburg.<sup>37</sup> Engelbert Krebs handelte mit seinen Weinkäufen sozusagen innerhalb der Tradition. Zuvor dienten die Weinlieferung der Professorenbesoldung: 1717 kamen aus Burkheim beachtliche 86 Saum Wein (1 Saum = 120 l), 1656 erhielt der Rektor alleine 8 Saum.<sup>38</sup> In neuerer Zeit hat die katholische Kirche das Patronatsrecht der Universität durch die Einsetzung von Pfarrverwesern unterlaufen.<sup>39</sup>

Ein Liter Ihringer Rotwein Auslese kam zu Ehren, als am 13. März 1930 nach einem Unfall des Klausners mit seinem Auto (*Opel*), das vom verschneiten Weg abrutschte und mit Hilfe vieler Nachbarn und einem Pferd wieder auf die Räder kam, diese Rettung in der „Krone“ in St. Märgen gefeiert wurde. Zum Wein gab es noch eine Platte Speck (Abb. 6).<sup>40</sup>

Ein Wein besonderer Art ist zweifelsohne der „Oberrotweiler Eichberg“ (Abb. 7). Zur Fasnet am 7. Februar 1932 konnte Krebs in der Klausen Jenny und Ada von Gleichenstein, Viktor Franz von Gleichenstein mit seiner Verlobten Teta Krebs (Nichte des Engelbert) und Gebhard von Stotzingen willkommen heißen, die vorgenannten eigenen Wein mitbrachten. Der Eichberg ist ein altes Gewann, das noch heute (2017) vom Weingut Freiherr von Gleichenstein bewirtschaftet wird.<sup>41</sup> Mit dem Eichberg ist leider auch ein Unglück verbunden: 1844 wurde am steinigen oberen Gelände des Bergs gesprengt, wobei vier Tagelöhner den Tod fanden.<sup>42</sup>

---

<sup>32</sup> Klausenchronik (wie Anm. 5), S. 18.

<sup>33</sup> Klausenchronik (wie Anm. 5), S. 41.

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Mitteilung von Franz Ernst, Ortsvorsteher von Burkheim, vom Juli 2017.

<sup>36</sup> 1200 Jahre Burkheim. 762-1962, hg. von der Stadtverwaltung und der Winzergenossenschaft Burkheim, Burkheim 1963, S. 18.

<sup>37</sup> ULRICH RAINER: Die breisgauischen Pfarreien der Universität Freiburg/Br. vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zur Verstaatlichung der Universität in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Pfarreien Burkheim, Jechtingen und Reute), masch., Freiburg 1965, S. 60f.

<sup>38</sup> Ebd., S. 60.

<sup>39</sup> Mitteilung von Volker Schupp im Oktober 2017. Prof. Schupp war von 1983 bis 1987 Rektor der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

<sup>40</sup> Klausenchronik (wie Anm. 28), S. 50.

<sup>41</sup> WENNINGER (wie Anm. 30), S. 257: um 1280, 3: *3 J am eichoberge*; 1341, *am eichaberg*.

<sup>42</sup> GÜNTER SCHRUFFT: Die Geschichte der Veredelung des Weinbaus auf Vulkanböden im Kaiserstuhl/Baden (Schriften zur Weingeschichte 186), Wiesbaden 2015, S. 101.



Vater Beza hatte eine Wunde;  
die wurde am linken Vorder-  
rad unter den Rahmen ge-  
stemmt und mit Holzklöppeln  
verankert,

Vater Wilhelm Hog aber band  
einen Strick von der Hinterachse  
über den Wagenkasten um das  
Opel herum und gab ihm den

Großmutter Braun, der Frau Hog, Frau

Beza und Magda Jörger zum Halten,  
er selbst aber stieß einen Baum unter die Hinterachse und hob mit Riesenkraft  
Das Opel wieder auf den Weg hinauf

Wer macht nach? Jetzt verlor ich das arme Tierlein sein Selbstvertrauen. Die  
spannten das Pferd mit Ketten vorne dran, Hog hielt den Wagen am Strick  
damit er auf dem schiefen Weg nicht nochmal abrutsche, ich saß im Wagen  
am Steuer, und so ging es in die Senke zwischen H. Mörzgen und Klausenmühle  
und dann - zog die Gaul den Wagen den steilen Berg hinauf ins Dorf.

Vor der Krone

weil das Opel sein Selbstvertrauen wieder, lustig liess es den Motor  
laufen und fuhr aus eigener Kraft mit raschelnder Schneekette in den  
Gasthof des Kronenwirts

In der Krone aber

sopfen sich der Lebensretter, der Lebensgerthete und der Knecht Albert  
zu einem Liber Roku, Ihringer Auslass, und einer großen Platte  
mit Speck zusammen und lobten Gott für die Vollendung des Rettungsplans

Seit 3 Tagen schneit's - und zwar schneite es am 11. und 12.  
März oftmals vom blauen Himmel herunter und die Sonne  
sahen hell herein. O ihr wunderlichen vierzig Ritter 1930! - Und  
heute schneit im dicken Nebel. Wenn das vierzig Tage so fort geht,  
dann kann nett werden in der Klause.

Donnerstag 13. März 1930

E. Krebs

Abb. 6 13. März 1930: Autounfall und Rettung werden mit Ihringer Rotwein gefeiert,  
Text und Zeichnung: Engelbert Krebs (Klausenchronik [wie Anm. 5], S. 50).



Abb. 7 Originaletikett der „Eichberger Weißherbst Spätlese“ (Klausenchronik [wie Anm. 5], S. 95).

In seinem *Gaestebuch* berichtet Engelbert Krebs von weiteren Fahrten zum Kaiserstuhl, so am 19. April 1936 mit Max Schneider, Günter von Berg und Hubert von Enzberg über Breisach, Sponeck, Litzelberg nach Endingen zum Weingut Bastian. Vermutlich besuchten sie den Maler Hans Adolf Bühler, der sein Atelier in der Burg Sponeck hatte. Bühler hatte sich einerseits dem Nazi-Regime zugewandt, andererseits – und im Widerspruch dazu – noch 1939 den Freiburger Bauunternehmer Heinrich Brenzinger und seine Frau Annemarie, obwohl diese nach damaligen Gesetzen „Mischling 1. Grades“ war, porträtiert. Einige ihrer Verwandten begingen Selbstmord, eine Tante wurde in Ausschwitz ermordet.<sup>43</sup> Brenzinger hatte den Turm der Sponeck wieder hergestellt. Für die Nikolauskapelle in St. Märgen stiftete Brenzinger am 20. April (sic!) 1939 das Kreuz in der Vorhalle.<sup>44</sup> Brenzinger bekam zunehmend wirtschaftliche Schwierigkeiten, da seine Aufträge zurückgingen und er für den sogenannten „Westwall“ Beton ohne Bezahlung liefern musste.<sup>45</sup> Die zweite Kaiserstuhl-Weinfahrt fand am 25. April 1936 und die letzte am 22. Juli 1937 zusammen mit Dr. Keuchel nach Endingen in *Bastian-Neymeyers Keller*<sup>46</sup> statt.<sup>47</sup>

## Weine aus der Pfalz

Neben der bereits zuvor genannten „Liebfraumilch“ aus Worms wurden in der Klausen bei St. Märgen noch andere ‚gute Tropfen‘ aus der Pfalz konsumiert. Ein kleines Festessen mit Pfälzer Wein ist für das Jahr 1928 belegt: Die Teilnehmer am 30. Juni waren das *jüngste Gericht*, ein so

<sup>43</sup> CHRISTINA SOLTANI: *Leben und Werk des Malers Hans Adolf Bühler (1877-1951). Zwischen symbolischer Kunst und völkischer Gesinnung*, Weimar 2016, Nr. 1042/3.

<sup>44</sup> WERNER HEILAND-JUSTI: *Der Selige Engelbert Krebs aus Freiburg im Breisgau*, Freiburg 2016, S. 9.

<sup>45</sup> Mitteilung von Almuth Morgenstern-Bühler vom März 2017.

<sup>46</sup> 2010 brach im Weingut ein Feuer aus, bei dem alle älteren Geschäftsunterlagen verbrannten, sodass eventuelle krebssche Weineinkäufe nicht nachweisbar sind.

<sup>47</sup> *Gästebuch*, (wie Anm. 21), S. 25, 126 und 135.

von Krebs genannter Freundeskreis angehender Juristen. Dazu gehörten seine Nichte Gabriele Krebs, deren Freundin Edith Justi, ihr späterer Ehemann Dr. Kurt Heiland und dessen Freund Dr. Kurt Ermisch. Heiland und Ermisch waren Mitarbeiter des Professors Fritz Pringsheim in Freiburg. Ännele war die seinerzeitige Haushälterin in der Klausen. Der Eintrag stammt von Krebs selbst. Der konsumierte Wein namens „Ruppertsberger“ war vermutlich ein Riesling aus der Pfalz.<sup>48</sup>

Darüber hinaus sind zwei Moselweine aufzuführen: Eine Flasche „Uerziger Pfarrgut“, die am 9. Februar 1932 mit Freunden geleert wurde (Abb. 9), sowie eine Flasche „Graacher Himmelreich“, ein Riesling, den man am 1. Januar 1937 in der Klausen trank. Beide Weine haben aufgrund ihres ‚geistlichen‘ Namens bzw. religiösen Terminus einen Bezug zum Theologen Krebs.



Abb. 8 12.-16. Oktober 1932: Rhein-Mosel-Reise mit Kauf von 47 Flaschen Wein im Priesterseminar (Klausenchronik [wie Anm. 5], S. 181).

<sup>48</sup> Klausenchronik (wie Anm. 12), S. 26.



Abb. 9 Originaletikett des „Uerziger Pfarrgut“ (Klausenchronik [wie Anm. 5], S. 96).

## Ausländische Weine

In Engelbert Krebs Tagebuch<sup>49</sup> finden sich auch einige Einträge mit Weinen ausländischer Provenienz, leider nicht immer mit genauen Angaben: Am 1. September 1923 ist z.B. zu lesen von einem *Abschiedstrunk mit 1834er Wein unter 4 Augen mit Martin Heidegger, der als Ordinarius für Philosophie nach Marburg geht.*<sup>50</sup> Es könnte ein „Steinveltliner“ gewesen sein, weil zu Silvester 1942 Krebs eine Flasche dieses Namens – jedoch Jahrgang 1837 – öffnete.<sup>51</sup> Der Nachgang ist eher bitter: *Mittwoch 24. Juli 1929 Antrittsvorlesung von Heidegger „Was ist Metapsik“ - Ich war bestürzt und erschüttert über den Nihilismus des Denkers, der jetzt Heidegger kennzeichnet, den einstigen katholischen Philosophen.*<sup>52</sup> Später notiert Krebs in seinem Tagebuch (Abb. 10):<sup>53</sup>

*Freitag 11. April 1930 besuchte mich Dr. Edith Stein aus Speyer, Husserls bedeutendste Schülerin und Mitarbeiterin am Phänomenologischen Jahrbuch. Die schlesische Jüdin war in Göttingen Husserls Hörerin und kam mit ihm von dort nach Freiburg. Mit Frau Conrad-Martius, der zweiten bedeutenderen unter Husserls Mitarbeiterinnen, befreundet, teilte sie bald deren katholischierende Neigungen. Tiefere Studien und Gebete führten sie zur Konversion Anfang der 20er Jahre des Jhdts. [1922]. Sie konvertierte im Hause oder wenigstens Pfarrort der Frau Conrad-Martius und diese war,*

<sup>49</sup> Tagebuch (wie Anm. 24).

<sup>50</sup> Ebd.

<sup>51</sup> UAF, C 126/633, Klausenchronik Bd. VI, S. 81.

<sup>52</sup> Tagebuch (wie Anm. 24).

<sup>53</sup> Ebd.

Freitag 11. April 1930

besuchte mich Dr. Edith Stein aus Speyer, Annerls beständ. Schölerin und Mitarbeiterin am Phänomenologischen Jahrbuch. Die schlesische Jüdin war in Jüdischen Hebräerleser und kam mit ihm von Jell nach Freiburg. Mit Frau Conrad-Martius, der zweiten bedeutendsten unter Husserls Mitarbeiterinnen, befreundet, teilte sie bald deren Katholisierung mit. Sie empfing. Tiefere Studien und Selbststudien bei zur Konversion Anfang der 20<sup>er</sup> Jahre des Jhdts. Sie Konvertierte im Hause der verstorbenen Frau Conrad-Martius und dies war, obwohl selbst noch nicht Katholik, ihre Patin bei der Taufe. – Heute ist Frau Conrad-Martius noch immer nicht Katholik, Edith Stein aber dringt immer tiefer in die Schatzkammer unseres Glaubens ein und arbeitet zurzeit an einer deutschen Ausgabe der „Questiones de Veritate“ des hl. Thomas.

– Beim 70. Geburtstag Husserls voriges Jahr besuchte sie diesen wieder und fuhr dann mit Heidegger und einer kleinen Anzahl älterer Husserlschüler zu Heideggers Haus. Sie fand ihn gegenüber früher sehr verändert, voll von arbeitsorganisatorischen Plänen.

Welche entgegengesetzte Schicksale! Edith Stein gewann früh hohes Ansehen im philosophischen Reich. Aber sie wurde klein und demütig und katholisch und tauchte unter in stiller Arbeit im Dominikanerinnenkloster in Speyer. Heidegger begann als Katholik, aber er wurde ungläubig und fiel von der Kirche ab und wurde berühmt und der umworbene Mittelpunkt der heutigen zünftigen Philosophen.

Ähnlich wie Edith Stein ging es Dietrich v. Hildebrandt in München. Benedictus te Pater qui haec magnis et potentibus abscondisti, parvulis autem manifestasti. te Pater plaudet tibi!

Abb. 10 11. April 1930: Eintrag von Engelbert Krebs über den Besuch von Edith Stein in der Klause (Tagebuch [wie Anm. 24]).

obwohl selbst noch nicht katholisch, ihre Patin bei der Taufe. – Heute ist Frau Conrad-Martius noch immer nicht katholisch, Edith Stein aber dringt immer tiefer in die Schatzkammer unseres Glaubens ein und arbeitet zurzeit an einer deutschen Ausgabe der „Questiones de Veritate“ des hl. Thomas. Beim 70. Geburtstag Husserls voriges Jahr besuchte sie diesen wieder und fuhr dann mit Heidegger und einer kleinen Anzahl älterer Husserlschüler zu Heideggers Haus. Sie fand ihn gegenüber früher sehr verändert, voll mit arbeitsorganisatorischen Plänen.

Welche entgegengesetzte Schicksale! Edith Stein gewann früh hohes Ansehen im philosophischen Reich. Aber sie wurde klein und demütig und katholisch und tauchte unter in stiller Arbeit im Dominikanerinnenkloster in Speyer. Heidegger begann als katholischer Philosoph, aber er wurde ungläubig und fiel von der Kirche ab und wurde berühmt und der umworbene Mittelpunkt der heutigen zünftigen Philosophen.

*Ähnlich wie Edith Stein ging es Dietrich von Hildebrand in München. Benedicto te Pater quin haec magnis et potentibus abscondisti, parvulis autem manifestati: Sic Pater placuit tibi!* [„Ich segne dich, Vater, weil du dies den Großen und Mächtigen verborgen hast, den Kleinen aber offenbart hast. So hat es Dir, Vater, gefallen“].

Der katholische Philosoph Dietrich von Hildebrand (1889-1977) wandte sich öffentlich gegen das Naziregime. Er konnte rechtzeitig flüchten, während Edith Stein in Auschwitz ermordet wurde.<sup>54</sup>

Welche Entwicklung: Ab 1913 standen Krebs und der weltbekannte Philosoph Martin Heidegger (1889-1976) in einem freundschaftlichen Verhältnis. Sie diskutierten viel über Krebs' Vorlesungen und Krebs schrieb an Heideggers Eltern wegen dessen geplanter Hochzeit mit einer *Evangelischen*. Das Paar wurde am 21. März 1917 von Krebs in der Universitätskapelle des Freiburger Münsters getraut.<sup>55</sup> Heidegger war vielfach von katholischen Institutionen gefördert worden, was in ihm offensichtlich ein unerträgliches Abhängigkeitsgefühl verursachte und womit sein Abwenden von seinen katholischen Wurzeln erklärt wird.<sup>56</sup> Waren die von Edith Stein erwähnten Pläne ein Hinweis auf die spätere Übernahme des Rektorats der Universität, die wesentlich vom Nationalsozialistischen Studentenbund systematisch unterstützt wurde? Weiterhin plante Heidegger das „Führerprinzip“ für die Universitäten, deren Zustand er als außerordentlich verrottet bezeichnete. Ganz im Sinne der herrschenden Ideologie, dass die Weimarer Republik den Untergang Deutschlands bedeutete.

Ein echter Exot unter den Weinen fand ebenfalls seinen Weg in die Klause: „Cap Coronel Cabernet“ aus Chile. Diesen genoss Krebs am 3. Dezember 1928 zusammen mit Pater Augustinus Graf von Galen OSB (1870-1949), der in Freiburg im Uechtland lebte und ein Bruder des berühmten Clemens August Kardinal Graf von Galen (1878-1946) in Münster/Westfalen war, der sich traute, öffentlich gegen die „Euthanasie-Morde“ der Nazis zu predigen. Pater Augustinus, der in Amerika für die Unionsbestrebungen mit den orientalischen Kirchen arbeitete, hatte Krebs 1926 in New York kennengelernt.<sup>57</sup> Weitere zwei Flaschen „Cap Coronel“ leerte man am 18. September 1937 in St. Märgen in gemischter Gesellschaft.<sup>58</sup>

Leider ist ein Wein mit dem Namen „Cap Coronel Cabernet“ weder im „Großen Johnson“, dem Standardwerk der Weine, Weinbauggebiete und Weinerzeuger, aufgeführt noch im Internet zu finden. Coronel gehört zur Provinz Maule, der südlichsten Weinbauregion Chiles. Dass nördlich von Coronel in der Bucht von Arauca auch heute noch Cabernet angebaut wird, beweist das Weingut „Hacienda Araucano“ der Gebrüder Lurton – laut „Johnson“ ein guter Tropfen.<sup>59</sup>

Aus deutscher Sicht erlangte die Region im Ersten Weltkrieg ‚Berühmtheit‘: Nördlich der Bucht von Arauco fand am 1. November 1914 ein Seegefecht, die „Schlacht von Coronel“ statt, bei der ein deutsches Kreuzergeschwader unter dem Kommando von Vizeadmiral Maximilian Graf von Spee gegen eine englische Flotte siegreich blieb. Nach dem Gefecht entschloss sich die deutsche Seite aufgrund der schlechten Versorgungslage seiner Einheiten zum Durchbruch

---

<sup>54</sup> ALICE VON HILDEBRAND: *The soul of a Lion. Dietrich von Hildebrand. A Biography*, San Francisco 2000.

<sup>55</sup> JUNGHANNS (wie Anm. 1), S. 54f.

<sup>56</sup> HUGO OTT: *Martin Heidegger. A political life*, London 1993, S. 73f.

<sup>57</sup> Gästebuch (wie Anm. 21), S. 85.

<sup>58</sup> Klausenchronik (wie Anm. 7), S. 161.

<sup>59</sup> KREBS (wie Anm. 3), S. 23; HUGH JOHNSON: *Der große Johnson. Die Enzyklopädie der Weine, Weinbauggebiete und Weinerzeuger der Welt*, London 2006, S. 536.

in den Atlantik. Nach der Umrundung Kap Hoorns wollte man Port Stanley auf den Falkland Inseln angreifen und scheiterte kläglich. Das gesamte Geschwader wurde am 8. Dezember 1914 von den Briten versenkt, fast zweitausend deutsche Seeleute fanden den Tod.<sup>60</sup>

Mit einer am 6. August 1933 angefertigten Skizze von Rudolf Großmann (1882-1941), der später von den Nationalsozialisten diffamiert und dessen Kunst als „entartet“ eingestuft wurde, soll die ‚Weinreise‘ enden. Diese zeigt Engelbert Krebs vor der Nikolauskapelle bei der Klause mit einem Krug Wein sitzend (Abb. 11).<sup>61</sup>



Abb. 11 6. August 1933: Engelbert Krebs sitzend vor der Nikolauskapelle bei der Klause, Skizze von Rudolf Großmann (Klausenchronik [wie Anm. 7], S. 9).

<sup>60</sup> ANDREAS LEIPOLD: Die deutsche Seekriegsführung im Pazifik in den Jahren 1914 und 1915 (Quellen und Forschungen zur Südsee, Reihe B: Forschungen 4), Diss., Wiesbaden 2012, S. 351f. und 399f.

<sup>61</sup> Großmann war der Enkel des badischen Hofmalers Wilhelm Dürr und bekannt für seine Porträts berühmter Personen, die er u.a. im „Simplicissimus“ veröffentlichte. HEILAND-JUSTI (wie Anm. 45), S. 65f.; Wikipedia-Artikel „Rudolf Großmann“ (25.05.2018); UAF, C 126/446, Klausenchronik Bd. IV, S. 9.

## Anhang

Tabelle der von Engelbert Krebs im Gästebuch, Tagebuch und Klausenchronik genannten Weine.<sup>62</sup>

Ort	Lage	Sorte	Gebiet
Bernkastel-Kues	Cuëser Rosenberg	Riesling	Mosel
Burkheim (Vogtsburg)	Pfarrgarten	Tokayer	Kaiserstuhl
Cap Coronel	?	Cabernet Weißwein	Chile
Durbach	Klingelberger	Riesling	Ortenau
Graach an der Mosel	Himmelreich	Riesling	Mosel
Ihringen	?	Spätburgunder	Kaiserstuhl
Kröv (Traben- Trarbach)	Cröver Nacktarsch	Riesling	Mosel
Müllheim	Reggenhag	Gutedel	Markgräflerland
Neuenburg	Lorettoberger	Gutedel	Markgräflerland
Nierstein (Rhein-Selz)	Domtal	Riesling	Rheinhessen
Oberrotweil (Vogtsburg)	Eichberg	Weißherbst	Kaiserstuhl
Oestrich-Winkel	„edle 1921er“	Riesling	Rheingau
Oppenheim/Dien- heim (Rhein-Selz)	Sackträger <sup>63</sup>	Riesling	Rheinhessen
Rüdesheim	Schlossberg	Riesling	Rheingau
Ruppertsberg (Deidesheim)	Ruppertsberger	Riesling	Pfalz
Traisental	Wein vom Stein	Grüner Veltliner 1837	Österreich
Ürzig (Bernkastel- Kues)	Uerziger Pfarrgut	Riesling	Mosel
Velletri	Velletri	Rotwein	Italien
Wettelbrunn (Staufen)	Wettelbrunner	Muskateller	Markgräflerland
Worms	Liebfraumilch	Riesling	Rheinhessen

<sup>62</sup> Soweit es möglich war, wurde der Ursprungsort anhand des „Deutschen Weinatlas“ und des „Johnson“ ermittelt. Sehr oft spricht Krebs in seinen Aufzeichnungen nur allgemein von Wein oder von Rotwein, Elsässer Wein, französischer Weißwein, Bordeaux, Frankenweine, Pfalzweine, Tarragona, Neuburger (Neuenburger?) Klosterreben, Neuweierer (Ortenau?) und ohne Angabe von Lage und Jahr.

<sup>63</sup> Von Krebs als Gast in Koblenz verkostet.

# Die Berliner Unternehmerfamilie Zwillingenber auf Urlaub im Hochschwarzwald (I): Hinterzarten im Winter 1936

Von  
PETER JOHANNES WEBER\*

Die in Berlin ansässige Familie Zwillingenber verbrachte seit den 1920er-Jahren ihren Urlaub winters wie sommers mehrheitlich in deutschsprachigen Feriendestinationen, während sie sich in ihrer übrigen Freizeit meist auf ihrem Landgut *Dominium Linde* im Westhavelkreis aufhielt.<sup>1</sup> Zweimal weilte sie zwischen 1933 und 1938 zum Urlaub im Hochschwarzwald auf: vom 23. Januar bis 16. Februar 1936 in Hinterzarten sowie vom 26. Juni bis 21. Juli 1938 in Titisee.<sup>2</sup>

Hermann Hugo Zwillingenber kam am 26. Mai 1885 in Lyck, Masuren (Ostproußen), zur Welt. Nach seinem Abitur in Rastenburg studierte er Rechtswissenschaften und schlug die Richterlaufbahn ein, welche durch seinen Dienst als Frontkämpfer in Frankreich und Flandern 1914 bis 1918 unterbrochen und im Laufe des Jahres 1919 durch seinen Eintritt in den Warenhauskonzern Hermann Tietz beendet wurde. Im Mai 1919 verlobte er sich mit Elise Tietz<sup>3</sup>, der Tochter des Firmengründers Oscar Tietz; die Heirat erfolgte im November 1919. Das Paar hatte zwei Kinder: Lutz Oscar und Helga.<sup>4</sup> Auf Jahresbeginn 1920 wurde er neben seinem Schwiegervater sowie seinen beiden Schwägern Georg und Martin Tietz Mitglied der Konzernleitung. Nach der Machtergreifung drängten Reichsregierung und Gläubigerbanken auf eine Arisierung der Konzernleitung, weswegen Zwillingenber Ende Juli 1933 aus dieser austrat, allerdings noch bis Dezember 1934 in der Firmenverwaltung verblieb. Von Sommer 1933 bis Herbst 1938 führte er ein ausführliches Tagebuch.<sup>5</sup> Bis zur Immigration im Frühjahr 1939 in die Niederlande lebte

---

\* Diesen Beitrag widme ich meiner Großmutter Klara Maria Elisabeth Weber, geborene Straub (1909-1983), deren direkte Vorfahren über ihre Mutter Hedwig Straub, geborene Ketterer (1883-1963), von der „Adler Post“ in Neustadt und dem „Adler“ in Lenzkirch stammten, und die über ihre Urgroßmutter Maria Anna Schindler, geborene Hensler (ca. 1798-1873), von der „Posthalde“ mit der Hinterzartener Hoteliersfamilie Hensler/Riesterer verwandt ist; vgl. MAX WEBER: Bevölkerungsgeschichte im Hochschwarzwald. Quellen und Forschungen aus dem Raum von Lenzkirch, Freiburg 1953, Sp. 156-158.

<sup>1</sup> Zwar mussten sie das Gut, welches sie im Herbst 1919 käuflich erworben hatten, im Frühjahr 1939 verkaufen, aber ihre Kinder erhielten es nach der Wende wieder restituiert. Heute befindet es sich im Eigentum der von beiden Kindern errichteten Zwillingenber-Tietz-Stiftung.

<sup>2</sup> T[agebuch] 08, S. 90-112 und T 13, S. 1-22.

<sup>3</sup> Regina Elise Zwillingenber, geboren 11.04.1896 in München, gestorben 14.08.1986 in Bern.

<sup>4</sup> Lutz Oscar Zwillingenber, geboren 09.12.1925 in Berlin-Charlottenburg, gestorben 25.12.2011 in Bern; Helga Henriette Linde Zwillingenber, geboren 25.02.1930 in Berlin-Dahlem, gestorben 16.01.2013 in Bern.

<sup>5</sup> Die Berliner Tagebücher decken den Zeitraum Juli 1933 bis Anfang November 1938 ab, mit einem Unterbruch von Januar bis Juni 1938, haben einen Umfang von knapp 2.600 Seiten und sind in Kurrentschrift geschrieben. Sie befinden sich derzeit im Besitz der Berner Zwillingenber-Stiftung und wurden vom Autor in deren Auftrag transkribiert. Da nicht bekannt ist, wann, wo und in welcher Form die Tagebücher dereinst publiziert werden sollen, werden jene die Regionalgeschichte des Hochschwarzwaldes tangierenden Textpassagen in diesem und im nächsten Jahrbuch vorab publiziert, um sie so der regionalen Geschichtsforschung zugänglich zu machen. Dieser Beitrag behandelt den Winterurlaub 1936 in Hinterzarten, im kommenden Jahrbuch folgt der Sommerurlaub 1938 in Titisee. Dem Stiftungsrat der Zwillingenber-Stiftung sei an dieser Stelle herzlich für die Erlaubnis gedankt, die Tagebuchpassagen vorab publizieren zu dürfen.

die Familie von den Erträgen seiner Investitionen. Die ersten Kriegsjahre lebten sie dank seines Status als Honorarkonsul von Nicaragua in Rotterdam weitgehend unbehelligt, bis sie im Herbst 1943 verhaftet und in mehreren Internierungslagern festgehalten wurden. Nach einem Gefangenen austausch verbrachten sie die Zeit vom Mai 1944 bis zum Kriegsende in nordafrikanischen Lagern der Alliierten, ehe sie Ende August 1945 in die Niederlande zurückkehren konnten. Im Frühjahr 1964 zog er mit seiner Gattin nach Wabern bei Bern um, wo er am 31. Oktober 1966 verstarb.<sup>6</sup>

### „Hotel Adler“

Waren Zwillenbergs auf Reisen, so logierten sie bevorzugt in Grandhotels wie dem damaligen „Hotel Adler“. Nach etwas mehr als 450 Jahren in Familienbesitz wird dieses heute unter der Bezeichnung „Parkhotel Adler“ von Katja Newman in der 16. Generation geleitet.<sup>7</sup> Als Zwillenbergs zusammen mit Tochter Helga und der Kinderschwester Fräulein Naumann<sup>8</sup> im Frühjahr 1936 dort ihren Winterurlaub verbrachten (Abb. 1), trug die Hoteliersfamilie zwar noch den Namen Riesterer; begründet aber wurde die Hoteldynastie von Michael Hensler. Bald nach 1560 erwarb er das Wirtshaus samt Hofgut<sup>9</sup>, das bis zur Heirat von Florentine Hensler<sup>10</sup> mit Anton Riesterer<sup>11</sup> im Jahre 1878 im Geschlecht Hensler verblieb. Kurz zuvor übernahm sie als einziges Kind der Familie *durch Uebergabe unterm 21. Mai 1878 von ihrer Mutter der Wittve Theresia Hensler geb. Heizmann den gesamten Adlerwirthshof und Mooshof und angefangenen Neubau (Nebenhaus)*.<sup>12</sup> In einem damaligen Reiseführer heißt es: „Adler bei der Kirche; – durch gute Küche, Weine und Betten sowohl als Haltpunkt für die Besteigung des Feldbergs als zur Ville-

---

<sup>6</sup> Eine ausführliche Biografie zu seiner Person wird vom Autor dieses Beitrags vorbereitet: Hermann Hugo Zwillenberg im Lichte seiner Berliner Tagebücher 1933 bis 1938. Darum wird hier auf nähere Quellenangaben zur Person von Zwillenberg verzichtet und auf diese Publikation verwiesen.

<sup>7</sup> Gemeindearchiv Hinterzarten (GAH), Stammbaum Wirthshaus zum Adler in der Zarten. Gemeinde Nr. 4, S. 1; EKKEHARD LIEHL: Geschichte der Hinterzartener Hofgüter (Hinterzartener Schriften 2/1), Konstanz 1997, S. 80. Ob das Original des Stammbaums tatsächlich im GAH aufbewahrt wird, ist dem Autor nicht bekannt, da ihm nur von der Gemeinde beglaubigte Kopien aus dem Archiv des „Parkhotels Adler“ zur Verfügung standen.

<sup>8</sup> Frl. Naumann war die damalige Kinderschwester von Helga und mit Abstrichen von Lutz, der sich parallel zum Urlaub der Familie in Hinterzarten wie schon im Sommer 1935 im Jugenderholungsheim Kohlermann in Bad Dürkheim aufhielt.

<sup>9</sup> LIEHL (wie Anm. 7), S. 80. Noch in den 1990er-Jahren soll die Eigentümerfamilie Riesterer einen Kaufbrief aus dem Jahre 1466 besessen haben, laut dem ein Hensler den „Adlerhof“ samt Realwirtschaft für 1.000 fl erworben haben soll. Leider scheint dieser heute nicht mehr im Besitz der Familie zu sein, sodass über eine Rückdatierung des ununterbrochenen Familienbesitzes bis aufs Jahr 1466 nur spekuliert werden kann; ebd., S. 79.

<sup>10</sup> Maria Florentine Hensler, geboren 18.02.1859, gestorben 26.01.1905, 13.06.1878 Heirat mit Anton Riesterer; GAH (wie Anm. 7), S. 9f.

<sup>11</sup> Anton Riesterer, geboren 11.09.1856 in Burg bei Kirchzarten, gestorben 29.06.1900, Sohn des Posthalters Conrad Riesterer in Burg bei Kirchzarten. Ebd., S. 9; [https://www.myheritage.ch/names/maria\\_batz](https://www.myheritage.ch/names/maria_batz) (24.05.2018). Vom 01.07.1839 bis 31.12.1853 war ein Matthias Riesterer – wohl Großvater oder Großonkel von Anton – Relais-Posthalter in Burg; RAINER BRACK: [Postort] 022 Burg, o. J., S. 5f. (<http://www.arbeitsgemeinschaft-baden.de>; 24.05.2018). Conrad war in Burg Posthalter und Postagent vom 01.01.1854 bis März 1873 und erneut Postagent ab Januar 1876. Ebd., S. 6.

<sup>12</sup> GAH (wie Anm. 7), S. 9.



Abb. 1 Ansichtskarte „Hotel Adler“ im Winter 1932 (Sammlung Weber, Bern).

giatur viel gesucht und empfehlenswerth.“<sup>13</sup> Beim zuvor erwähnten Neubau dürfte es sich um das im Bau befindliche Grundgebäude der späteren Pension gehandelt haben. Als weitsichtiger Unternehmer errichtete Anton Riesterer im Hinblick auf die baldige Eröffnung der Höllentalbahn, die dann im Mai 1887 erfolgen sollte, bereits 1884 neben der projektierten Bahntrasse, welche dort durch sein Grundeigentum führte, das „Gasthaus zum Bahnhof“.<sup>14</sup> Dessen Lage unmittelbar an der neuen Bahnstation und im Zentrum des sich neu zu bildenden Ortskerns sollte ihm künftig einen Teil der Bahnreisenden sichern. Die bereits zur Bahneröffnung neu erschienenen Reiseführer machten zusätzlich Werbung für den Ort und dürften nicht unerheb-

<sup>13</sup> ADOLPH EMMERLING: Der Schwarzwald, der Odenwald, Bodensee und die Rheinebene. Handbuch für Reisende, Heidelberg <sup>3</sup>1868, S. 249. Unter Villegiatur verstand man damals eine Spazierfahrt oder Landpartie, bis hin zum Sommeraufenthalt; Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, Bd. 18, Altenburg <sup>4</sup>1864, S. 590.

<sup>14</sup> Dieses heißt seit den 1920er-Jahren „Hotel Schwarzwaldhof“. Die Aussage, Anton Riesterer habe das Hotel für seinen Sohn Hermann errichtet, ist in keiner Weise nachvollziehbar, da dieser erst mehr als zwei Jahre nach Hotelöffnung zur Welt kam; <https://www.schwarzwaldhof.com/hotel/chronik-hotel-schwarzwaldhof-hinterzarten.html?language=german> (24.05.2018); HANS MAHLER/BERTHOLD RUCH: Die Entwicklung der Hinterzartener Hotelbetriebe, in: EKKEHARD LIEHL: Hinterzarten. Gesicht und Geschichte einer Schwarzwald-Landschaft, Konstanz <sup>3</sup>1986, S. 136-146, hier S. 141f. Vielmehr investierte er das Geld, das er für den 1880 abgebrannten „Mooshof“ erhielt, in dieses Haus; LIEHL (wie Anm. 7), S. 88. Zudem erhielt er für die Bahntrasse, welche mehrheitlich auf seinem Besitz lag, eine nicht unerhebliche Entschädigungssumme, die er in seine beiden Gastronomiebetriebe investieren konnte; JOSEF LAULE/BERNHARD MOHR: Touristisches Angebot, Infrastrukturausbau und Siedlungswachstum, in: Hinterzarten im 20. Jahrhundert. Vom Bauerndorf zum heilklimatischen Kurort (Hinterzartener Schriften 6), Konstanz 2002, S. 159-184, hier S. 162.

lich zum Aufschwung des Fremdenverkehrs beigetragen haben.<sup>15</sup> Mit der Eröffnung des neuen Hotels gegenüber dem Gasthof „Adler“ konnte Anton Riesterer ab dem Jahre 1890 zudem die Nachfrage nach einer ruhigeren Lage bedienen.<sup>16</sup> Außerdem hielt die neue Eisenbahnlinie, was man sich von ihr versprach, denn die Übernachtungszahlen stiegen von 1.200 im Jahre 1867 auf 4.337 im Jahre 1900.<sup>17</sup>

Liest man in der Werbung des heutigen Parkhotels, so findet man dort stets wiederkehrend den Hinweis auf die Kontinuität des Hotels mit einer alten Poststation: „1490 – Mit Gründung der Post kam dem Betrieb eine neue Bestimmung zu: Er wurde zur Poststation und somit ein zentraler Ort für Durchreisende.“<sup>18</sup> 1770 soll die nachmalige Königin von Frankreich Marie Antoinette in der Poststation „Adler“ auf der Durchreise zu Gast gewesen sein; ebenso wie Kaiserin Marie Louise, die 1814 auf ihrer Rückreise von Paris nach Wien dort abgestiegen sein soll.<sup>19</sup> In alten Reiseführern oder Nachschlagewerken findet sich aber nichts darüber, dass der „Adler“ jemals Poststation gewesen wäre oder es in Hinterzarten eine Postexpedition oder Posthaltereie gegeben hätte.<sup>20</sup> Die nächstgelegenen Posthaltereien waren im Westen Steig oder Höllsteig und im Osten Neustadt oder Lenzkirch.<sup>21</sup> Auf den 1. Juli 1839 wurde im Rahmen der Posthaltereiverlegung von Steig nach Höllsteig festgelegt, „daß die Posthaltereie Höllsteig, welcher die Orte Breitnau, Hinterzarten und Steig zur Bestellung von Briefen und Fahrpoststücken zugewiesen sind, mit den Großherzoglichen Postanstalten zu Bonndorf, Donaueschingen, Freiburg, Lenzkirch, Löffingen und Neustadt in einen täglichen Amtspaketenwechsel gesetzt wird.“<sup>22</sup> Damit

---

<sup>15</sup> SIEGFRIED BODENHEIMER: Die Höllenthalbahn. Von Freiburg nach Neustadt, Zürich 1887; ADOLF FRITZ: Die Höllenthalbahn von Freiburg nach Neustadt, Freiburg 1887. Bei BODENHEIMER, S. 41, heißt es: „Hinterzarten (885 m), hauptsächlich wegen seiner hohen Lage als Luftkurort bemerkenswerth und auch wegen der trefflichen Unterkunft und Verpflegung in seinen Gasthäusern zum ‚Adler‘ und zum ‚Rössle‘ von Fremden viel besucht.“

<sup>16</sup> MAHLER/RUCH (wie Anm. 14), S. 137. Bei LEO WOERL (Hg.): Baden in Wort und Bild, zur Reise und zum Studium (Woerls Reisehandbücher), Würzburg 1891, S. 494, heißt es zu Hinterzarten: „Guter Gasthof zum Adler mit Pension“. Auf einer Ansichtskarte, 1898 gelaufen, heißt das spätere Hotel „Nebengebäude zum Adler“; Sammlung Weber, Bern. Auf zwei weiteren Ansichtskarten, beide 1918 gelaufen, wurde das Hotel als Dependance bezeichnet; ebd. So auch in: Geburtstagswünsche ins Hotel „Adler“. „Omi“ Olga Riesterer feiert heute ihr 80. Wiegenfest, in: Badische Zeitung (BZ) vom 20.04.1965, S. 9.

<sup>17</sup> ERNST JÜRGEN SCHRÖDER: Die Entwicklung der touristischen Nachfrage bei sich ändernden Rahmenbedingungen, in: Hinterzartener Schriften 6 (wie Anm. 14), S. 185-197, hier S. 185.

<sup>18</sup> <https://www.parkhoteladler.de/de/hotel/historie/15-bis-18-jahrhundert> (24.05.2018).

<sup>19</sup> Ebd.; <https://www.parkhoteladler.de/files/downloads/Parkhotel-Adler-Speisekarte-Adler-Stuben.pdf> (24.05.2018). LIEHL (wie Anm. 7), S. 69, berichtet, dass Marie Antoinette am 04.05.1770 am „Rössle“ nicht bloß vorbeizog, sondern wegen des Vorspanns dort auch Halt machen musste.

<sup>20</sup> Z. B. bei EMMERLING (wie Anm. 13). Auch im Hof- und Staats-Handbuch des Grossherzogthums Baden 1843, Karlsruhe 1843, S. 108, findet sich unter dem Titel „Posthaltereien“ kein Eintrag zu Hinterzarten.

<sup>21</sup> Nur in den beiden kurzen Perioden 1839-1849 und 1866-1887 befand sich die Poststation beim „Sternen“, ansonsten war sie seit dem 16. Jahrhundert auf der „Posthalde“, die ursprünglich *Posthaus unter der Steig* geheißen hatte. RÜDIGER HITZ: Leben im Hochschwarzwald in badischer Zeit, in: RÜDIGER HITZ/HILLARD VON THIESSEN: Familie, Arbeit und Alltag in Hinterzarten 1600 bis 1900 (Hinterzartener Schriften 3), Konstanz 1998, S. 314-412, hier S. 403. RAINER BRACK: [Postort] 061 Höllsteig, o. J., S. 5f. und 54. Hof- und Staatshandbuch 1843 (wie Anm. 20), S. 108: „Höllsteig: Hr. Fidel Faller, Posthalter.“ und „Lenzkirch: Hr. Isidor Ketterer, Posthalter.“ sowie S. 109 „Neustadt: Hr. Carl Heinr. Ganther, Posthalter.“

<sup>22</sup> Verordnungsblatt der Großherzoglichen Ober-Post-Direction 3 (1839), Nr. 9, S. 47. Die Verordnung Nr. 3860 vom 11.06.1839 ist für die Familie Riesterer auch deswegen von Bedeutung, weil sie daneben auch die Errichtung der Relais-Poststation zu Burg anordnet, auf der Anton Riesterer dereinst aufwachsen wird.

wurde amtlich festgehalten, dass Hinterzarten postalisch vom Höllental aus betreut wird und somit keine eigene Postanstalt oder Posthalterei besitzt. Zudem lag der „Adler“ abseits der Postroute von Freiburg in den Schwarzwald, die über Burg („Brandenburger Hof“), Steig („Posthalde“) oder Höllsteig („Sternen“), Hinterzarten („Rössle“), Altenweg/Titisee („Schwarzer Bären“) nach Neustadt („Adler Post“) führte.<sup>23</sup> Erst kurz vor 1873 wurde im „Adler“ eine Hinterzartener Postagentur eingerichtet,<sup>24</sup> doch bereits 1884 verlegte sie Anton Riesterer von dort in sein neuerrichtetes „Gasthaus zum Bahnhof“<sup>25</sup> – wohl einerseits der zentraleren Lage wegen und andererseits um Postkunden vom „Adler“ fernzuhalten. Dem Irrtum über eine Poststation im „Adler“ könnten Verwechslungen mit benachbarten „Adler“-Wirtschaften, die zudem Posthaltereien waren, zugrunde liegen: auf der Posthalde („Gasthaus Adler unter der Steig“)<sup>26</sup>, in Lenzkirch („Hotel Adler“) und in Neustadt („Hotel Adler Post“)<sup>27</sup>.

Nach Anton Riesterers frühem Tod im Jahre 1900 und jenem seiner Gattin Florentine im Januar 1905, *ererbte (kaufte) [der älteste Sohn Alfred] am 5. Mai 1905 das Hofgut zum Adler in Hinterzarten um Mk. 180.000.*<sup>28</sup> Damals galt im Hochschwarzwald für Höfe das Anerbenrecht, wonach eigentlich Alfreds jüngster Bruder Karl Anton, geboren 17. Januar 1895, erberechtigt gewesen wäre, oder zumindest wegen dessen Minderjährigkeit der jüngere Bruder Hermann Josef, geboren 20. Dezember 1886. Denn in § 6 des Badischen Hofgütergesetzes vom 20. August 1898 hiess es: „In Ermangelung einer letztwilligen Verfügung unterliegt das Hofgut nebst dem zum Nachlaß gehörigen Zubehör den Bestimmungen über das Anerbenrecht.“<sup>29</sup> Aufgrund

<sup>23</sup> Diese Route, in welcher der „Adler“ mit keinem Wort erwähnt wird, ist im Reiseführer von EMMERLING (wie Anm. 13), S. 225-228, gut beschrieben. Im Übrigen war „für die Fahrten der Pferdewagen und Postkutschen [...] das ‚Röble‘ Halte- und Umspannstation“, nicht der „Adler“. MAHLER/RUCH (wie Anm. 14), S. 139.

<sup>24</sup> Im Hof- und Staatshandbuch des Großherzogtums Baden 1868, Karlsruhe 1868, S. 363, wird noch keine Postagentur für Hinterzarten angegeben, sondern erst in jenem von 1873, Karlsruhe 1873, S. 390. Wahrscheinlich hing diese Neuerung mit der Reichsgründung von 1871 und der anschließenden Umorganisation des deutschen Postwesens zusammen.

<sup>25</sup> MAHLER/RUCH (wie Anm. 14), S. 142.

<sup>26</sup> Im Jahre 1652 wurde Christian Hensler, Sohn des gleichnamigen Hinterzartener Zartenwirts (Adlerwirt), durch Heirat Hofbesitzer und damit Posthalter; BRACK (wie Anm. 21), S. 54. Die Posthalterei wurde mit kurzen Ausnahmen (siehe Anm. 21) von diesem Seitenzweig der Familie Hensler betrieben. Das Hofgut „Posthalde“ blieb noch bis ins 20. Jahrhundert in Familienbesitz; ebd., S. 54. Das Gasthaus in der „Posthalde“ wurde regelmäßig als „Adler“ bezeichnet, wie beispielsweise durch Pfarrer Vinzenz Zahn in seiner Hinterzartener Dorfchronik: „Seit 1690 ist dieses Haus eine Poststation, als in welchem Jahr dasselbe den kaiserlichen Adler bekommen haben soll.“ Ebd., S. 67. Mit dem kaiserlichen Adler ist gemeint, dass der Posthalter im Wirtshausschild den habsburgischen Doppeladler führen durfte. Zuletzt wurde im Jahre 1888 Wilhelm Hensler, Wirt auf der „Posthalde“, durch das Kaiserliche Postamt Freiburg als *Adlerwirth* angeschrieben; ebd., S. 62. Auch HITZ (wie Anm. 21), S. 402, spricht von der „Schankwirtschaft zum Adler“ im Hofgut „Posthalde“.

<sup>27</sup> Isidor Ketterer (1791-1859) wurde als Nachfolger seines Schwiegervaters Lorenz Thoma (1747-1825) zweiter Posthalter und Adlerwirt in Lenzkirch und sein Sohn Nikolaus Heinrich (1834-1868) dritter. Für seinen Sohn Engelbert (1823-1887) kaufte er 1849 Posthalterei und Wirtschaft „Adler“ in Neustadt, welche als „Hotel Adler Post“ bis Ende des 20. Jahrhunderts im Familienbesitz verblieb. BERNHARD KÖRNER: Badisches Geschlechterbuch, Bd. 2 (Deutsches Geschlechterbuch 101), Görlitz 1938, S. 394-406 (Ketterer); WEBER (wie Anm. \*), Sp. 105 (Thoma) und 155-158 (Ketterer).

<sup>28</sup> Alfred Friedrich Riesterer, geboren 25.12.1882, gestorben 24.02.1931; GAH (wie Anm. 7), S. 10.

<sup>29</sup> Gemäss Joachim BERNHARD SCHULTIS: Veränderung des Erbrechts im Hofsidlungsgebiet des mittleren Schwarzwaldes, in: Schau-ins-Land 98 (1979), S. 31-40, hier S. 31.

dieses Gesetzes erbte der jüngste Sohn (Minorat) oder ersatzweise die älteste Tochter, wobei die übrigen Erben nicht gänzlich leer ausgingen, sondern ratenweise eine bestimmte Summe als Abfindung erhielten.<sup>30</sup> Da aber Alfred als ältester Bruder erbte, darf davon ausgegangen werden, dass er testamentarisch als Erbe vorgesehen war; der genannte Kaufpreis könnte die Höhe der Abfindung an seine Geschwister widerspiegeln. Kurz darauf, am 30. Mai 1905, heiratete Alfred Olga Vogt aus Altglashütten,<sup>31</sup> welche die Leitung des Gastbetriebs übernahm, während er sich um den Hof mit seiner Viehwirtschaft kümmerte. Olga kannte das Gastgewerbe von klein auf, da sie im „Gasthof Bierhäusle“ in Altglashütten aufwuchs und vor ihrer Heirat im „Feldberger Hof“ und im Solothurner „Hotel Weissenstein“ einen Feinschliff im Hotelleriewesen bekam.<sup>32</sup> Zwischen 1905 und etwa 1910 übernahm Alfreds jüngerer Bruder Hermann das Bahnhofshotel, welches er geerbt hatte und in der Folge zusammen mit seiner Gattin Ida Sutter führte.<sup>33</sup> In diesem Zeitraum hatte Alfred Riesterer einen größeren Finanzierungsbedarf, denn er veräußerte eine Reihe von Grundstücken zwischen dem „Adler“ und dem Bahnhof, auf denen neue, fremdenverkehrsabhängige Geschäfte für Souvenirs, Fotoartikel usw. entstanden.<sup>34</sup> Der erhöhte Geldbedarf dürfte einerseits mit der Auszahlung seiner Geschwister und andererseits mit einer Renovation des Hotels zusammenhängen, denn in diesen Jahren bezeichnete man das Hotel auch als Kurhaus, in dem prächtige Zimmer angeboten wurden.<sup>35</sup> Dies war der Ausgangspunkt für die Umwandlung eines einfachen Hotelbetriebes in ein Grandhotel.

Am 25. Januar 1912 kam es zur Überführung des gesamten Betriebes in das Einzelunternehmen *Gasthof und Pension Adler von Alfred Riesterer in Hinterzarten* unter dem Einzelkaufmann *Alfred Friedrich Riesterer, Gastwirt in Hinterzarten*.<sup>36</sup> Grund dafür dürften die geänderten Voraussetzungen gewesen sein, denn nicht mehr Hofgut mit ausgedehnter Landwirtschaft stand im Vordergrund, sondern Gastronomie mit attraktiven Grundstücken in einer stetig wachsenden Gemeinde. Da das Ehepaar Riesterer bis dahin mit Oskar, Hermann und Hellmut drei Söhne hatte,<sup>37</sup> und damit künftige Erbteilungen schon 1911 abzusehen waren, bot die neue Rechtsform künftig eine leichtere Aufteilung des Erbes unter den Nachkommen bei gleichzeitiger Weiterführung des Betriebes. Wie richtig diese Entscheidung damals war, zeigt

---

<sup>30</sup> Ebd., S. 34f.

<sup>31</sup> Olga Emilie Vogt, geboren 20.04.1885 in Altglashütten, gestorben 01.12.1980 in Hinterzarten; GAH (wie Anm. 7), S. 10; BZ (wie Anm. 16); Liebenswürdige und erfolgreiche Gastronomin. Das Bundesverdienstkreuz für Frau Olga Riesterer, Seniorchefin des Hotels Adler, in: BZ vom 05.09.1968, S. 11; Auskunft von Klaus und Gabriele Trescher vom 22.05.2018.

<sup>32</sup> BZ (wie Anm. 16).

<sup>33</sup> MAHLER/RUCH (wie Anm. 14), S. 142. Ob der Pächter Kaiser, welcher das Hotel bis zur Übernahme durch Hermann Riesterer führte, es schon seit seiner Gründung 1884 leitete, war nicht herauszufinden.

<sup>34</sup> LAULE/MOHR (wie Anm. 14), S. 168. Eine zweite Veräußerungsphase war zwischen 1926 und 1933.

<sup>35</sup> LIEHL (wie Anm. 7), S. 88; LAULE/MOHR (wie Anm. 14), S. 163.

<sup>36</sup> Staatsarchiv Freiburg (StAF), G 540/47, Nr. 56 = Amtsgericht (AG) Neustadt, HRA I-127, S. 281f.

<sup>37</sup> Oskar Emil Riesterer, geboren 29.05.1906 in Hinterzarten, gestorben 02.04.1962 in Hinterzarten, heiratete am 26.03.1936 Margarete Otilie Ahr, geboren 15.11.1907 in Barmen (Rheinland) als Tochter des Bankiers Wilhelm Ahr, gestorben 20.08.1992 in Hinterzarten – Hermann Alfred Riesterer, geboren 02.07.1908 in Hinterzarten, gestorben 02.01.1944 in Paris – Hellmut Waldemar Karl Riesterer, geboren 15.01.1911 in Hinterzarten, gestorben 21.01.1990 in Hinterzarten, 15.01.1940 Heirat mit Lilianne Eva Armleder, geboren 09.02.1911 in Genf, deren Vater Victor das dortige Luxushotel *Le Richemond* gehörte, gestorben 08.06.2004 in Hinterzarten; vgl. GAH (wie Anm. 7), S. 10f.; Auskunft von Klaus und Gabriele Trescher vom 22.05.2018.



Abb. 2 Ansichtskarte mit Luftaufnahme des „Hotels Adler“, entstanden 1928 bis 1931: links der alte Adlergasthof und rechts die Dependance mit vorne der Pension, in der Mitte dem 1922 errichteten Anbau und dahinter dem 1890 eröffneten Hotel (Sammlung Weber, Bern).

die Tatsache, dass die Firma mit einigen Anpassungen bis 2001 Bestand haben sollte.<sup>38</sup> In den vier Jahren des Ersten Weltkrieges leitete Olga Riesterer den Gesamtbetrieb alleine, ebenso nach dem frühen Tod ihres Gatten Alfred am 24. Februar 1931.<sup>39</sup> Dementsprechend kam es am 31. März 1931 zur Anpassung des Firmennamens in *Hotel Adler von Alfred Riesterer in Hinterzarten* unter der Einzelkauffrau *Olga Riesterer Witwe geb. Vogt in Hinterzarten*.<sup>40</sup> Die Änderung des Firmennamens war nur folgerichtig, denn unter ihrer klugen Leitung hatte sich der einfache Gastronomiebetrieb aus Gasthof, Pension und Hotel mit wenig Personal („je eine Bedienung, Serviererin, ein Koch sowie ein Zimmermädchen“) im Jahre 1905 längst zu einem Grandhotel mit über 120 Betten gewandelt.<sup>41</sup> „1922 wurde der rechte Flügel an die Dependance angebaut, 1928 die große Landwirtschaft aufgegeben und die Stallungen zu einer Dorfschenke

<sup>38</sup> Sie wurde als Kommanditgesellschaft (KG) am 12.04.2001 gelöscht. AG Freiburg, HRA 214 N. resp. HRA 320214, Bl. 2r. Der heutige Träger des Parkhotels ist eine GmbH & Co. KG, die nichts mehr mit der damaligen KG zu tun hat. Gleichwohl steht der gesamte Betrieb noch immer im Familienbesitz.

<sup>39</sup> Todesanzeige von Alfred Riesterer, in: Echo vom Hochfirst Nr. 46 vom 25.02.1931; GAH (wie Anm. 7), S. 10.

<sup>40</sup> StAF, G 540/47, Nr. 56 = AG Neustadt, HRA I-127, S. 281f.

<sup>41</sup> BZ (wie Anm. 31). Seit dem Jahre 1926 verfügte der „Adler“ bereits über 120 Betten; LAULE/MOHR (wie Anm. 14), S. 170. Für 1936 sind keine Personalzahlen bekannt, erst wieder für 1968: „92 Angestellte, 22 Köche, 24 Bedienungen und zwölf Zimmermädchen“; BZ (wie Anm. 31). Da das Hotel 1936 bereits ein Grandhotel war und die Ausgaben für Personalkosten gewiss geringer waren, dürfte es nur unerheblich weniger Personal als 1968 gehabt haben.

umgestaltet.<sup>42</sup> Weil nun der Betrieb des „Adlers“ immer mehr auf beiden Seiten der damals noch befahrenen Winterhalderstraße stattfand (Abb. 2), wurde im Jahre 1929 ein unterirdischer Gang unter der Straße errichtet.<sup>43</sup> Seit dem Jahre 1932 gab es Parkplätze für Automobile vor dem Hotel.<sup>44</sup> Zur Finanzierung all dieser Baumaßnahmen gab es eine zweite Veräußerungsphase von Liegenschaften.<sup>45</sup>

In welchen Funktionen ihre drei Söhne mithalfen, ist nicht überliefert; auf jeden Fall sollen die drei sich in der Folge einige Zeit gemeinsam auf Mallorca aufgehalten haben.<sup>46</sup> Spätestens im Winter 1936 waren alle drei wieder im elterlichen Betrieb vereint (Abb. 3), was auch Zwillenberg so notierte: [...] es sind 3 Brüder, junge aber ernst[e] Menschen.<sup>47</sup> Der vorübergehende Abstand zu Hinterzarten hatte auch sein Gutes, denn so konnten neue Ideen in den Hotelbetrieb einfließen. Von Hermann Riesterer ist bekannt, dass er viel in der Welt herumreiste und u. a. auch Brasilien besuchte. Von seinen Auslandsaufenthalten brachte er neben mannigfaltigen Eindrücken auch die meisten der noch bis heute im Hotel vorhandenen Antiquitäten mit. So, wie das Aufstellen von Palmen vor dem Gasthof „Adler“ in den Dreißigerjahren seine Idee war, waren es auch die vielen Bälle, von denen Zwillenberg im Tagebuch berichtete, und Tanztees, die damals zur Unterhaltung der Hotelgäste eingeführt wurden und noch bis Ende des letzten Jahrhunderts zum regelmäßigen Repertoire gehörten.<sup>48</sup> Die Aufteilung der Anlässe scheint klar geregelt zu sein: die vornehmen Bälle im Hotel, die einfacheren Veranstaltungen wie Tanztees am Nachmittag, Tanzabende usw. im Adlerwirthshaus.<sup>49</sup> Auf den 1. Juli 1937 hin wandelte die Mutter das Einzelunternehmen in die *Hotel Adler Alfred Riesterer, Kommanditgesellschaft mit dem Sitze in Hinterzarten* um und beteiligte ihre drei Söhne zu gleichen Teilen, wobei sie die alleinige Geschäftsleitung behielt.<sup>50</sup>



*Abb. 3*  
Olga Riesterer mit ihren Söhnen Oskar und Hellmut in den 1930er-Jahren (Archiv Parkhotel Adler).

<sup>42</sup> BZ (wie Anm. 16). Dieser rechte Flügel ist der heutige Mittelteil und Eingangsbereich des Parkhotels.

<sup>43</sup> MAHLER/RUCH (wie Anm. 14), S. 137f. Am 03.09.1968 teilte der Hinterzartener Bürgermeister Berthold Ruch mit, „daß schon in absehbarer Zeit die Winterhalderstraße, die das Adler-Wirthshaus und das Parkhotel ‚Adler‘ trennt, verlegt werde“; BZ (wie Anm. 31).

<sup>44</sup> Prospekt „Parkhotel Adler“ von 1993.

<sup>45</sup> LAULE/MOHR (wie Anm. 14), S. 168.

<sup>46</sup> Gespräch mit Katja Newman vom 01.05.2018.

<sup>47</sup> T 08, S. 91.

<sup>48</sup> Gespräch mit Katja Newman vom 01.05.2018.

<sup>49</sup> Die unterschiedlichen Veranstaltungsorte kann man sehr gut den Tagebuchauszügen entnehmen (s.u.).

<sup>50</sup> StAF, G 540/47, Nr. 58 = AG Neustadt, HRA III-37, S. 79f. Wurden ihre drei Söhne Kommanditisten mit je 30.000 RM Anteil, blieb sie als persönlich haftende Gesellschafterin (Komplementärin) Geschäftsführerin.

Bald danach soll Hermann Riesterer jedoch ernsthafte Probleme mit den Nationalsozialisten bekommen haben, wobei nicht mehr bekannt ist, ob das wegen seiner Homosexualität geschah oder weil er aus Protest gegen das Regime dreimal eine Hakenkreuzfahne vom Hotel entfernt haben soll.<sup>51</sup> Ein Homosexueller galt unter den Nationalsozialisten als Staatsfeind; 1935 wurde der einschlägige § 175 StGB erheblich verschärft.<sup>52</sup> Legt man das Schicksal des etwa gleichaltrigen Hans Winterhalter aus Hinterzarten zugrunde, so musste er befürchten, irgendwann einmal wegen Unzucht zwischen Männern vor Gericht gestellt und inhaftiert zu werden.<sup>53</sup> Daher wäre es nur allzu verständlich gewesen, wenn sich Hermann Riesterer, nachdem er polizeilich gesucht wurde, der Strafverfolgung durch Flucht entzogen hätte, was zwischen dem Juli 1937 und dem Kriegsausbruch 1939 passiert sein müsste. Er soll sich in Paris vergiftet haben und dort am 2. Januar 1944 gestorben sein.<sup>54</sup> Im Stammbaum heißt es allerdings zu seinem Tod: *an einer Vergiftung im Res. Lazarett Nordbahn in Paris*.<sup>55</sup> Tatsächlich handelt es sich bei diesem Lazarett um das Kriegslazarett Nordbahnhof<sup>56</sup> bzw. das direkt neben dem Gare du Nord gelegene Hôpital Lariboisière, welches als eines von drei Pariser Krankenhäuser während der Besetzung von der Wehrmacht konfisziert wurde.<sup>57</sup> Weil Hermann Riesterer aber in einem Wehrmachtskrankenhaus starb, dürfte er sich kaum als Flüchtling in Paris aufgehalten haben, sondern vielmehr als Wehrmachtsangehöriger.<sup>58</sup> Dazu passt auch der weitere Eintrag im Stammbaum: *Beerdigt auf dem Heldenfriedhof Ivory Paris*<sup>59</sup>, denn nur als Zivilist – noch dazu als Flüchtling vor den Nationalsozialisten – wäre er kaum auf einem Gefallenensfriedhof beerdigt worden. Somit dürfte sich Hermann Riesterer ziemlich sicher als Wehrmachtsangehöriger in Paris aufgehalten haben und dort gestorben sein. Ob der Vergiftung ein Unfall oder ein Suizid zugrunde lag, wird kaum noch

<sup>51</sup> Gespräch mit Katja Newman vom 01.05.2018.

<sup>52</sup> WILLIAM SCHAEFER: Schicksale männlicher Opfer des § 175 StGB in Südbaden 1933-1945, in: Schau-ins-Land 128 (2009), S. 145-170, hier S. 145.

<sup>53</sup> Winterhalter wurde im November 1939 vom Landgericht Freiburg zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, kam im Januar 1940 in ein Strafgefangenenlager, im November 1941 ins KZ Flössenburg und im Oktober 1942 ins KZ Sachsenhausen, wo er am 02.12.1942 verstarb. Die meisten Homosexuellen, die in Sachsenhausen verstarben, wurden in Wahrheit ermordet; ebd., S. 165f.

<sup>54</sup> Gespräch mit Katja Newman vom 01.05.2018; Auskunft von Klaus und Gabriele Trescher vom 22.05.2018.

<sup>55</sup> GAH (wie Anm. 7), S. 10.

<sup>56</sup> In seiner Zentralkarteikarte in der Deutschen Dienststelle (WASt), Berlin, R 1375/010, steht, dass er am 02.01.1944 infolge einer Vergiftung im Kriegslazarett Nordbahnhof in Paris verstorben ist; Auskunft von Petra Derkow, WASt, vom 07.06.2018.

<sup>57</sup> <https://www.parisrevolutionnaire.com/spip.php?article2703> (07.06.2018).

<sup>58</sup> Im Militärarchiv Freiburg gibt es keine Akten zu ihm. Gemäß Auskunft WASt vom 08.06.2018, wäre er als Nichtwehrmachtsangehöriger – selbst als Deutscher – kaum in einem deutschen Kriegslazarett aufgenommen worden, sodass sein Tod dort für seine Wehrmachtsangehörigkeit spricht. Auch in BZ (wie Anm. 31), heißt es, er sei im letzten Krieg gefallen. Ferner steht er auf der Liste der 1939 bis 1945 Gefallenen auf dem Gefallenendenkmal des Friedhofs Hinterzarten; [http://www.denkmalprojekt.org/dkm\\_deutschland/hinterzarten\\_1870-71\\_wklu2\\_bw.htm](http://www.denkmalprojekt.org/dkm_deutschland/hinterzarten_1870-71_wklu2_bw.htm) (08.06.2018). So auch MAHLER/RUCH (wie Anm. 14), S. 139, wobei sie sich im Todesjahr, 1945 statt 1944, irren.

<sup>59</sup> GAH (wie Anm. 7), S. 10. Auf dem Friedhof Hinterzarten erinnert auf dem Grab seiner Eltern und Großeltern eine Platte an ihn: *Zum Gedenken Hermann Riesterer 1908-1944*. „Ivory“ muss eigentlich „Ivry“ heißen, wo es zwei Friedhöfe gibt, den Cimetière Parisien d’Ivry und den Cimetière Communal d’Ivry. Auf Ersterem findet sich kein Hinweis auf ihn; Auskunft von Benoît Gallot vom 11.06.2018, obschon dort deutsche Wehrmachtsangehörige beerdigt worden sein sollen; <https://www.carleton.edu/curricular/FREN/classes/ivry/cimetiere/ivry-cimetieres1.html> (08.06.2018). In Bezug auf Letzteren lagen bis zum Abgabetermin leider keine Angaben vor.

herauszufinden sein.<sup>60</sup> Seine Homosexualität wurde nach außen hin jedenfalls erfolgreich verheimlicht. Auch nach seinem Tod wurde nur familienintern darüber gesprochen,<sup>61</sup> denn in der Gemeinde scheint sie nicht weiter bekannt gewesen zu sein. Währenddessen ließ sich Hellmut beruflich in Barcelona nieder und lebte nach seiner Heirat 1940 für unbestimmte Zeit in Genf, sodass in Hinterzarten vorerst nur noch Olga und ihr ältester Sohn Oskar zurückblieben.<sup>62</sup> Allerdings war Letzterer von 1941 bis 1945 an der Ostfront<sup>63</sup>, sodass seine Mutter wie schon während des Ersten Weltkrieges den Betrieb alleine führen musste. Während des Krieges wurde aus dem „Adler“ wie auch aus dem „Rössle“ und der „Linde“ ein Wehrmachtslazarett. Dies erschwerte zwar einerseits den Hotelbetrieb, andererseits war dadurch gewährleistet, dass die Versorgung weiterhin funktionierte; gleichwohl kam der Fremdenverkehr zum Erliegen.<sup>64</sup> Nach dem Krieg belegten zuerst französische Offiziere den „Adler“, und anschließend war das gesamte Anwesen bis 1948 ein französisches Waisenhaus.<sup>65</sup> 1949 wurde das „Hotel Adler“ wiedereröffnet,<sup>66</sup> wobei Oskar Riesterer neben seiner Mutter am 22. September in die Geschäftsführung der Kommanditgesellschaft aufstieg.<sup>67</sup> Im Frühjahr 1956 erfolgte nach dem großzügigen Ausbau der Parkanlage die Umbenennung in die bis heute gültige Bezeichnung „Parkhotel Adler“.<sup>68</sup>

---

<sup>60</sup> Möglicherweise hatte er in Paris eine gleichgeschlechtliche Beziehung, wegen der er dort strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden sollte und dem er sich durch Suizid entzog. So kämen sein Aufenthalt als Wehrmachtsangehöriger nach gegenwärtigem Aktenstand und sein Selbstmord als verfolgter Homosexueller in der familiären Überlieferung auf einen gemeinsamen Nenner.

<sup>61</sup> Gespräch mit Katja Newman vom 01.05.2018 und Auskunft von Klaus und Gabriele Trescher vom 22.05.2018.

<sup>62</sup> Auskunft von Klaus und Gabriele Trescher vom 22.05.2018.

<sup>63</sup> Ebd. Über ihn gibt es im Militärarchiv Freiburg keine Akten, auch konnte die WAST zu ihm keine Auskunft geben.

<sup>64</sup> LAULE/MOHR (wie Anm. 14), S. 172f. Gespräch mit Katja Newman vom 01.05.2018 und Auskunft von Klaus und Gabriele Trescher vom 22.05.2018.

<sup>65</sup> LAULE/MOHR (wie Anm. 14), S. 173; RUDOLF SCHLEGEL: Vom Verschönerungsverein zur Hinterzartener Tourismus GmbH, in: Hinterzartener Schriften 6 (wie Anm. 14), S. 198-221, hier S. 206. Gespräch mit Katja Newman vom 01.05.2018 und Auskunft von Klaus und Gabriele Trescher vom 22.05.2018.

<sup>66</sup> Gespräch mit Katja Newman vom 01.05.2018 und Auskunft von Klaus und Gabriele Trescher vom 22.05.2018.

<sup>67</sup> StAF, G 540/47, Nr. 58 = AG Neustadt, HRA III-37, S. 79f. Neben der Aufnahme von Oskar als persönlich haftendem Gesellschafter wurde das Erbe des verstorbenen Bruders Hermann zwischen der Mutter und den verbliebenen Brüdern Oskar und Hellmut aufgeteilt.

<sup>68</sup> GAH (wie Anm. 7), S. 11. Die Angabe bei LIEHL (wie Anm. 7), S. 81, das Hotel hieße seit 1956 „Parkhotel Adler“, ist nur bedingt richtig, denn obwohl das Hotel 1956 in „Parkhotel Adler“ umbenannt wurde, erfolgte die Umbenennung der Firma erst am 12.03.1970 in „Park-Hotel Adler A. Riesterer KG“; AG Freiburg, HRA 214 N. resp. HRA 320214, Bl. 1r. Am 09.03.1988 wurde daraus die „Riesterer Vermögensverwaltung KG“, die am 12.10.1999 aufgelöst und am 12.04.2001 gelöscht wurde; AG Freiburg, HRA 214 N. resp. HRA 320214, Bl. 1v-2r. Nachdem der Hotelbetrieb 1993 an die IFA Hotel & Touristik AG verpachtet worden war, wird er seit 1996 wieder von der Familie geführt: zuerst von Dr. Klaus Trescher, geboren 05.01.1941 in Freiburg, und seiner Gattin Gabriele Christine Anneliese, geboren 30.05.1941 in Freiburg als 2. Tochter von Oskar und Margarete Riesterer, dann seit 2000 von deren Tochter Katja Olga Cornelia Newman, geborene Trescher am 22.01.1967 in Freiburg; Prospekt „Parkhotel Adler“ von 1993; Auskunft von Klaus und Gabriele Trescher vom 22.05.2018. Neuer Träger ist seit dem 25.05.1998 die „Parkhotel Adler Verwaltungsgesellschaft mbH & Co. Besitz-KG“, welche über die „Parkhotel Adler Verwaltungsgesellschaft mbH“ als Komplementärin im Besitz der Familie Trescher steht; AG München, HRB 139002 i.V.m. HRA 73339.

Doch schon vor dieser Namensänderung und der heutigen Kategorisierung als Fünf-Sterne-Hotel war das „Hotel Adler“ ein sogenanntes „Grandhotel“. Davon zeugen neben der damals noch eher seltenen Ausstattung vieler Zimmer mit einem eigenen Badezimmer<sup>69</sup> auch viele Namen prominenter Hotelgäste. Leider befindet sich der erste von drei Bänden des Goldenen Buches mit den Einträgen vor dem Krieg nicht mehr im Besitz des Hotels, doch einzelne Gäste daraus sind noch überliefert: Hilda Großherzogin von Baden, William Bishop of Clayton, Prinz Karan of Kapurthala (am 9. August 1934), Auguste Viktoria Königin von Portugal (am 28. November 1936), Adelheid Herzogin von Sachsen-Altenburg, Wilhelm Victor Kronprinz von Preußen und seine Gattin Kronprinzessin Cecilie sowie Georg Herzog von Mecklenburg. Auch die beiden von Zwillingen erwähnten Personen – Friedrich Schmitz, Vorstandsvorsitzender der Rudolph Karstadt AG<sup>70</sup>, und Paul Winkler, Generaldirektor der Wilhelm Winkler AG<sup>71</sup>, – passen in diesen illustren Kreis.<sup>72</sup> Ein solches Haus und eine solche Gästeschar entsprachen ganz dem Gusto der Zwillingen, welche ansonsten in anderen Grandhotels wie dem „Savoy“ in Zürich, dem „Posthotel“ in St. Moritz, dem „Parkhotel“ in Pontresina oder dem „Quellenhof“ in Bad Ragaz abstiegen.

## Freizeitgestaltung in Hinterzarten und Umgebung

Heute ist der Wintersport ein selbstverständlicher Teil des Fremdenverkehrs im Hochschwarzwald, aber bis zum Ersten Weltkrieg beschränkte sich dieser auf den Eislauf, das Rodeln und das Skiwandern.<sup>73</sup> 1923 erhielt Hinterzarten mit der Kirchwaldschanze die erste Sprungschanze, bereits 1924 kam mit der Adlerschanze eine Weitsprungschanze hinzu.<sup>74</sup> Etwa zu dieser Zeit begann hier auch der alpine Skisport, auch wenn er erst in den 1930er-Jahren populär wurde.<sup>75</sup>

---

<sup>69</sup> Das wurde auch von Zwillingen festgehalten: *während ich in unserem Badezimmer badete*; T 08, S. 104.

<sup>70</sup> Friedrich Schmitz, geboren 30.08.1882 in Ahlen (Westfalen), gestorben 29.07.1960 in Essen-Bredeney, 1905 Dr. jur., 1908 Regierungsassessor, 01.10.1912 Austritt aus dem Staatsdienst und Eintritt in die Theodor Althoff KG, 07.01.1913 Heirat mit Maria Althoff in Münster und 1917 Mitinhaber der Theodor Althoff KG. 1920 bis 1928 im Vorstand des Warenhauskonzerns Rudolph Karstadt AG, 1931 bis 1953 Vorstandsvorsitzender des Konzerns, 1953 bis 1960 Aufsichtsratsmitglied; Mitteilung von Udo Schmidt, Karstadt AG, vom 18.05.2018. Todesanzeigen, in: Westdeutsche Allgemeine Zeitung vom 30.07.1960; E-Mail vom Stadtarchiv Essen vom 22.05.2018.

<sup>71</sup> Paul Winkler war Generaldirektor und Mitinhaber der Wilhelm Winkler AG aus Halbau (heute Ilowa in der polnischen Oberlausitz), die dort von 1842 bis 1945 existierte, seit 1922 als AG, und auf mechanische Buntweberei, Färberei und Appretur spezialisiert war. In diesem Zusammenhang dürfte sie mit der Fa. Hermann Tietz zusammengearbeitet haben, was Zwillingen, T 08, S. 98, anspricht. 1941 soll Paul Winkler mit seiner Familie nach Westdeutschland gezogen und 1944 nach Paris geflohen sein. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt. [http://www.albert-gieseler.de/dampf\\_de/firmen5/firmadet50286.shtml](http://www.albert-gieseler.de/dampf_de/firmen5/firmadet50286.shtml); <http://piast-ilowa.futbolowo.pl/news,977862,kompleks-rekreacyjno-sportowy-w-ilowej.html>; [https://dolny-slask.org.pl/562852,Ilowa,Zaklady\\_Tkanin\\_Technicznych\\_Eskord\\_S\\_A.html](https://dolny-slask.org.pl/562852,Ilowa,Zaklady_Tkanin_Technicznych_Eskord_S_A.html) (jeweils 14.05.2018).

<sup>72</sup> Weniger dazugehört haben dürften die NS-Parteigrößen, die im „Adler“ abstiegen. LAULE/MOHR (wie Anm. 14), S. 172.

<sup>73</sup> EKKEHARD LIEHL: Der Hochschwarzwald, in: Breisgau-Hochschwarzwald. Land vom Rhein über den Schwarzwald zur Baar, hg. vom Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, Freiburg <sup>2</sup>1988, S. 471-496, hier S. 490.

<sup>74</sup> LAULE/MOHR (wie Anm. 14), S. 173.

<sup>75</sup> BZ (wie Anm. 16); LIEHL (wie Anm. 73), S. 490.

Rechtzeitig zum Winterurlaub der Zwillenbergs eröffnete Albert Thoma im Winter 1935/36 seine Skischule – eine der ersten im Schwarzwald –,<sup>76</sup> in der Helga Zwillenberg von Herrn Model zwischen dem 4. und 6. Februar ihre ersten Skistunden erhielt (Abb. 4):<sup>77</sup> *Lisl u. Maudi waren heute endlich auf Skiern u. Maudi hatte die erste Stunde bei strahlender Sonne.*<sup>78</sup> *Um 12 Uhr hatte Maudi ihre 2. Skistunden u. machte ihre Sache ganz ausgezeichnet. Sie fuhr schon allein ab u. hatte ein großes Vergnügen am Skilauf.*<sup>79</sup> *Maudi hat wieder eine Stunde beim Lehrer, war aber heute nicht in Form, vielleicht auch übermüdet, vielleicht lag es auch daran, daß der Schnee total abgefahren u. die Bretter zu sehr gewachst waren.*<sup>80</sup>



Abb. 4  
Helga Zwillenberg mit Skilehrer Model,  
4. Februar 1936 (Zwillenberg-Stiftung, Bern).

Neben Wintersport unternahmen Zwillenbergs zahlreiche Wanderungen: *über Erlenbruck nach Bärenthal mit schönem Blick auf den Feldberg,*<sup>81</sup> *im richtigen Matsch nach Titisee,*<sup>82</sup> *in die „Höhe“ über „Briefträgerhäusl[e]“ hinaus,*<sup>83</sup> *trocknen Hauptes, aber naßen Fußes fast 1 Stunde den sonst sehr schönen Thoma-Weg,*<sup>84</sup> *den [...] Weg über „Briefträgerhäusle“ und hatten oben wieder herrliche Sonne,*<sup>85</sup> *im tiefverschneiten Höhenwald oberhalb des „Briefträger Häusel“,*<sup>86</sup> *den Emil Thomaweg bis zum Silberberg, dann zurück über Dorneck nach Löffelschmiede, [...] noch 1 Stunde über Erlenbruck nach dem Hotel,*<sup>87</sup> *mit einem gemieteten Auto auf den Feldberg. Gleich nach der Ankunft [...] zum Bismarckturm,*<sup>88</sup> *und nach Titisee hin u. zurück zu Fuß, immer im herrlichsten Sonnenschein bei wolkenlosem Himmel.*<sup>89</sup> Anscheinend nahmen sie dabei sehr gerne den Weg zum „Briefträgerhäusle“ und darüber hinaus, denn das Häusle wird gleich vier-

<sup>76</sup> LAULE/MOHR (wie Anm. 14), S. 171; SCHLEGEL (wie Anm. 65), S. 206.

<sup>77</sup> Auskunft von Georg Thoma vom 20.06.2018.

<sup>78</sup> T 08, S. 103, 04.02.1936.

<sup>79</sup> Ebd., S. 103, 05.02.1936.

<sup>80</sup> Ebd., S. 104, 06.02.1936.

<sup>81</sup> Ebd., S. 91, 24.01.1936.

<sup>82</sup> Ebd., S. 92, 25.01.1936.

<sup>83</sup> Ebd., S. 94, 28.01.1936.

<sup>84</sup> Ebd., S. 95, 29.01.1936.

<sup>85</sup> Ebd., S. 96, 30.01.1936.

<sup>86</sup> Ebd., S. 101, 03.02.1936.

<sup>87</sup> Ebd., S. 106, 09.02.1936.

<sup>88</sup> Ebd., S. 108, 11.02.1936.

<sup>89</sup> Ebd., S. 110, 12.02.1936.

mal im Tagebuch erwähnt.<sup>90</sup> Sucht man nähere Informationen darüber, so findet man nur etwas bei Liehl<sup>91</sup> und wenig im Internet<sup>92</sup>, sodass kaum Informationen dazu öffentlich zugänglich sind. Unter Häusle versteht man im Vergleich zu Höfen kleinere landwirtschaftliche Anwesen, welche „aus Feld, Stall und eigenem Wald allein eine ganze Familie nicht ernähren können. Die kleine Landwirtschaft mit etwa zwei bis vier Stück Großvieh obliegt hier meist den Frauen; die Männer arbeiten im Staatswald oder gehen – täglich hin- und herpendelnd – einem anderen Gewerbe nach. [...] Sie] tragen im Gegensatz zu den Höfen keine festen, die Generationen überdauernden Namen.“<sup>93</sup> Die Häusle, wovon die ältesten aufs 17., die meisten aber erst aufs 18. Jahrhundert zurückgehen, „entstanden ursprünglich als zum Hof gehörende ‚Berghäusle‘, womit man die Wohnung des für das Vieh verantwortlichen Häuslers im Gebiet des ‚Weidbergs‘ meinte. [...] Die meisten ‚Häusle‘ sind jedoch schon im 18. Jahrhundert ‚eigentümlich‘ und selbstständig geworden.“<sup>94</sup> Das „Briefträgerhäusle“ steht in der Windeck, von wo aus man weiter zum Feldsee, dem „Raimartihof“ oder dem Rinken wandern kann. Es gehörte bis zum Kauf im Jahre 1788 durch den Breitnauer Schuhmacher Johann Schmid zum „Ospelehof“, weshalb es zuerst die Bezeichnung „Schuhhanselhäusle“ erhielt.<sup>95</sup> Das würde zur Jahreszahl 1789 passen, welche über der Haustüre prangt, wenngleich manche Teile des Gebäudes noch etwas älter sein sollen.<sup>96</sup> 1834 wurde es wegen des Müllers Josef Riesterer zum „Mühlesepplenhäusle“ und 1887 nach dem Kauf durch Sigmund Winterhalter zum „Sigmundehäusle“. Obschon dieser von Beruf Briefträger war, gab erst sein Sohn Richard, ebenfalls Briefträger, dem Häusle seinen heutigen Namen.<sup>97</sup>

Neben ihren Wanderungen im Hochschwarzwald machten Zwillenbergs am 2. Februar 1936 einen Sonntagsausflug nach Freiburg. Wie bei den meisten seiner Zugreisen hielt er die genauen Abfahrtszeiten fest: *nach Freiburg mit dem Zug 9<sup>58</sup> u. 6<sup>44</sup> wieder von Freiburg zurück.*<sup>98</sup> In Freiburg fand an diesem Tage die Sammlung für das Winterhilfswerk statt, die zuvor in der Frei-

<sup>90</sup> Ebd., S. 94, 28.01.1936; S. 96, 30.01.1936; S. 101, 03.02.1936; S. 103, 05.02.1936.

<sup>91</sup> EKKEHARD LIEHL: Geschichte der Hinterzartener Hofgüter, Bd. 2: Windeck, Bisten, Alpersbach, Fürsatz. (Hinterzartener Schriften 2/2), Konstanz 2000, S. 52ff.

<sup>92</sup> HELLE TREDE: Die Musik ist sein Hobby, in: BZ vom 09.02.2013. Sucht man dann im Archiv der BZ, so findet man einen weiteren Treffer: DIETER MAURER: In alter Kirche getraut, in: BZ vom 11.12.2011. Gemäß LIEHL (wie Anm. 91), S. 54, soll in der BZ vom 18.01.1959 ein ausführlicher Bericht über Richard Winterhalter, den sogenannten „Post-Richard“, erschienen sein, der aber weder online noch im digitalen BZ-Archiv zugänglich ist.

<sup>93</sup> EKKEHARD LIEHL: Hinterzarten. Gesicht und Geschichte einer Schwarzwald-Landschaft, Konstanz <sup>3</sup>1986, S. 100f.

<sup>94</sup> Ebd., S. 101.

<sup>95</sup> LIEHL (wie Anm. 91), S. 52.

<sup>96</sup> Telefonat mit Robert Winterhalter vom 16.05.2018. Demgegenüber steht die Angabe von Vincenz Zahn, das Häusle sei erst 1796 errichtet worden; Hinterzarten und der Hochschwarzwald vor zwei Jahrhunderten. Die Chronik des Pfarrers Vincenz Zahn, hg. von HERMANN BROMMER (Hinterzartener Schriften 1), Hinterzarten 1993, S. 58. Wäre dem so, dann müssten für den Bau Spolien anderer Gebäude verwendet worden sein.

<sup>97</sup> LIEHL (wie Anm. 91), S. 54. Obschon die nächsten beiden Generationen, erneut ein Richard und dann Robert Winterhalter, nicht mehr als Briefträger, sondern als Waldarbeiter im Staatswald arbeiteten, blieb der Häuslename erhalten. Die kleine Landwirtschaft wurde noch bis ins Jahr 1991 betrieben. Telefonat mit Robert Winterhalter vom 16.05.2018, der zusammen mit seiner Gattin Friedel bis heute dort (Windeck 8, Hinterzarten) wohnt.

<sup>98</sup> T 08, S. 100.

burger Zeitung angekündigt wurde:<sup>99</sup> [...] *ich kaufte mir u. Frl. Naumann eine Ansteckplakette gleich noch am morgen, sonst wäre man dauernd in Freiburg angehalten worden. Das merkte ich, solange ich die Plakette in der Tasche hatte u. nur vorzeigte. Schließlich machte ich sie mir an u. dann erst hatte ich Ruhe.*<sup>100</sup> Neben der Altstadt besichtigten Zwillenbergs das Münster und die Universität, aßen im „Zähringer Hof“ zu Mittag und setzten am Nachmittag ihre Tochter Helga zusammen mit Fräulein Naumann in einer Konditorei ab, um in den „Casino-Lichtspielen“<sup>101</sup> ab 16.20 Uhr zuerst den Olympiafilm „Die Glocke ruft“<sup>102</sup> als Vorfilm und dann den Spielfilm „Traumulus“<sup>103</sup> anzusehen (Abb. 5).

Zwei Ereignisse in Freiburg hob Zwillenberg in seinem Tagebucheintrag besonders hervor: Am Vormittag traf er zu seiner großen Freude auf der Kaiserstraße Geheimrat Dr. Schwörer aus Badenweiler, der ihn während des Sommerurlaubs 1935 in Badenweiler erfolgreich an einem Furunkel am Hals behandelt hatte, und über Mittag sahen sie *einen kleinen Studentenbummel, Studenten in Lilamützen u. gelben Kappen.*<sup>104</sup> Die Verbindungsstudenten mit der violetten Mütze dürften Mitglieder der Katholischen Deutschen Studentenverbindung (KDSStV) Hercynia (gegründet 1873) und jene mit den gelben Kappen Mitglieder der KDSStV Arminia (gegründet 1874) gewesen sein; beides Verbindungen im Cartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen (CV). Das Interessante an der Erwähnung des Studentenbummels in Farben ist, dass dies in Freiburg noch im Frühjahr 1936 möglich war, obschon alle deutschen Studentenverbindungen ab Mai 1935 von den Nationalsozialisten ins Abseits gedrängt wurden. Am 6. Juli gab Reichsjugendführer Baldur von Schirach die Weisung aus, dass Studenten sich entscheiden müssten, ob sie einer Studentenverbindung oder der Hitlerjugend angehören wollten. Bald darauf äußerte er sich sogar dahingehend, dass sie außerhalb der Volksgemeinschaft stünden und Feinde der sozialistischen Nation seien. Im Rahmen einer Besprechung bei Reichskanzler und „Führer“ Adolf Hitler am 15. Juli 1935 wurde festgehalten, dass eine Kor-

---

<sup>99</sup> Deutsches Nachrichtenbüro (DNB): SA, SS, NSKK und Studenten sammeln am 2. Februar, in: Freiburger Zeitung (FZ) vom 01.02.1936, Morgenausgabe, S. 1.

<sup>100</sup> T 08, S. 100.

<sup>101</sup> Dabei handelte es sich um die 1922 gegründeten «Casino-Lichtspiele» in der Belfortstr. 3/Löwenstr. 8; vgl. [http://filmtheater.square7.ch/wiki/index.php?title=Freiburg\\_Casino-Lichtspiele](http://filmtheater.square7.ch/wiki/index.php?title=Freiburg_Casino-Lichtspiele) (15.05.2018).

<sup>102</sup> „Die Glocke ruft“ wurde vom Propaganda-Ausschuss für die Olympischen Spiele (Berlin) 1935 produziert und dauerte 28 Minuten. Seine Uraufführung hatte der Film am 23.01.1936 im Berliner Ufa-Palast, nach anderer Aussage soll es hingegen in Bremen gewesen sein. „Der Film informierte über frühere Olympische Spiele, zeigte Luftaufnahmen des Reichssportfeldes und gab damit einen guten Einblick in die Vorbereitungen“. KARIN STÖCKEL: Die Arbeit des Organisationskomitees der XI. Olympiade 1936 in Berlin, Hamburg 2008, S. 242; [https://www.filmportal.de/film/die-glocke-ruft\\_ac729b2486d9446aa5f187236f01fc92](https://www.filmportal.de/film/die-glocke-ruft_ac729b2486d9446aa5f187236f01fc92) (15.05.2018).

<sup>103</sup> „Traumulus“ war ein 1935 gedrehter Spielfilm von Carl Froelich mit Emil Jannings in der Hauptrolle, nach dem gleichnamigen Bühnenwerk von Arno Holz und Oskar Jerschke; Filmanzeige in: FZ vom 01.02.1936, Morgenausgabe, S. 6. Eine verschwundene Welt: [Filmkritik] Traumulus, Casino-Lichtspiele, in: FZ vom 29.01.1936, Abendausgabe, S. 3. Die Eheleute Zwillenberg waren regelmäßige Kinogänger, was jeweils unter Angabe der gesehenen Filme in seinem Tagebuch notiert wurde. Auch besaßen sie bis Ende 1934 über die Fa. Hermann Tietz ein Kino in der Münchner Innenstadt. Da „Traumulus“ auf einem Werk des Autors Arno Holz basierte, dürfte der Film für Zwillenberg doppelt interessant gewesen sein, denn er war Subskribent Nr. 21 (von 250) der Holzschen Monumentalausgabe (12 Bände, Berlin 1926). Ob sein Interesse an der Subskription dem Literaten Holz galt oder seinem Landsmann aus Rastenburg, ist hingegen nicht bekannt.

<sup>104</sup> T 08, S. 100.

**Täglich ausverkauft!**  
**Deutsche Uraufführung!**  
 Der große Menschengeizhase  
**Emil Jannings**  
 in einer völlig neuen Rolle in gemeinsamem Wirken  
 mit dem Meister der Regie Carl Freylich. Die Ge-  
 schichte eines Trümers und seines Lieblingschülers

**TRAUMULUS**

Ein Film nach dem gleichnamigen Bühnenwerk von  
 Arno Holz und Oskar Jerschke

„Emil Jannings als Traumulus! Eine Leistung, die  
 seinen Professor Urath im „Blauen Engel“ noch  
 übertrifft. Er legt die Rolle nicht so stark wie damals  
 auf äußere sentimentale Effekte an, sondern vertieft  
 sie, verlagert sie in die seelischen Bezirke“

Der Film erhielt das Zensur-Prädikat „Staats-  
 politisch u. künstlerisch besonders wertvoll“.

Jugendliche über 14 Jahre haben Zutritt

Ehren- und Freikarten ungenüßig

Beginn: Werktags 4.20, 6.40 9 Uhr  
 Sonntags auch 2.10 Uhr 1428

**Casino** -Lichtspiele Ruf 6363

Abb. 5 Anzeige Kinofilm „Traumulus“ (aus: FZ vom  
 01.02.1936, Morgenausgabe, S. 6).

poration keine politische Erziehungszelle sein könne; Hitler wünschte ihnen einen langsamen Tod. Am 13. September sagte Albert Derichsweiler, Bundesführer des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB), auf dem Nürnberger Reichsparteitag, man wäre entweder im Studentenbund und der Bewegung oder in einer Korporation. Ferner wurde beschlossen, dass ab dem 1. November jeder neuimmatrikulierte Student entweder dem NSDStB oder einer Korporation angehören könne. Schirach begrüßte Anfang Oktober die Auflösung der Korporationsverbände mit dem Hinweis, man sei eine deutsche Jugend. Daraufhin beschloss der CV am 27. Oktober auf seiner Versammlung in Würzburg seine Selbstauflösung, während die einzelnen Mitgliedsverbindungen noch etwas länger Bestand hatten. Die Aktivitas der Arminia löste sich im Juni 1936 auf, jene der Hercynia Ende Sommersemester 1936; beide rekonstituierten sich nach dem Zweiten Krieg und sind bis heute in Freiburg aktiv.<sup>105</sup>

<sup>105</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Cartellverband\\_der\\_katholischen\\_deutschen\\_Studentenverbindungen#Nationalsozialismus\\_und\\_Zweiter\\_Weltkrieg](https://de.wikipedia.org/wiki/Cartellverband_der_katholischen_deutschen_Studentenverbindungen#Nationalsozialismus_und_Zweiter_Weltkrieg) (17.05.2018). Zur genauen Entwicklung der schleichenden Auflösung der Studentenverbindungen siehe JÜRGEN HERRLEIN: Die nationalsozialistische „Arierfrage“ in den deutschen Studentenverbindungen am Beispiel der beiden Corpsverbände KSCV und WSC, in: Die Vorträge der 8. Internationalen Studentenhistorikertagung, Basel, 7.-9.10.2016, hg. von der Schweizerischen Vereinigung für Studentengeschichte (Studentica Helvetica. Documenta et Commentarii 32), Bern 2018, S. 133-195, hier S. 156-165. Zur Entwicklung bei den CV-Korporationen siehe PAUL EHINGER: Die Liquidation des Corporationswesens – und ihre Perzeption in der Schweiz, in: Die Vorträge der 75. deutschen Studentenhistorikertagung Bonn 2015, hg. von SEBASTIAN SIGLER (Beiträge zur deutschen Studentengeschichte 33), München 2017, S. 261-294, hier S. 262-271. Zur Situation in Freiburg in den Jahren

Mit keinem Wort erwähnt wurden in seinem Tagebuch die Olympischen Winterspiele von Garmisch-Partenkirchen vom 6. bis 16. Februar 1936 – ganz im Gegensatz zur Kraftfahrzeug-Winterprüfung. Der Deutsche Automobil-Club (DDAC) und seine Gaue waren „angewiesen, ab 1934 gemeinsam mit dem NSKK Pflichtveranstaltungen (Winterfahrt, Orientierungsfahrt, Zuverlässigkeitsfahrt, Berg- oder Geländeprüfung) durchzuführen.“<sup>106</sup> Die Kraftfahrzeug-Winterprüfung vom 3. bis 6. Februar 1936 startete in Bad Harzburg mit 365 Teilnehmern und führte zuerst bis Bayreuth<sup>107</sup>, ging dann nach Heidelberg<sup>108</sup> und endete am 5. Februar in Titisee<sup>109</sup>, wo am letzten Tag noch verschiedene Vorfürhungen und Prüfungen außerhalb der Wertung stattfanden. Zwillenberg notierte dazu tagsüber in sein Tagebuch: *Es sind eine Anzahl Rennwagen hier, die die Zuverlässigkeitsfahrt mit dem Ende Titisee gemacht haben, Reichswehr u. S. A., bei dem Sturmwetter sicher keine Kleinigkeit.*<sup>110</sup> Am Abschlussabend wurde die erfolgreiche Winterprüfung lautstark gefeiert: *Die Leute vom Rennen waren mit einem Teil ihrer Rennwagen hier, die vor dem Hotel parkten. Drüben im Adlerwirtshaus ging es hoch her u. vor 1 Uhr Nachts war ein derartiger Krach auf der Straße, daß das ganze Hotel mobil wurde. Die Leute, die anscheinend viel Alkohol in sich hatten, ließen die Wagen immer anspringen u. manövierten vor dem Hotel in unglaublicher Weise. Ich war wiederholt aufgestanden u. sah mir das Theater an, es waren Wagen mit der Nr V, also Voigtland oder Sachsen.*<sup>111</sup> Bereits am 9. Februar war in der Freiburger Zeitung eine Anzeige der NSU zu lesen, in der sie ihre Krafträder mit den Erfolgen in der Kraftfahrzeug-Winterprüfung bewarben.<sup>112</sup>

---

1933-1939 mit ausführlichen Angaben – u.a. auch zu Hercynia – ist jüngst erschienen: MARTIN DOSSMANN: Freiburgs Schönheit lacht uns wieder ... Die Studentenverbindungen in Freiburg im Breisgau, Hilden 2017, hier S. 182-213. Zur Studentenverbindung Arminia siehe: <http://www.arminia-freiburg.de/arminia/geschichte/> (17.05.2018). Diese Selbstaflösung könnte im Zusammenhang mit dem Erziehungsplan für die studentische Jugend von NSDStB-Führer Albert Derichsweiler vom 27.05.1936 gestanden haben, wonach künftig jeder Student einer Gliederung der Partei angehören müsse. Diese Parteizugehörigkeit schloss aber eine Mitgliedschaft in einer Studentenverbindung aus; HERRLEIN (wie oben), S. 165. Zur Hercynia siehe: [https://de.wikipedia.org/wiki/KDStV\\_Hercynia\\_Freiburg\\_im\\_Breisgau#Erster\\_und\\_Zweiter\\_Weltkrieg](https://de.wikipedia.org/wiki/KDStV_Hercynia_Freiburg_im_Breisgau#Erster_und_Zweiter_Weltkrieg) (17.05.2018). Im Wintersemester 1935/36 gab es bei der Hercynia noch neun Aufnahmen, die letzte am 14.01.1936. Der Verbleib des am 12.04.1936 aufgenommenen stud. theol. Franz Scheyde aus Breslau ist unbekannt. Vom Stiftungsfest im Sommersemester 1936 gibt es noch ein Foto der Teilnehmenden, es wird in den Quellen als das letzte Stiftungsfest vor der Auflösung bezeichnet. Eine Fortsetzung des Verbindungsbetriebs über dieses Semester hinaus scheint es nicht gegeben zu haben. Freundliche Mitteilung von Raymund Brehmenkamp, München, vom 16.11.2018.

<sup>106</sup> DOROTHEE HOCHSTETTER: Motorisierung und „Volksgemeinschaft“. Das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps (NSKK) 1931-1945, München 2005, S. 215. DDAC war die Bezeichnung des ADAC von 1933 bis 1945; ebd., S. 209.

<sup>107</sup> Südwestdeutscher Land-Sport, S. 1, Wochenbeilage der FZ vom 04.02.1936, Morgenausgabe, S. 4.

<sup>108</sup> FZ vom 05.02.1936, Abendausgabe, S. 6, und vom 06.02.1936, Abendausgabe, S. 8.

<sup>109</sup> Die Ergebnisse der Kraftfahrzeug-Winterprüfungsfahrt, in: FZ vom 07.02.1936, Morgenausgabe, S. 6.

<sup>110</sup> T 08, S. 104.

<sup>111</sup> T 08, S. 105.

<sup>112</sup> FZ vom 09.02.1936, Sonntagsausgabe, S. 3.

## Nationalsozialismus in Hinterzarten

Wie die Familie Riesterer zum Nationalsozialismus stand, ist schwierig zu beurteilen. Aufgrund der Probleme, die Hermann wegen seiner Homosexualität mit dem Regime hatte oder hätte haben können, dürfte die Familie dieser Ideologie eher distanziert gegenübergestanden sein. Hierfür spricht auch die Einquartierung der jüdischen Familie Zwillenberg und der freundliche Umgang der Hotelleitung, was auch Zwillenberg am 3. Februar 1936 in seinem Tagebuch festhielt: *Die Form war tadellos u. er [d. i. der junge Riesterer] versicherte immer wieder, er möchte mich nur zufriedenstellen u. seine Mutter habe ihm ausdrücklich angesagt, mich nur ja zufrieden zu stellen.*<sup>113</sup> Diese Einstellung passt zum Bild von Olga Riesterer, welches zu ihrem 80. Geburtstag gezeichnet wurde: „Mit ihrer natürlichen Herzlichkeit kümmert sie sich um ihre Gäste, gleichwohl ob es sich um einfache Besucher oder hohe Häupter handelt. Für alle findet sie das rechte Wort zur rechten Zeit und besitzt damit eine unschätzbare Gabe.“<sup>114</sup> Andererseits stand im Winter 1936 der lokale Stürmerkasten vor dem „Hotel Adler“<sup>115</sup> und zu nationalen Feiertagen wie dem „Tag der nationalen Erhebung“ (30. Januar) wurden Hakenkreuzfahnen gehisst<sup>116</sup>. Das waren aber möglicherweise nur Zugeständnisse, um nach außen hin den Frieden mit dem Regime zu wahren und den Hotelbetrieb ungestört weiterführen zu können.<sup>117</sup> Zwillenberg selbst hatte ein ambivalentes Verhältnis zum damaligen Regime, denn er fühlte sich trotz aller Benachteiligungen jüdischer Mitbürger seit der „Machtergreifung“ weiterhin als patriotischer Deutscher, wie er es in seinem Tagebuch mehrfach festhält. Einem Berliner Unternehmer und NSDAP-Mitglied sagte er zum Beispiel am 11. Juli 1935, *daß ich deutsch bis in die Knochen bin u. solange in Deutschland bleiben werde, bis ich gezwungen werde, Deutschland zu verlassen.*<sup>118</sup> Deshalb war es für ihn auch selbstverständlich, am „Tag der Nationalen Erhebung“ zu Ehren des Tages meine Ordensschleife anzulegen.<sup>119</sup>

---

<sup>113</sup> T 08, S. 101.

<sup>114</sup> BZ (wie Anm. 16). So ähnlich auch in BZ (wie Anm. 31).

<sup>115</sup> T 13, S. 4: *der Stürmerkasten steht nicht mehr vor dem etwas abgelegenen Hotel Adler, sondern vor dem Bürgermeisteramt in der Hauptstraße.* Die Wochenzeitung „Der Stürmer“ galt als das bedeutsamste antisemitische Publikationsorgan des „Dritten Reiches“. „Im Gegensatz zu den anderen Blättern handelte ‚Der Stürmer‘ fast ausschließlich nur von einem Thema: den Juden. Die Losung ‚Die Juden sind schuld‘ gehörte zum festen Layout des Titelblatts. [...] Ende des Jahres 1935 hatte der ‚Stürmer‘ seine höchste Auflagenzahl von 500.000 erreicht.“; KARL-HEINZ REUBAND: Die Leserschaft des „Stürmer“ im Dritten Reich. Soziale Zusammensetzung und antisemitische Orientierungen, in: *Historical Social Research* 2008/4, S. 214-254, hier S. 214f. Beim Stürmerkasten handelte es sich um eine öffentlich zugängliche Vitrine, in der man die jeweils aktuelle Ausgabe des „Stürmers“ lesen konnte. Sie wurden häufig an Orten aufgestellt, „wo Menschen vorbeikamen oder sich aufhielten“; ebd., S. 220.

<sup>116</sup> T 08, S. 96, *Eine richtige Hakenkreuzfahne reicht bis zu unserem Fenster herunter.*

<sup>117</sup> Möglicherweise stand der Stürmerkasten auch deswegen vor dem Wirtshaus „Adler“, um so ein Auslegen des Blattes im Hotel- und Gaststättenbereich vermeiden zu können. Denn gemäß REUBAND (wie Anm. 115), S. 215, lag das Blatt in Hotels, Gaststätten und Cafés auf, wobei nicht sicher ist, ob dies auch zwangsweise geschah.

<sup>118</sup> T 07, S. 158.

<sup>119</sup> T 08, S. 97. Mit der Ordensschleife war vermutlich jene des Eisernen Kreuzes II. Klasse (EK II) gemeint. Selbst nach seiner Auswanderung aus Deutschland im März 1939 trug er als Honorarkonsul für Nicaragua und seit 1948 als Generalkonsul für Nicaragua sowie für San Marino stolz seine im Ersten Weltkrieg erworbenen Orden: am 09.04.1916 das EK II, am 08.01.1917 das Bayerische Militär-Verdienst-Kreuz II. Klasse mit Krone und Schwertern sowie am 22.08.1918 die Dienstauszeichnung III. Klasse. Die Land-

Gleichwohl verhielten sich Zwillenbergs in der Öffentlichkeit zurückhaltend, um nicht aufzufallen. Auf den 28. Januar 1936 notierte Zwillenberg in sein Tagebuch: *Mit den Leuten vom „Schunkelabend“ breche ich den Grußverkehr ab. Es hat keinen Zweck, da ein anderer Verkehr auch von mir nicht gewünscht wird. Man muß aber sehr zurückhaltend u. vorsichtig sein;* und tags darauf: *Abends: „Kostümfest im Adlerwirthshaus!“ [...] Lisl u. ich waren wieder nur Zuschauer u. machten nichts mit. Mir ist das zu gefährlich, obwohl man es ruhig riskieren könnte.*<sup>120</sup> Diese Zurückhaltung war durchaus angebracht, nahm doch damals die Verankerung des Nationalsozialismus in Hinterzarten zu, was sich in der Anzahl der Parteigenossen widerspiegelte: von 34 im Jahre 1935 auf 130 zwei Jahre später. Zudem beschlossen Bürgermeister und Gemeinderat während des Winterurlaubs von Zwillenbergs am 7. Februar, dass die Ansiedlung von Juden im Ort unter allen Umständen zu verhindern sei.<sup>121</sup> Außerdem wurden seit 1934/35 vom Rathaus Plakate mit den Hinweisen „Kauft nicht bei Juden“ oder „Raus mit den Juden“ an Geschäfte und Häuser ausgegeben,<sup>122</sup> die aber von der Bevölkerung größtenteils ignoriert wurden, denn Zwillenberg notierte lediglich zu Beginn zwei antisemitische Sachverhalte: im Hotel sei die Gesellschaft ausschließlich arisch = bürgerlich<sup>123</sup> und im Dorf gebe es 2 Ärzte (jeder hat angeschrieben „arischer Arzt“)<sup>124</sup>. Darüber hinaus gab es aber keine weiteren Bemerkungen dazu. Bis zum Sommer 1938 änderte sich das aber völlig, wie Zwillenbergs bei einem Tagesausflug von Titisee nach Hinterzarten am 29. Juni feststellen mussten: *Wie sieht dort alles ganz anders aus gegen den Winter vor 2 Jahren. Auch das Publikum, das sich dort drängt, anders als in Titisee, ist ein ganz anderes. Man sieht am Strandbad die bewußten Schilder<sup>125</sup>, auch an den anderen Stellen, der Stürmerkasten steht nicht mehr vor dem etwas abgelegenen Hotel Adler, sondern vor dem Bürgermeisteramt in der Hauptstraße. In der herrlichen Konditorei vom Imberry [...] entdeckten wir an der innen gelegenen Türe die Plakate.*<sup>126</sup> Der neue Standort des Stürmerkastens vor dem Bürgermeisteramt und die antisemitischen Plakate zeigen, wie sich das politische Klima in Hinterzarten zwischen Winter 1936 und Sommer 1938 gewandelt haben muss.

---

wehr Dienstausszeichnung wurde ihm kurz vor Kriegsende mündlich zugesprochen, weil aber ein schriftlicher Vermerk in den Akten im Bayerischen Kriegsministerium fehlte, durfte er diese nicht tragen. Zuvorderst an seiner erhalten gebliebenen Ordensspange prangte bis zuletzt das EK II.

<sup>120</sup> T 08, S. 95f.

<sup>121</sup> CARMEN WENKERT: Hinterzarten in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Hinterzartener Schriften 6 (wie Anm. 14), S. 114-151, hier S. 125 und 129. Im Gemeindeprotokoll vom 29.07.1936 heißt es sogar: „Da Hinterzarten ein sehr besuchter und ausgesprochener Fremdenkurort ist, dürfte die Anwesenheit von Juden andere, gute Deutsche, vertreiben.“; ebd., S. 129.

<sup>122</sup> Ebd., S. 130.

<sup>123</sup> T 08, S. 89.

<sup>124</sup> T 08, S. 92.

<sup>125</sup> Also jene, welchen den Zutritt für Juden verboten.

<sup>126</sup> Auch bei den Plakaten handelte sich es um solche, die darauf hinwiesen, dass Juden hier unerwünscht seien. In manchen Gaststätten oder Cafés waren sie versteckt angebracht, vermutlich ein Hinweis darauf, dass diese Plakatierung den Gastgebern unangenehm gewesen sein dürfte.

## Fazit

Vom Tagebuch eines Berliner Unternehmers kommt man geradewegs zur lokalen Fremdenverkehrs-, Familien- und Ortsgeschichte, weil Zwillenberg in seinen Tagebuchnotizen das Leben im Grandhotel „Adler“ und im Fremdenverkehrsort Hinterzarten Mitte der 1930er-Jahre aufzeichnete. Zudem förderten die Nachforschungen zu den dort gemachten Angaben Interessantes zu Tage, was die Hotelgeschichte des „Adlers“, die Familiengeschichte seiner Eigentümer und die lokale Postgeschichte in einem etwas anderen Licht erscheinen lässt; auch für die Zeit des Nationalsozialismus gibt es neue Hinweise. Selbst für den Autor dieses Beitrags war es interessant, sich mit Orten wie der „Posthalde“, dem „Schwarzen Bären“ oder der „Adler Post“ zu beschäftigen und so Aspekte der eigenen Familiengeschichte näher kennenzulernen.

Bei einem ausländischen Wohnsitz und wegen eines längeren Forschungsaufenthalts in Berlin war es nicht so einfach, aus der Distanz Material zu einem Ort im Hochschwarzwald zu sammeln. Dafür brauchte es die Mithilfe unterschiedlichster Kreise wie Archive, Ämter und Privatpersonen.<sup>127</sup> Dabei hat sich einmal mehr gezeigt, dass mündliche Überlieferungen im Familienkreis einer genauen historischen Überprüfung oft nicht standhalten. Erneut gilt die Feststellung: „Es ist eine alte Erfahrung, dass individuelles Erinnern und Erhebung von Sachverhalten aus den Dokumenten oft nicht übereinstimmen.“<sup>128</sup> Deshalb ist es umso wichtiger, auf Quellen wie beispielsweise alte Handelsregisterakten zurückgreifen zu können. Das passiert jedoch eher selten, weil sie als Geschichtsquelle meist unbekannt sind. Dabei halfen gerade sie, die geschichtliche Entwicklung des „Parkhotels Adler“ nachvollziehen zu können.<sup>129</sup>

Die Familie Zwillenberg hat sich im Winter 1936 in Hinterzarten und im „Hotel Adler“ willkommen gefühlt, weshalb sie ihren Erholungsurlaub genoss. Von zwei antisemitischen Sachverhalten abgesehen, gab es diesbezüglich nichts auszusetzen. Aber leider hatte sich das Ortsbild bis zum Sommer 1938 deutlich ins Negative gewandelt, weshalb Zwillenberg in seinem Tagebuch festhielt: *Wir gingen nach dem Kaffee wieder zu Fuß zurück u. atmeten auf, als wir Hinterzarten hinter uns ließen.*<sup>130</sup>

---

<sup>127</sup> Herzlichen Dank für die Mithilfe an meine Familie, zuvorderst meine Eltern (Kirchzarten und Titisee), dann an Klaus und Gabriele Trescher sowie Raymund Brehmenkamp (alle München), Ursula Bull-Lohner (Berlin), Udo Schmidt (Essen), Dieter Wagner (Saarbrücken), Katja Newman, Georg Thoma, Robert Winterhalter, Brigitte Ganter und Peter Faller (alle Hinterzarten), Rainer Brack (Offenburg) und viele Archivmitarbeiter. Ohne sie wäre dieser Beitrag in dieser Form nicht möglich gewesen.

<sup>128</sup> HELMUTH SCHUBERT: Einführung und chronologische Übersicht, in: Hinterzartener Schriften 6 (wie Anm. 14), S. 9-17, hier S. 15.

<sup>129</sup> Der erste Registereintrag entstand 1912 (HRA I-127), wurde 1937 in einen neuen Registerband (HRA III-37) übertragen, dann 1969 in das neue Handelsregister (HRA 214 N) umgeschrieben, in dem es 2006 – vermutlich wegen besserer elektronischer Lesbarkeit – ein angepasstes Registerzeichen (HRA 320214) erhielt. Die ersten beiden Dokumente befinden sich im StAF (G 540/47, Nr. 56 und 58), das letzte im AG Freiburg, welches elektronisch über [https://www.handelsregister.de/rp\\_web/welcome.do](https://www.handelsregister.de/rp_web/welcome.do) (22.06.2018) abrufbar ist. Dies gilt auch für die Handelsregister des AG München (HRA 73339 und HRB 139002).

<sup>130</sup> T 13, S. 4.

## Tagebuchauszüge mit Bezug zu Hinterzarten

[T 08, S. 89] *Donnerstag, 23. Januar 1936*

[... T 08, S. 90 ...] *In Villingen erledigte ich schnell die Hotelrechnung u. I<sup>35</sup> ging unser Zug nach Donaueschingen. Mädi<sup>131</sup>, die des Nachts erbrochen hatte u. Leibschmerzen hatte, scheint nichts besonders zu haben. Trotzdem waren wir sehr vorsichtig u. ich freute mich über die Umsicht von Frl. Naumann u. ihre Besorgtheit. Wir blieben etwa 1 Stunde im Wartesaal, fuhren dann nach Hinterzarten weiter wo wir 4<sup>36</sup> ankamen. Hier war viel mehr Schnee gefallen, man merkte das von Titisee ab u. als wir ankamen schneite es lustig. Die Zimmerfrage machte Schwierigkeiten. Wir „hausten“ in der ersten Nacht in den Zimmern 111/112 mit allgemeinem Durchgang zur großen Liegeterrasse. Es waren 1 Bettzimmer mit 2 Betten u. natürlich nur einer Waschtollette, so eng, daß wir an Gepäck u. Möbeln vorbeibalancieren mußten u. uns kaum bewegen konnten. Eine arge Enttäuschung. Sonst scheint das Hotel garnicht so übel zu sein, die Gesellschaft ausschließlich arisch = bürgerlich, recht gut. Das Personal sehr zuvorkommend. Mehr kann ich noch nicht sagen.*

*Freitag, 24. Januar 1935 [sic!]*

*Beim Aufwachen die Überraschung: herrliche Sonne und Pulverschnee! Alle Sportler auf den Beinen. Wir frühstücken in dem wundervollen Frühstückszimmer, ringsum Fenster mit Blick auf die Höhe u. [T 08, S. 91] ringsum im Raume blühende Alpenveilchen, Palmen u.s.w. Ganz wundervoll, [...] Wir machten mit Rodelschlitten einen hübschen Weg über Erlenbruck [Abb. 6] nach Bärenthal mit schönem Blick auf den Feldberg immer in schönster Sonne. Nachmittag sprach ich mit dem einen Sohn Riesterer, der die Organisation hat (es sind 3 Brüder, junge aber ernste Menschen), wegen der Zimmer; er sah ein, daß es so nicht ging u. Lisl u. ich zogen um nach Zimmer 15, zwar nach Osten, aber doch geräumig u. mit 2 Waschtischen. Frl. Naumann u. Mädi nahmen die beiden ersten Zimmer nach Süden u. zwar kam Mädi in unser Zimmer. So ging es ausgezeichnet u. wir atmeten auf, daß wir auspacken konnten. Dann machten wir [T 08, S. 92] einen Bummel durch das Dorf, es sind nur wenige, meist neue Häuser. 2 Ärzte (jeder hat angeschrieben „arischer Arzt“), keine Apotheke, aber eine Drogerie ohne Drogen. Abends waren wir in der Halle. Das Essen ist bürgerlich, reichlich u. sauber gekocht. Bedienung u. Servis tadellos sauber.*



*Abb. 6 Helga Zwillenberg vor der Kapelle des „Kesslerhofs“ in Hinterzarten, Februar 1936 (Zwillenberg-Stiftung, Bern).*

<sup>131</sup> Mädi oder Mäusi waren die Kosenamen von Tochter Helga.

*Sonnabend, 25. Januar 1936*

*Wir wachen bei Regen auf! Die Freude über Schnee u. Sonne ist aus. [...] Also Regen auf Sonnenschein! Wir wagen uns trotzdem heraus u. gehen im richtigen Matsch nach Titisee, fahren mit der Bahn zurück, waren zum Essen wieder im Hotel. Die Bahnfahrt dauerte 5 Minuten. Nachmittag gingen wir in die Konditorei<sup>132</sup> u. machten dann den Bummel durchs Dorf, kauften ein u. schlugen damit die Zeit tot. Mittags schlafe ich nicht, sondern erledige meine Korrespondenz u. lerne Englisch. Abends war im Hotel ein „Lustiger Schwarzwaldabend“, den wir mitmachten. Neben uns ein Tisch mit älteren Herrschaften, übertrieben fidel. Wir waren sehr zurückhaltend u. nur Zuschauer, bis plötzlich einer der Herren bei einem Schunkelwalzer mich ansprach: „Wolln Sie net e bissele mitschunkeln?“, den Kreis mit uns schloß u. schunkelte! Wir gingen aber bald nach oben, als die Stimmung teils abflaute, teils [T 08, S. 93] an dem großen Nachbartisch mit Sekt zu viel wurde. Es war etwa 11 Uhr.*

*Sonntag, 26. Januar 1936*

*Um 9<sup>30</sup> Einschreibebrief aus Berlin mit Paß, Kreditbrief für die Schweiz u. eine Menge eingegangener Post und Bericht von Frl. Muhs<sup>133</sup>, der recht erfreulich war. Um 9<sup>30</sup> standen wir auf. Wir schlafen hier lange u. uns tüchtig aus. Das tut besonders Lisl sehr gut. Das Wetter ist trübe, allerdings etwas frischer u. das ist gut. Wir gingen am Vormittag wieder nach Erlenbruck, allerdings ohne Sonne, aber bei trockenem verharrschten Schnee. Mittags sah das Dorfbild u. besonders die Straße vor dem Hotel ganz verändert aus. Eine Anzahl Autos parkten auf allen nur verfügbaren Stellen, auch Wagen aus der Schweiz, von der Saar, so wie in Badenweiler, aber viel mehr, ich schätze etwa 80 Wagen. Mittags schrieb ich nach Berlin, an Lutz u.s.w. u. lernte englisch, ich schlafe Mittags nicht, um Nachts besser zu schlafen. Allerdings wache ich nachts u. des Morgens fast regelmäßig mit Kopfschmerzen auf, die teils mit, mehr aber ohne Eumed<sup>134</sup> wieder vergehen. Am Nachmittag bummelten wir zur Post, durchs Dorf, wie immer hier u. gingen noch ein Stück des Rundwegs. Abends war wieder Tanz im Adlerwirthshaus. Lisl war mit Frl. Naumann unten, um ihr das zu zeigen u. ich blieb in ihrem Zimmer, um bei Mausi Wacht zu halten. Sie meldete sich 9<sup>20</sup> u. ich war nur an der Türspalte, ihr leise zu sagen, daß ich da bin; das genügte, sie schlief weiter. Ich lernte englisch. Um [T 08, S. 94] 3/4 10 Uhr kam beide herauf. Lisl u. ich gingen noch 1/4 Stündchen in die Halle, die vor Leere und den wenigen gährenden Gästen gähnte.*

*Montag, 27. Januar 1936*

*Das Wetter ändert sich nicht, wir schlafen lange; gingen um 11<sup>00</sup> fort, Mausi mit dem Rodel zum Skihügel. Nach anfänglichem Zögern macht ihr die Sache jetzt schon mehr Spaß. Mit Frl. Naumann versteht sie sich gut. Sie weint nicht mehr soviel, ist viel ruhiger geworden, bei Tisch musterhaft u. die Augenweide aller Gäste. – Man kann nichts unternehmen. Am Nachmittag wieder Rundgang, Einkäufe u. dann noch 1/2 Stunde spazieren. Abends in der Halle. Wir sind mit den „Schunkelleuten“ auf Grüßfuß. Mir nicht sehr angenehm, weil eine ältere Dame nicht recht mitmachen will. Also werde ich bald wieder aufhören.*

---

<sup>132</sup> Damals wie heute gab es in Hotelnähe die beiden Konditoreien „Unmüßig“ und „Imbery“. Bei der nicht näher bezeichneten Konditorei muss es sich um das „Café Unmüßig“ gehandelt haben, weil Zwillingbergs im Sommer 1938 erneut bei „Imbery“ einkehrten (s.u.), und dieses im Winter 1936 ihr bevorzugtes Café war.

<sup>133</sup> Elly Muhs, geboren 11.05.1905, gestorben 16.08.2001 in Berlin, war von 1919 bis 1943 die Sekretärin von Zwillingberg. Bis zu ihrem Tod blieb sie der Familie aufs Engste verbunden.

<sup>134</sup> Eu-med ist eine Schmerztablette; siehe auch: <http://de.wikipedia.org/wiki/Phenazon> (22.06.2018).

Dienstag, 28. Januar 1936

Das Wetter klärt sich etwas auf. Aber es gibt keinen Neuschnee, weil es zu warm ist, wenigstens regnet es nicht. Mausi zieht mit dem Rodel wieder vergnügt zum Skihügel, sie wird viel mutiger. Wir d.h. Lisl u. ich machten inzwischen einen kleinen Spaziergang in die „Höhe“ über „Briefträgerhäusl[e]“ hinaus u. hatten oben für einige Augenblicke herrliche Sonne. Es ist frischer, der Schnee im Walde u. oben recht verharrscht. Nachmittag waren wir in der anderen Konditorei, die wesentlich besser ist u. wie Mausi sagte, in der es wie bei Telschow<sup>135</sup> schmeckt. Danach noch einen [T 08, S. 95] etwa 3/4 stündigen Spaziergang über die „kleine Kapelle“<sup>136</sup> bei schöner Dämmerung u. Abendbeleuchtung. Mit den Leuten vom „Schunkelabend“ breche ich den Grußverkehr ab. Es hat keinen Zweck, da ein anderer Verkehr auch von mir nicht gewünscht wird. Man muß aber sehr zurückhaltend u. vorsichtig sein. [...] Lisl u. ich waren dann bis 3/4 10 Uhr fast allein in der Halle u. lasen.

Mittwoch, 29. Januar 1936

Es regnet. Zunächst sachte, dann in Strömen. Wir spielten mit Mädi in ihrem Zimmer, während Frl. Naumann einiges wusch. Dann ging ich in den Wintergarten u. schrieb bis 12 Uhr. Lisl holte mich, da es ein wenig aufgehört hatte, zum Spaziergang u. wir gingen trockenen Hauptes, aber naßen Fußes fast 1 Stunde den sonst sehr schönen Thoma-Weg.<sup>137</sup> Dann tröpfelte es wieder los u. als wir zu Hause waren, regnete es weiter. Nachmittags Gang zur Post, zum Bahnhof nach Zeitungen, einkaufen (Schnapsgläschen u. Kirsch) u. wieder nach Hause. [T 08, S. 96] Abends: „Kostümfest im Adlerwirthshaus!“ Ich blieb zunächst bei Mausi, wie am Sonntag, um 10<sup>00</sup> kam Frl. Naumann herauf u. ich ging hinunter. Wir hatten einen besseren u. freieren Platz, eine Dame aus Hamburg, die auch ihren Sohn in ein Kinderheim nach Königfeld gebracht hatte, hatte sich zu uns gesetzt. Es war sehr lustig u. ausgelassen, aber sehr anständig u. wieder eine recht nette Gesellschaft. Die „Schunkelleute“ waren diesmal viel ruhiger. Lisl u. ich waren wieder nur Zuschauer u. machten nichts mit. Mir ist das zu gefährlich, obwohl man es ruhig riskieren könnte. Um 3/4 12 Uhr gingen wir nach oben, so ziemlich die ersten, die letzten hörten wir lange danach mit großem Getöse ins Hotel kommen.

Donnerstag, 30. Januar 1936

Tag der Nationalen Erhebung. Eine richtige Hakenkreuzfahne reicht bis zu unserem Fenster herunter. Das Wetter ist frischer, ohne daß es friert. Wir gingen mit Mädi den gleichen Weg über „Briefträgerhäusle“ u. hatten oben wieder herrliche Sonne. Die Luft ist herber u. erholender.

---

<sup>135</sup> Die „Conditorei C. Telschow“ war in ganz Berlin für ihre Kuchen berühmt; HANS-KARL FOERDER: „.... auch die Fürstin Bismarck war Kunde“. Aus der Geschichte des Familienbetriebes Telschow, in: Berlinische Monatsschrift 1998/8, S. 73-80, hier S. 75. Ihre Filiale am Bahnhof Zoo, Joachimsthaler Str. 1, lag in unmittelbarer Nähe von Zwillingen Privatbüro in der Joachimsthaler Str. 6. Wie zuvor erläutert, kann es sich bei der *anderen Konditorei* nur um das „Café Imbery“ gehandelt haben.

<sup>136</sup> Mit der kleinen Kapelle könnte jene vom „Jockelehof“ gemeint sein, die von Wanderern oft besucht wird; LIEHL (wie Anm. 7), S. 117. Leider befindet sie sich heute in einem lamentablen Zustand und soll einsturzgefährdet sein; Gespräch mit Katja Newman vom 01.05.2018.

<sup>137</sup> Gemeint ist der 1913 fertiggestellte Emil-Thoma-Weg, der nach dem ehemaligen Präsidenten des Schwarzwaldvereins und Oberbürgermeister von Freiburg benannt ist und in etwa vier Stunden Gehzeit vom Feldberg nach Hinterzarten führt; HELMUT DÜMLER: Die schönsten Höhenwanderungen im Schwarzwald, München 21987, S. 121f.; LIEHL (wie Anm. 93), S. 152; HANS-PETER WIDMANN: Thoma, Emil Adam, in: Badische Biographien NF 6, hg. im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg von FRED L. SEPAINTNER, Stuttgart 2011, S. 398-400.

*Wir waren fast 2 1/2 Stunden unterwegs und Mädi hat eine Menge geleistet. Das spätere Mittagessen war durch die schöne Sonne u. den reichlichen Hartschnee wohl aufgewogen. Mittags sitze ich wieder in der Halle u. schreibe. Mit Ausnahme einiger Fahnen merkt man vorläufig von dem Feiertag noch nichts. Im Hotel überhaupt nichts. Während ich schreibe, höre ich, daß die „Schunkelleute“, die mit ihrem lauten Gehabe das Hotel beherrschten, teilweise abreisen, wenigstens [T 08, S. 97] die große Familie. Ein kleiner Rest bleibt noch zurück, eine Frau Curtius, die einen neuen Kreis um sich sammelt. Nachmittag der übliche Bummel zur Post, Bahn, Einkauf. Abends Halle. Ich hatte zu Ehren des Tages meine Ordensschleife angelegt. In der Übertragung der Feier aus Berlin, nahmen der größte Teil der Gäste, obwohl im Vestibül die Zeit u. der Ort bekanntgegeben wurde, nicht teil. Man saß lesend oder plaudernd in der Halle u. hörte von fern das Geräusch einer Rede. Um 1/2 10 Uhr gingen wir nach oben.*

*Freitag, 31. Januar 1936*

*Es regnet heute in Strömen. Die Hoffnung von gestern ist buchstäblich zu Wasser geworden. [...] Wir frühstückten mit Mausli u. waren nicht sehr konzentriert. [...] Um 1/2 12 Uhr wagen wir uns trotz des Regens heraus u. erwischen einen wunderschönen Waldweg, der in die Höhe führt, u. da es um die Mittagszeit mit Regen etwas nachließ, konnten wir doch eine ganze Stunde Luft holen u. Fahrenkräuter, Moos u. kleine grüne Büschelchen pflücken. Der Schnee zerfließt u. es sieht stark nach Frühling aus. Nachmittag goß es wie mit Kannen weiter. [T 08, S. 98] Ich schrieb<sup>138</sup> Mittags in der Halle u. dann gingen wir nach der Konditorei u. nach Hause. Zum Bummel war das Wetter zu schlecht. Abends saßen wir bis 10 Uhr in der Halle. Seitdem die Schunkellaute u. die Schunkelleute nicht da [sind], ist eine himmlische Ruhe. Ich habe hier den 2. Bekannten gesehen, ohne daß ich mich zu erkennen gab: Am Tage meiner Ankunft Schmitz von Karstadt (Schwiegersohn von Althoff) u. gestern Winkler, Halbau, ein Fabrikant mit dem wir groß arbeiteten u. der bis 1932-33 ein Freund der Firma war. Danach habe ich ihn nicht mehr gesehen. Zum letzten Male noch bei Loewenberger<sup>139</sup> im Büro, mit dem er sehr befreundet schien.*

*Sonnabend, 1.2., 1. Februar 1936*

*Es gießt nicht mehr, sondern es wütet, was vom Himmel kommen kann. Wir trödeln wieder bis Mittag mit Lesen, Englisch lernen u. Schreiben, [...] Gegen Mittag gingen wir im strömenden Regen fort, war ca 1/2 Stunde draußen, kam naß, aber immerhin mit Luft vollgesogen nach Hause. Die Luft ist hier wirklich etwas Köstliches. Aber es ist eben keine Winterluft u. auch die letzten Reste des Schnee's sind seit gestern fort. Man sieht noch ganz vereinzelt weiße Tupfen, das ist alles. So goß es den ganzen Tag. [T 08, S. 99] Nachmittag erledigte ich meine Korrespondenz u. dann waren wir bis zum Abendbrot auf dem Zimmer, weil unten Tanztee war u. die Halle voller Leute, die kräftig rauchten. Es ist heute nicht so schlimm wie der Auftakt vom vorigen Sonntag, weil das Wetter so schlecht ist. Trotzdem sind eine Menge Weekender, aber auch neue Gäste angekommen. Es schlägt eben 9 Uhr. Ich sitze in Frl. Naumanns Zimmer wie neulich u. halte bei Mädi Wacht. Lisl u. Frl. N. sind zum „Gesindeball“ unten. Ich gehe dann auch noch herunter, wenn Frl. Naumann mich ablösen kommt. Mädi versteht sich sehr gut mit ihr. Das Kind ist nicht wieder zu erkennen, ruhig, artig, weint nicht mehr so viel u. ist zufrieden, auch der herausfordernde Ton, den sie immer hatte, ist verschwunden. Es war wirklich die höchste Zeit. Aber sie*

---

<sup>138</sup> Mit der Bemerkung *ich schrieb* meinte Zwillenberg in aller Regel, dass er in sein Tagebuch schrieb.

<sup>139</sup> David Loewenberger, leitender Mitarbeiter der Firma Hermann Tietz.

denkt trotz ihrer Zuneigung zu Frl. N. an Hetig<sup>140</sup> u. spricht oft mit großer Liebe, aber auch mit einer Selbstverständlichkeit von ihr, die man bei Erwachsenen findet. Hetig kommt immer vor Frl. Naumann, aber Frl. Naumann hat sie sehr gern. – Um 10<sup>00</sup> kam Frl. Naumann mich ablösen. Unten war ein richtiger Gesindeball. Diesmal nicht so nett, wie die beiden ersten Abende, die Stimmung stand sehr unter Alkohol u. um 11 Uhr war ein solches Gegröle, daß wir genug hatten und verschwanden. Es muß dann noch toller geworden sein, denn das Gebrülle hörten wir über die Straße bis zu uns u. am andern morgen waren unsere Stiefel nicht da u. mußten erst gesucht werden. Meine waren auf dem Treppenabsatz nach oben gestanden.

[T 08, S. 100] Sonntag, 2. Februar 1936

Wir machten heute einen Ausflug nach Freiburg mit dem Zug 9<sup>58</sup> u. 6<sup>44</sup> wieder von Freiburg zurück. Heute ist Sammlung für die Winterhilfe u. ich kaufte mir u. Frl. Naumann eine Ansteckplakette gleich noch am morgen, sonst wäre man dauernd in Freiburg angehalten worden. Das merkte ich, solange ich die Plakette in der Tasche hatte u. nur vorzeigte. Schließlich machte ich sie mir an u. dann erst hatte ich Ruhe. Wir besichtigten die Stadt, waren im Münster, gerade zum Gottesdienst, aßen dann im Zähringer Hof zu Mittag, wo auch Mausi sich nach Tisch hinlegen konnte, gingen dann zur Universität, danach Mausi u. Frl. Naumann in die Konditorei u. Lisl u. ich ins Casino-Kino, wo wir „Die Glocke ruft“ u. „Traumulus“, diesen Film aber nicht zu Ende sahen, weil wir zurückfahren mußten u. wo ich meinen Schal einbüßte. Wir fanden Hinterzarten tief verschneit vor, während es in Freiburg, als wir losfuhren, regnete. Am Vormittag hatte ich eine große Freude: Ich traf auf der Kaiserstrasse Geh. Rat Schwörer aus Badenweiler mit Frau u. Enkelsohn. Die Freude war beiderseitig sehr groß, er fragte nach meinem Furunkel u. dann faßten wir beide „Holz“ an: an meinem Schirm. – Mittags sahen wir einen kleinen Studentenummel, Studenten in Lilamützen u. gelben Kappen. Mausi meinte, als sie die Kappen sah, ich hätte doch auch so eine getragen, aber in „Weiss“. Ich sagte, das [T 08, S. 101] sei wohl nicht richtig, aber Mausi meinte: „Doch, Vater, damals Ostern in Dt. Eylau!“ Ich mußte ordentlich in mich hineinlachen, sie meinte mein weißes Käppchen am Sederabend. Ebenso sagte sie neulich, als sie bei Portier am Bücherstand einen Umschlag mit einem Mohrenkopf bemerkte: „Sieh mal Vater ein Mohr, gerade wie bei der Aufführung von Lutz an Hannuka!“ – „Zu Hause“ war kein elektr. Licht in den Zimmern, weil eine Störung auf der Station vorlag u. wir blieben bei Kerzenlicht oben u. gingen sehr bald schlafen.

Montag, 3. Februar 1936

Heute früh war alles tief verschneit. Es scheint auch kälter geworden zu sein u. eine kleine Karawane von Hotelgästen fuhr mit dem Autobus nach dem Feldberg. Der junge Risterer sprach mich, wegen Mausi u. Frl. Naumanns Zimmer an, die eigentlich Doppelzimmer seien u. die er jetzt dringend benötige, weil zuviel neue Gäste angekommen seien u. er die kurze Saison ausnutzen müsse. Wir waren uns sehr bald einig u. Mausi hat ein Zimmer mit danebenliegendem Badezimmer u. Frl. Naumann ein kleines Zimmer neben Mausi im II. Stock. Die Form war tadellos u. er versicherte immer wieder, er möchte mich nur zufriedenstellen u. seine Mutter habe ihm ausdrücklich angesagt, mich nur ja zufrieden zu stellen. – Wir waren am Vormittag 2 1/2 Stunden im tiefverschneiten Höhenwald [Abb. 7] oberhalb des „Briefträger Häusel“ gewandert (1100 m) u. es war [T 08, S. 102] herrlich. Es fing oben an mächtig zu schneien u. wir zogen mit dicken Schneeflocken überkrustet Mittags heim. Mausi schläft schon Mittags im neuen Zimmer,

---

<sup>140</sup> Hetig, die eigentlich Hedwig hieß, war der Spitzname für die langjährige Vorgängerin von Frl. Naumann als Kinderschwester bei Zwillenbergs, die zwar von den Kindern innig geliebt wurde, mit der aber die Eltern je länger je mehr ihre Schwierigkeiten hatten.

*u. ich glaube, die Lösung ist ganz nett so. Ich sitze jetzt in der Halle an dem „einzigem“ Schreibtisch des Hotels u. schreibe. Nachmittag setzte ein richtiger Schneesturm ein. Wir versuchten mit Mädi einen kleinen Rundgang zu machen, aber es war nicht möglich vorwärts zu kommen, so hat es gewindet u. gestürmt. Außerdem ist es kalt geworden u. der Schnee bleibt liegen. Frl. Naumann ist sehr unglücklich mit ihrem Zimmer, ist aber bei allem sehr zurückhaltend. Sie räumte die Sachen ein, was bei der Enge der Zimmer große Schwierigkeiten machte. Ich tröstete sie nach dem Abendbrot mit einem Kirsch u. da wurde sie wieder heiterer. [...] Abend war ich mit Lisl bis 10 Uhr in der Halle. Es ist ganz neues Publikum hier, kein besseres, sondern sehr lautes.*



*Abb. 7*  
Frl. Naumann, Helga und Elise Zwillenberg im Neuschnee, Februar 1936 (Zwillenberg-Stiftung, Bern).

#### *Dienstag, 4. Februar 1936*

*Der Sturm ist vorüber, es ist kalt geworden, ruhig u. klar u. das Landschaftsbild bezaubernd. Lisl u. Mäusi waren heute [T 08, S. 103] endlich auf Skiern u. Mäusi hatte die erste Stunde bei strahlender Sonne, die ich als Filmoperateur<sup>141</sup> ebenfalls genoss. Wir kamen erst um 3/4 2 Uhr zu Essen. Mäusi wird jetzt tüchtig schlafen, auch Lisl ruht sich richtig aus von der Anstrengung u. ich mache meinen Mittagsschrieb, wie alle Tage. Am Nachmittag nur noch den üblichen Rundgang zur Post, Einkaufen u. noch ein Stückchen in der Abendluft u. Abends saßen wir bis 1/2 10 Uhr in der Halle.*

#### *Mitwoch, 5. Februar 1936*

*Das Wetter ist noch klarer geworden. Die Sonne ist heute schon frühzeitig heraus u. obwohl es am Tage getaut hatte, hatte der Schnee doch gehalten, weil Nachts Frost war. Der heutige fällige Brief von Lutz war wieder eine große Freude für uns alle. Er schreibt ausgeglichen u. zufrieden. Wir waren schon um 1/2 11 Uhr in die Sonne gegangen u. saßen teilweise auf einer der vielen Bänke am Wege zum „Briefträgerhäusle“.<sup>142</sup> Um 12 Uhr hatte Mäusi ihre 2. Skistunden u. machte ihre Sache ganz ausgezeichnet. Sie fuhr schon allein ab u. hatte ein großes Vergnügen am Skilauf. Mutti fuhr auch schon viel besser u. ich überlege stark, ob ich nicht doch ... Frl. Naumann u. ich saßen während der Skistunde auf der Bank an einem Häuschen u. badeten zum*

<sup>141</sup> Damit spielt er auf seine Rolle als Hobbyfilmer und -fotograf der Familie an. Die hier wiedergegebenen Abbildungen der Familie stammen alle von ihm.

<sup>142</sup> Diese dürften zu jenen 70 Bänken gehören, welche die Gemeinde Hinterzarten nach 1918 bei drei lokalen Schreibern in Auftrag gab; SCHLEGEL (wie Anm. 65), S. 200.

ersten Male richtig in der Sonne. Das andere Bad werde ich heute Nachmittag nehmen. Jetzt ruht wieder alles, während ich in der Halle schreibe. Um 1/2 5 Uhr gingen [T 08, S. 104] wir nach der Konditorei, als Belohnung für Mausis tapferes Durchhalten. Es sieht noch nach mehr Schnee aus u. es ist auch gehörig kalt geworden. Lisl, Mausis u. Frl. Naumann gingen danach noch spazieren, während ich in „unserem“ Badezimmer badete. Abends waren Lisl u. ich noch bis 3/4 10 Uhr in der Halle u. lasen. Wir waren die letzten.

Donnerstag, 6. Februar 1936

Das Wetter scheint beständiger zu werden. Ich stellte mich nach etwa 11 Jahren wieder einmal auf die Ski u. nach anfänglicher Hemmung ging es dann schon etwas sicherer, sogar in sanfter Abfahrt. Später fing es an, tüchtig zu schneien u. schneit noch große Flocken und ganz ruhig. Mausis hat wieder eine Stunde beim Lehrer, war aber heute nicht in Form, vielleicht auch übermüdet, vielleicht lag es auch daran, daß der Schnee total abgefahren u. die Bretter zu sehr gewachst waren. Jedenfalls hatte sie heute nicht die Traute wie gestern. Es sind eine Anzahl Rennwagen hier, die die Zuverlässigkeitsfahrt mit dem Ende Titisee gemacht haben, Reichswehr u. S. A., bei dem Sturmwetter sicher keine Kleinigkeit. Sonst geht eigentlich ein Tag wie der andere hin mit geringen Variationen. Lisl ist aber schon viel ausgeruhter u. sieht viel besser aus. Ich selbst mache so mit, schlafe schlecht u. recht u. freue mich, daß Lisl u. Mausis sich so recht wohl fühlen. Ich liebe ja den Winter nicht sehr, aber Lisl fühlt sich bei Schnee u. Kälte viel wohler, als im Sommer, wenn [T 08, S. 105] es brütet. Jetzt ruht wieder alles. Ich war heute auch müde, habe aber den Schlaf überwunden u. sitze wie immer Mittags in der Halle u. schreibe. Nachmittag kam ein scheußlicher Ostwind auf, wir waren aber, nachdem wir ein kleines Weilchen in der Konditorei gegessen hatten, doch noch etwa 3/4 Stunde in geschützter Straße. Abends wie immer. Die Leute vom Rennen waren mit einem Teil ihrer Rennwagen hier, die vor dem Hotel parkten. Drüben im Adlerwirthshaus ging es hoch her u. vor 1 Uhr Nachts war ein derartiger Krach auf der Straße, daß das ganze Hotel mobil wurde. Die Leute, die anscheinend viel Alkohol in sich hatten, ließen die Wagen immer anspringen u. manövierten vor dem Hotel in unglaublicher Weise. Ich war wiederholt aufgestanden u. sah mir das Theater an, es waren Wagen mit der Nr V, also Voigtland oder Sachsen. Um 2 Uhr sah ich den jungen Risterer auf der Straße, sich dieses Verhalten verbittend. Er war aber machtlos. Erst um 3 Uhr (!) fuhren die letzten ab. Ich hörte dann am nächsten Tage, daß sie den jungen Risterer Lausejunge oder Lausebengel genannt haben, ihm Ohrfeigen angeboten haben u. ihn in den Schnee werfen wollten. Sie rühmten sich: Ich habe einen Stern, ich 2 Sterne u.s.w. Frau Risterer war recht unglücklich über den Vorfall, als sie uns davon erzählte.

Freitag, 7. Februar 1936

Es hat ganz schön geschneit! Wir laufen daher heute wieder Ski [Abb. 8], vorerst [T 08, S. 106] gingen wir aber ein Stück spazieren, damit sich Mädi nicht zu sehr überanstrengt. Die Schneedecke ist trotzdem noch recht dünn u. täuscht bei den vielen Gräben, die die Skiwiese durchziehen. Ich setzte mich daher auch, als ich etwas vormachen wollte, so hin, daß ich ein Ski – der linke – abflog. Am Nachmittag waren wir nur noch 1 1/2 Stunden bei windstillem Wetter spazieren gegangen u. Abends waren wir in der Halle gegessen.



Abb. 8 Helga Zwillenberg auf Skiern an der Windeck vor dem Haus „Gremmelspacher“, Februar 1936 (Zwillenberg-Stiftung, Bern).

*Sonabend, 8. Februar 1936*

[...] Wir gingen dann im Walde spazieren u. waren am Nachmittag nur noch, nach einem 2. Spaziergang, „einholen“! Abends waren wir zum Fastnachtsball im Hotel (Chez Maxim). Wir hatten ganz nette Menschen an unserm Tisch, ein Landwirt aus Pommern, Gegend Neustettin. Es war ganz lustig, wir tanzten tüchtig, blieben bis 1 Uhr, diesmal hatte sich Lisl mit Frl. Naumann abgewechselt.

*Sonntag, 9. Februar 1936*

Ein strahlender Sonnentag. Wir machten uns zeitig auf den Weg, gingen den Emil Thomaweg bis zum Silberberg, dann zurück über Dorneck nach Löffelschmiede, wo wir um 2 1/4 Uhr ankamen u. dort zu Mittag aßen, aber nur Aufschnitt u. Kaffee. Dann hatten wir noch 1 Stunde über Erlenbruck nach dem Hotel, so daß Mädi etwa 5 Stunden mit uns unterwegs war u. ganz großes geleistet hat [Abb. 9]. Ein Mordsmädel! Wir waren fast die ganze Zeit in der strahlenden Sonne, kein Wölkchen war am Himmel. Nach der Rückkehr legten wir Mädi ins Bett, wir aßen auch auf Mädis Zimmer eine Kleinigkeit, weil wir in den Sonntagstrubel nicht hinein wollten, und [T 08, S. 107] gingen sehr früh schlafen.



Abb. 9 Helga Zwillenberg, Frl. Naumann und Elise Zwillenberg auf dem „Fünf-Stunden-Marsch“, 9. Februar 1936 (Zwillenberg-Stiftung, Bern).

Montag, 10. Februar 1936

*Am Morgen eine große Enttäuschung: Das Wetter hat umgeschlagen. Es sind zwar noch - 6°, aber alles ringsum ist bezogen u. es sieht nach Schnee aus. Es kam am Vormittag auch Schnee u. Wind auf u. es war recht ungemütlich, als wir mit unserm Rodel um den Skihügel herumzogen. Lisl u. ich führen schon Heimreise-Gespräche. Es wird wohl bei dem Termin bleiben, den wir festgesetzt hatten. Zum Skifahren liegt nicht mehr genug Schnee hier im Dorf u. es ist gestern durch den Mordsbetrieb auch so platt gefahren, daß kaum jemand mit Skiern herausgeht. Wir waren heute wieder pünktlich zu Tisch, so daß Zeit zur Ruhe für Alle war. Ich schreibe in der Halle, habe durch die Steuerrückfrage etwas mehr Korrespondenz. Am Nachmittag sank der Thermometer auf - 9°. Mausi war mit Frl. Naumann mit dem Rodel [T 08, S. 108] wieder auf dem Skihügel, Lisl u. ich gingen zur Post u.s.w. und holten sie dann ab. Abends blieben wir nach dem Abendessen auf dem Zimmer und schrieben, räumten auf u. gingen dann frühzeitig schlafen.*

Dienstag, 11. Februar 1936

*Beim Frühstück hörte ich, daß es heute Nacht 17° Frost gegeben hat. Das Wetter ist klar u. wir fuhren daher mit einem gemieteten Auto auf den Feldberg. Gleich nach der Ankunft gingen wir zum Bismarckturm. Es war ziemlich steil u. beschwerlich u. besonders Helga hatte sehr zu kämpfen. Ich hatte sie fest an der Hand u. schaffte es so ganz gut. Die Sicht war recht gut, weil die Sonne nicht ganz klar war u. daher der Dunst nicht hoch kam. Das Alpenpanorama war klar vor uns gelegen u. nach der andren Seite sahen wir den Belchen u. Blauen (Badenweiler) liegen. Der Abstieg war fast noch beschwerlicher, diesmal hatte Lisl Mädi an die Hand genommen. Ich machte zwischendurch einige Aufnahmen [Abb. 10] u. so ging es ganz gut steilab. Ungeheuer viel Skiläufer, wie die Ameisen übten auf dem Abhang, der mächtig breit ist, andre waren Wanderer u. bei dem verharschten Schnee u. der Glätte war es sehr schwer u. man sah viele recht unangenehme Stürze, die aber wie fast immer nur so gefährlich aussahen. Im Hotel selbst, wo wir zu Mittag aßen, ein Riesenbetrieb, ich hörte „wie auf der Börse“, ungemütlich, laut u. als Essen – Schweinebraten. [T 08, S. 109] Im Hotel gleich Postamt, Arzt, Apotheke, Röntgenzimmer, also alles beieinander.<sup>143</sup> Wir brachen sofort nachdem wir gegessen hatten, auf u. waren um 3 Uhr zu Hause. Mausi kam gleich ins Bett u. hat für heute genug geleistet, Lisl legte sich auch hin u. ich schreibe in der Halle. Heute sah ich so recht, daß Frl. Naumann doch nicht mehr so kann, wie sie den guten Willen dazu hat. Sie kann nur recht beschränkt mitmachen u. ist irgendwelchen körperliche Strapazen nicht mehr gewachsen. Sie hat zu viel mit sich zu tun, um zu überwinden, und kann Mädi weder anfeuern, noch zu sich herannehmen. Sie ist zweifellos ein sehr angenehmer u. feiner Mensch, großartig diszipliniert u. als Erzieherin für den guten Ton sehr gut. Aber die Kinder müssen doch fürs Leben erzogen werden u. da wird man nicht viel davon merken. Es fehlt der innere Schwung, den Schwester Hedwig im Übermaße hatte. Aber lieber ist mir noch Frl. N., wenigstens hat es bis jetzt noch keine Störung gegeben u. bei Schw. Hedwig war doch das Reisen unerträglich. Nachmittags war Mädi nicht mehr fortgegangen, nur Lisl u. ich zur Bahn, Photographen u.s.w. Am Abend aßen wir pünktlich 6<sup>30</sup> u. blieben dann auf dem Zimmer. Um 9 Uhr gingen wir schlafen.*

---

<sup>143</sup> Bei diesem Hotel kann es sich nur um den „Feldberger Hof“ gehandelt haben.



Abb. 10

Frl. Naumann, Helga und Elise Zwillenberg  
auf dem Feldberg, 11. Februar 1936 (Zwillenberg-Stiftung, Bern).

*Mitwoch, 12. Februar 1936*

*Dicker Nebel, so daß man kaum die andere Seite der Straße sehen kann. Es ist auch nicht mehr so kalt. Von Lutz ein kurzer Brief mit Frage: „Wann kommt Ihr?“ Wir sind uns [T 08, S. 110] einig, am Sonntag Nachm. 2<sup>15</sup> nach Dürnheim zu fahren. Um 10<sup>00</sup> zerreißt der Nebel u. bald ist strahlendste Sonne. Wir machen uns bald auf nach Titisee hin u. zurück zu Fuß, immer im herrlichsten Sonnenschein bei wolkenlosem Himmel. Wir kamen erst 3/4 2 Uhr zum Essen. Nachmittag brachten Lisl u. ich noch bis 4<sup>00</sup> in der Sonne zu, wir kosteten den Tag richtig aus. Nachmittag waren wir alle zur Bahn gegangen, dann zum Einkaufen der Puppe „Karin“ für Mausi u. eines Skihäuschens für Lutz u.s.w. Es wurde wieder etwas kälter, Mittags waren im Schatten  $\pm 0^\circ$ . Wir aßen wieder pünktlich um 6<sup>30</sup> u. blieben Abends auf dem Zimmer, um zu schreiben. Außerdem auch zu packen, da ich morgen für 2 Tage nach Zürich fahre.*

*Donnerstag, 13. Februar 1936*

*8<sup>40</sup> Abfahrt nach Zürich. Ankunft 1/2 2 Uhr, Savoy Hotel. [...] [T 08, S. 111] [...]*

*Sonnabend, 15. Februar 1936*

*7<sup>22</sup> Abfahrt [in Zürich], Ankunft in Hinterzarten gegen 11 Uhr, ich suchte Lise u. Mausi, die meinten, ich käme erst um 2 Uhr u. fand sie allein mit Frl. Naumann auf der Eisbahn. Die drei gingen noch spazieren, während ich mich in Ordnung brachte. Mittags war unser Platz besetzt, wir aßen im großen Saal, höchst ungemütlich, Frl. Naumann [T 08, S. 112] mit einem brummigen oder strengen Gesicht, zu Mädi gar nicht nett; was ist denn los? Entpuppt sie sich? Lise meine es gehe schon einige Zeit so. Also abwarten! Auf der Eisbahn machte sie einige Schritte u. eine sehr komische Figur, Lisl u. Mausi liefen dagegen gut u. mit Temperament, das ihr ganz u. gar abgeht. Heute morgen sprach Lisl Lutz, der sich schon mächtig freut. Wir sollen am Montag um 11 Uhr bei Kohlermann sein, Nachmittag zum Kaffee. Lutz kann am Dienstag mit uns reisen, also sind wir am Mittwoch zu Hause. Das Wetter, das gestern sehr schön gewesen sein soll ist warm u. disig, es taut alles fort. Keine Sonne! Nachmittag gingen wir nur noch ein Stückchen spazieren, wie üblich, ich bezahlte meine Rechnungen u. Abends verkniffen wir uns den „Filmball“, sondern saßen in der Halle, um bald schlafen zu gehen.*

Sonntag, 16. Februar 1936

Letzter Tag in Hinterzarten! Das Wetter ist nicht besser geworden, deshalb fällt auch der Abschied nicht schwer. Die Koffer sind gepackt. Wir schlenderten auf den z. Teil aufgetauten u. vereisten Wegen mitunter wie auf Eiern am Vormittag umher, nahmen unser letztes Mittagessen ein u. fuhren nach Verabschiedung durch Hermann Riesterer um 2<sup>15</sup> nach Donaueschingen, von dort mit dem Postauto um 5<sup>25</sup> nach Dürrheim, wo wir im Hotel Kreuz abstiegen. [...]

[T 13, S. 4] Mittwoch, 29. Juni 1938

[...] Am Nachmittag gingen wir nach Hinterzarten. Wie sieht dort alles ganz anders aus gegen den Winter vor 2 Jahren. Auch das Publikum, das sich dort drängt, anders als in Titisee, ist ein ganz andres. Man sieht am Strandbad die bewußten Schilder, auch an den andren Stellen, der Stürmerkasten steht nicht mehr vor dem etwas abgelegenen Hotel Adler, sondern vor dem Bürgermeisteramt in der Hauptstraße. In der herrlichen Konditorei vom Imberry nahmen wir unsern Kaffee [Abb. 11]<sup>144</sup>. Später entdeckten wir an der innen gelegenen Türe die Plakate. Die Inhaberin erkannte Lisl sofort u. freute sich [T 13, S. 5] sehr. Bei Schmelz<sup>145</sup>, dem sauberen Geschäftchen, kaufte ich Kirsch- u. Himbeergeist – Paket nach Berlin – ein. Wir gingen nach dem Kaffee wieder zu Fuß zurück u. atmeten auf, als wir Hinterzarten hinter uns ließen. Die Ruhe u. die saubere Luft in Titisee wirkten wohltuender.



Abb. 11 Ansichtskarte des „Café Imbery“ in den 1930er-Jahren (Sammlung Weber, Bern).

<sup>144</sup> Das Café führte damals der Konditormeister Robert Imbery, der es im Jahre 1934 um eine kleine Privatpension erweiterte; <http://www.hotel-imbery.de/erleben.html#historie01> (15.10.2018).

<sup>145</sup> Das „Lebensmittelgeschäft Schmelz“ wurde von Josef Schmelz zusammen mit seiner Schwester geführt und stand im heutigen Adlerweg 25, also in unmittelbarer Nähe zum „Hotel Adler“. Freundliche Auskunft von Brigitte Ganter, Gemeindeverwaltung Hinterzarten, vom 15.10.2018.

## Nachrufe

### Rolf Süß (1933-2018)

Mit Rolf Süß, der im März 2018 kurz vor seinem 85. Geburtstag gestorben ist, habe nicht nur ich persönlich einen guten Freund verloren, sondern auch der Breisgau-Geschichtsverein muss von einem verdienstvollen langjährigen Mitglied Abschied nehmen.

Was kann einem Geschichtsverein Besseres passieren, als in seinen Reihen über den stellvertretenden Leiter des städtischen Rechnungsamtes als Kassenwart zu verfügen! Aber Rolf Süß' Engagement im Verein war keineswegs auf die Verwaltung der notorisch prekären Vereinsfinanzen und die Beratung des Vorstands bei der Haushaltsplanung beschränkt. Er brachte vielmehr auch immer wieder sein Organisationstalent und seine immensen Kenntnisse in der Freiburger Lokalgeschichte sowie in der regionalen Volkskunde ein. Außerdem war er ein begehrter Zeitzeuge.

Sein Fundus an Erinnerungen und Anekdoten, aber auch an Berichten über erstaunliche und kuriose Geschichten, die er beim unermüdlichen Stöbern in historischen Quellen immer wieder entdeckt hatte, war unerschöpflich. Und ich erinnere mich an so manche Runde, bei der die Teilnehmer gebannt seinen spannenden und oft humorvollen Erzählungen lauschten. Rolf Süß war kein studierter Historiker, der er übrigens – wie er mir mal gestand –, wenn es die Umstände nach Kriegsende zugelassen hätten, gerne geworden wäre, aber er war ein sehr kundiger und Problem bewusster Amateur, der teilweise mehr Sachverstand aufbieten und mehr selbst angeeignete hilfswissenschaftliche Fertigkeiten beim Lesen und Auswerten von Urkunden, Protokollbüchern und frühneuzeitlichen Akten einbringen konnte als so mancher Profi. Er selbst erhob nicht den Anspruch, wissenschaftliche Werke zu produzieren, aber seine Ergebnisse, etwa die Ortsgeschichte von Opfingen („Heimat am Tuniberg“, 1976) oder sein Gang durch das Rechtsleben im alten Freiburg („Hochgericht und Lasterstein“, 1980), die er stets in lockerer Form und auch für den Laien verständlich zu präsentieren verstand, waren immer wohlfundiert.

Bei Ausstellungs- oder Publikationsprojekten, die er oft selber anstieß und vorantrieb, mit ihm zusammenzuarbeiten, war bereichernd und anregend. Er verstand es, andere für seine Ideen zu begeistern und sie zum Mitmachen zu animieren. Gerne entsinne ich mich an unsere Kooperation bei einer Ausstellung zur Baugeschichte des Freiburger „Sparkassenblocks“ (1985) und vor allem beim Projekt „Stadt und Festung“ (1988), das mit Archivreisen quer durch Europa, mit der Erarbeitung einer Ausstellung in der Universitätsbibliothek und der Produktion eines zweibändigen Begleitbuchs verbunden war.

Die Geschichtsbetrachtung kam bei Rolf Süß mit seinem Interesse an der Entwicklung von Volksleben und Brauchtum zusammen. Beides war für ihn eigentlich untrennbar miteinander verbunden. Zum Ausdruck kommt das beispielsweise in seinen Büchlein zu „Geschichte und Geschichten vom Essen“ („Vom Freßbädle zur armen braven Marie“, 1976) und zu Kinderspielen und Spielzeug in der Geschichte („Enne denne ditzli“, 1977). Natürlich konnte und wollte er bei seinen volkskundlichen Betrachtungen auch die Fasnet nicht auslassen. 1967 veröffentlichte er einen maßgeblichen Aufsatz „Zur Geschichte und Gegenwart der Freiburger Fasnacht“.

Rolf Süß war ein geselliger Typ, der gleichgesinnte ‚Geschichtsfreunde‘ um sich scharte, mit ihnen Projekte auf den Weg brachte, dafür sorgte, dass sie bei der Stange blieben, und mit ordnender Hand die von den Mitspielern gelieferten Beiträge sortierte. Aus der Nähe erlebte ich das, als er sich zusammen mit Wolfgang Klug, dem ehemaligen Leiter des städtischen Vermessungsamts, und Josef Diel, damals Geschäftsführer bei der Freiburger Stadtbau, daran

machte, die Geschichte der Freiburger Barockfestung zu erforschen und zugehöriges, weit verstreut lagerndes Planmaterial zu orten. Als Verbindungsmann beim Stadtarchiv kam ich hinzu und konnte nur bewundernd staunen, wenn ich sah, wie das Trio – von seiner Umgebung ob des militärgeschichtlichen Forschungsthemas spöttisch die ‚Militaristen‘ genannt – zielstrebig an Feierabenden, Wochenenden und an extra dazu genommenen Urlaubstagen sein Unternehmen rastlos verfolgte und sich gegenseitig anfeuerte.

Es ist schade, dass aus einem weiteren Ausstellungs- und Buchprojekt in dieser Runde, an dem Rolf Süß viel lag und zu dem er bereits kräftig Vorarbeit geleistet hatte, aus verschiedenen Gründen nichts mehr wurde. Jahrelang waren in meinem Stadtarchivbüro sechs Archivschachteln mit von ihm zusammengetragenen Kopien und Exzerpten zur „Geschichte des Münsterplatzes und des Münstermarkts“ geparkt und warteten vergeblich auf den gemeinschaftlichen Ruck, dessen es bedurft hätte, das Projekt in die Gänge zu bringen. Für den ‚Erz-Freiburger‘ Rolf Süß wäre das der Gipfel gewesen.

Ulrich P. Ecker

## Lothar Böhnert (1938-2018)

Mit Lothar Böhnert verstarb im Alter von 80 Jahren eine herausragende Persönlichkeit des Breisgau-Geschichtsvereins. Lothar Böhnert wurde 1938 in Kenzingen geboren und wuchs in Müllheim auf. Nach dem Abitur am Bertold-Gymnasium in Freiburg studierte er in Freiburg Deutsch, Politik, Latein und Geschichte; für alle vier Fächer erwarb er die Lehrbefähigung. Nach einer ersten Station in Gaggenau wurde er 1971 Lehrer am Faust-Gymnasium in Staufen, dem er 31 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung 2002 verbunden blieb.

Seiner badischen Heimat ebenso wie dem Elsass war Lothar Böhnert schon aufgrund familiärer Wurzeln tief verbunden. Daraus entsprang ein frühes Engagement für die in den 1970er-Jahren neu gegründete Ortsgruppe Bad Krozingen der Europa-Union. Unzählige Exkursionen in das Elsass führte Böhnert (zusammen mit Sieglinde Lange) für die Europa-Union durch, später auch in Verbindung mit der französischen Gesellschaft „Heimetsproch und Tradition“ und dem Breisgau-Geschichtsverein. Dabei verstand Böhnert es deutlich zu machen, wie stark das Verständnis für Geschichte unser eigenes Erleben und Handeln in der Gegenwart positiv prägen kann.

In diesem Sinne folgte Böhnert Ende der 1970er-Jahre einer Einladung, der von dem Schlatter Pfarrer und Kirchenhistoriker Dr. Theodor Kurrus neu gegründeten Kommende Schlatt des Lazariter-Ordens beizutreten. Dabei ging es eben nicht nur um die Erinnerung an eine historische Episode des südlichen Breisgaus, sondern auch um ein karitatives Engagement in der Gegenwart. Gleiches galt für die Tätigkeit Böhnerts für den von Heinrich Tutschku, Rektor des Faust-Gymnasiums, und Staufens Stadtpfarrer Schmutz gegründeten Ableger des „Kulturwerks für Südtirol“. Böhnert sammelte Gelder für den Erhalt der deutschen Sprache und Kultur in Südtirol, erkannte aber bald, dass die „Südtiroler reicher sind als wir“ (Zitat Böhnert), worauf das Kulturwerk im Raum Bad Krozingen seine Tätigkeit einschlafen ließ.

Sein besonderes Interesse widmete Böhnert der Archäologie der Römerzeit. Als erster machte er breite Kreise auf die bedeutende römische Siedlungstätigkeit im südlichen Breisgau aufmerksam, obwohl damals wichtige Funde wie beispielsweise die erst später ausgegrabene Villa in Heitersheim noch fehlten. Böhnerts Einsatz war in Bad Krozingen die Wiederherstellung eines römischen Brunnens an der Basler Straße sowie die Erhaltung eines römischen Kellers im Kurggebiet zu verdanken. Ein 1985 publizierter Führer zu den römischen Fundstellen im Breisgau musste insgesamt fünf Mal aufgelegt werden.

So war es nur eine logische Folge, dass Böhnert 1985 eine Sektion des Breisgau-Geschichtsvereins in Bad Krozingen gründete, die er sehr erfolgreich führte. Die von Böhnert zumal nach seiner Pensionierung angebotenen Exkursionen, bei denen er mit der von Siegfried Pfadt geleiteten Sektion Staufen zusammenarbeitete, erfreuten sich dank sorgfältiger Vorbereitung großen Andrangs. Dazu gehörte für Böhnert auch immer die gesellige Einkehr in „einer leistungsfähigen Wirtschaft“ (Zitat Böhnert). Rasch gewann er eine große Zahl von Mitgliedern für den Breisgau-Geschichtsverein, sodass die Sektion Bad Krozingen zur bedeutendsten des Gesamtvereins wurde.

Unter dem Leitwort „Mehr sehen – mehr erleben“, das sein Geschichtsverständnis prägnant zusammenfasste, brachte Böhnert 1986 in Zusammenarbeit mit Walter Fauler einen umfangreichen Stadtführer von Bad Krozingen heraus, der nach wie vor ein Standardwerk ist. Böhnert gelang es damit, in der ungemein schnell gewachsenen Kurgemeinde erstmals ein kulturelles Verständnis für historische Denkmäler zu wecken. Für Staufen und Edingen beteiligte er sich an der Erarbeitung von pädagogischen Handreichungen zur Stadtgeschichte (Herausgeberin Elisabeth Erdmann), die in sehr ansprechenden Drucken wiederholt aufgelegt wurden. Auch

am Eschbacher Heimatbuch zeichnete er ebenso mitverantwortlich wie er die Herausgabe historischer Bildbände durch Peter Krusche in Bad Krozingen anregte. Maßstäbe setzte Böhnert bereits zu einem frühen Zeitpunkt durch Interviews mit Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs.

Lothar Böhnerts vielfältiges Engagement wurde 2008 mit der Verdienstmedaille der Stadt Bad Krozingen geehrt. Nach langer, sehr schwerer Krankheit verstarb Lothar Böhnert am 30. April 2018. Wir werden sein Andenken in Ehren halten.

Jörg Martin

# Buchbesprechungen

## *Landes- und regionalgeschichtliche Literatur*

Armut im ländlichen Raum während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, hg. von HEIKO HAUMANN (Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden 2), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2017, 112 S., zahlr. Farb- u. S/W-Abb.

Ein ansprechendes Buch, auf dem Umschlag fünf Tagelöhner, die im Kappler Stollen ihrer schweren Arbeit nachkamen und nur kurz für ein Foto still saßen. Wieder ein nicht nur lesenswertes, sondern auch ergreifendes Buch dieser Schriftenreihe, das von acht Autoren unter der Ägide von Prof. Heiko Haumann entstand. Lehrer, Archivare und Heimatforscher aus Süd- und Mittelbaden wandten sich dem Thema Armut mit seinen vielfältigen Formen zu wie Hungersnot, Arbeitslosigkeit, Vertreibung, Ausgrenzung, hohe Kindersterblichkeit.

Längst nicht alle Gemeinden im Regionalgebiet des Elztals und des mittleren Schwarzwalds sahen Armut und Not als Folge von strukturellen Veränderungen wie starkes Bevölkerungswachstum, Naturkatastrophen, politische und wirtschaftliche Verhältnisse (Kriege, Zehntablösung) sowie fehlende Arbeitsplätze, welche zur Auswanderung ganzer Familien führten. Frauen mit unehelichen Kindern ließ man besonders gerne ziehen, kam daher auch für deren Reisekosten auf (S. 11ff.). Vielerorts sah eine „unbarmherzige Gesellschaft“ (S. 62) im 19. Jahrhundert darin lediglich Unsittlichkeit, Arbeitsscheu, Liederlichkeit, Verwilderung und Verkommenheit. Wie schwer es aber war, eine Familie zu ernähren, wenn ein Hof mit dem dazu gehörenden Land gleich in zwei, dann in vier Güter aufgeteilt wurde, von denen man nochmals kleine *Tagelöhnergütle* für weitere Kinder abspaltete, wurde wohl nicht bedacht. Land, das ursprünglich nur einem Stamm zur Versorgung gedient hatte, musste nun gleich neun Familien ernähren (S. 72).

Die Aufsätze schildern Einzelschicksale, beruhend auf Forschungen der Autoren, teilweise auch auf der Auswertung vorhandener Ortschroniken. Eindrucksvoll wird beispielsweise das Schicksal einer jüdischen Familie in Bühl wiedergegeben, deren rechtlicher Status – ob Schutzrecht oder nur Bleiberecht – ihnen erst durch das Gesetz von 1862 im Großherzogtum Baden die Gleichberechtigung und damit die Armenunterstützung durch die (christliche) Gemeinde zusprach. Durch sozialpolitische Maßnahmen wie die Förderung neuer Gewerbezweige suchte der Obervogt in Triberg (S. 94), die Lebensverhältnisse zu verbessern. Er unterstützte das von Frauen und Kindern in Heimarbeit übernommene Strohflechten, das der Familie einen Zusatzverdienst ermöglichte. Später wurde es in Manufakturen und schließlich in Fabriken mit neuester Maschinenteknik betrieben. Die beginnende Industrialisierung bot inzwischen den Daheimgebliebenen neue Arbeitsplätze.

Ursula Huggle

THOMAS BILLER/BERNHARD METZ: Die Burgen des Elsass. Architektur und Geschichte, Bd. I: bis 1200, hg. vom Alemannischen Institut Freiburg i.Br., Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2018, 512 S., 136 Abb.

Es gibt sie – diese Bücher, an denen man als Rezensent nichts, überhaupt gar nichts auszusetzen hat. Zu dieser seltenen Spezies gehört das monumentale Werk des Kunsthistorikers und Bauforschers Thomas Biller und des Historikers Bernhard Metz. Die Wartezeit auf den nun vorliegenden Band I (die Bände II und III sind bereits erschienen, Bd. IV ist in Vorbereitung) hat sich vollauf gelohnt. Sorgfältige Grundlagenforschung braucht ihre Zeit, darauf muss man in unserer schnelllebigen Zeit – in der scheinbar alles im „Netz“ vorhanden zu sein scheint – immer mal wieder hinweisen.

Nach der grundlegenden Einführung in das Gesamtprojekt hinsichtlich der Methodik und der vorhandenen Quellen folgt der historische Hintergrund. Hier werden umfassend das Elsass und seine wirtschaftliche Grundlage vorgestellt, dann die verschiedenen sozialen Gruppen, sodann die politische Entwicklung seit dem 10. Jahrhundert. Grundlegendes zu den möglichen Vorläufern und zu frühen Burgenbauten wird präsentiert, und damit sind besonders die Anlagen des 12. Jahrhunderts gut zu charakterisieren. Es folgen die Beschreibung und Bewertung der verschiedenen Bauteile, der Mauerwerke und Zierformen sowie der Indizien zum Bauablauf. Im Katalog werden 18 Burgen vorgestellt, deren wesentliche Erbauungszeit und Baubestand in die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts gehören (das Gesamtprojekt wird 88 Burgen umfassen, von denen nun drei Viertel vorliegen). Trotz vieler offener Fragen zeigt sich, dass inzwischen der Forschungsstand zu den Bauwerken selbst im Elsass viel besser ist als im rechtsrheinischen Gebiet. Für Südbaden wäre (zu S. 126, Anm. 79) noch auf einige Bauaufnahmen hinzuweisen (Stefan King zu Landeck und zu Badenweiler, in: *Burgen im Breisgau. Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich*, hg. von ERIK BECK u.a. [Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 18], Ostfildern 2012, S. 343-348 bzw. S. 349-354).

Inzwischen konnten im Elsass auch mehr archäologische Grabungsergebnisse berücksichtigt werden. Jedoch liegen für viele Burgen noch keine archäologischen Ergebnisse vor, was künftig jedoch durch umfassende Surveys wettgemacht werden könnte (Anmerkung des Rezensenten). Im Einzelfall könnte beispielsweise eine etwaige ältere Bebauung schon früh abgeräumt worden sein, die sich aber durch Oberflächenfunde noch nachweisen lässt.

Dass der Band I erst jetzt – nach Band II und III – erschien, kam ihm sicher zugute. In den letzten Jahrzehnten gab es doch eine Reihe von Forschungen und Veröffentlichungen zum frühen Burgenbau im Elsass, aber auch international, die nun überblickt werden können. Zu der sehr guten, ausführlichen Bibliographie wären noch einige Neuerscheinungen wie etwa JACKY KOCH: *L'Art de bâtir dans les châteaux forts en Alsace (Xe-XIIIe siècle)*, PUN-Éditions Universitaires de Lorraine, Nancy 2015, sowie NICOLAS MENGUS/JEAN-MICHEL RUDRAUF: *Châteaux forts et fortifications médiévales d'Alsace. Dictionnaire d'histoire et d'architecture*, La Nuée Bleue/DNA, Strasbourg 2013, hinzuzufügen.

Der gewichtige Band von Biller/Metz zeugt von einer tiefen Durchdringung des Gegenstands, aber gleichzeitig vom weiten Horizont der Autoren über die internationale Burgenforschung und die Burgen selbst, aber auch über den gleichzeitigen Kirchenbau und die grundlegenden historischen Entwicklungen. Das Buch ist mit enormer Erfahrung und großen Hintergrundwissen geschrieben, was es grundlegend von den heutzutage schnell zu schreibenden akademischen Erstlingsarbeiten unterscheidet. Viele historische Abläufe und Veränderungen an den Bauwerken sind dabei ausgezeichnet erfasst und teilweise – mit der jeweils gebotenen Vorsicht – auch auf andere Landschaften zu übertragen. Es ist ein Standardwerk für die Burgenforschung entstanden, das sicher eine wesentliche Grundlage für künftige Forschungsvorhaben bilden wird. Gleichzeitig kommt bereits eine Vorfreude auf den Band IV auf, der den Burgenbau nach 1300 erfassen wird. Der Band eignet sich besonders zur Vorbereitung von Burgenfahrten zu Hause sowie zum Nachlesen, um das vor Ort Gesehene verstehen und einordnen zu können. Es ist mir daher eine angenehme Pflicht, nicht nur den Autoren für den „großen Wurf“ zu danken, sondern auch dem Alemannischen Institut und dem Deutschen Kunstverlag, dass sie über lange Zeit hinweg an diesem wichtigen Projekt festgehalten haben.

Heiko Wagner

LARS BLÖCK: *Die römische Besiedlung im rechten südlichen Oberrheingebiet (Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg 1)*, Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden 2016, 511 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb., Diagramme, Karten sowie 24 Beilagen.

Die provinzialrömische Dissertation eröffnet die neue Publikationsreihe des Landesamtes für Denkmalpflege, in der die bisherigen „Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte“, „Materialhefte zur Archäologie“ und die Schriften zur Archäologie des Mittelalters zusammengefasst werden. Lars Blöck

beschäftigt sich in seiner Arbeit mit der Besiedlungsgeschichte zwischen dem nördlichen Kaiserstuhl und dem Hochrhein, wobei geographisch den Befunden Riegel, Badenweiler, Bad Krozingen, Umkirch, Kirchzarten-Burg, Sulzburg, Ihringen, Bad Säckingen und Herten, typologisch den Axialhofanlagen und Streuhofvillen, sowie deren Zuordnung zu Verkehrsachsen und einer chronologischen Abfolge besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde. Dem analytischen Hauptteil mit nahezu 280 Seiten ist ein fast 200-seitiger Katalogteil mit den Einzelbefunden angeschlossen. Alle Abschnitte sind reich bebildert und mit Kartenbeilagen, typischen Merkmalen archäologischer Publikationen, versehen.

Der untersuchte südliche Oberrhein ist das einzige rechtsrheinische Gebiet, in dem die Axialhofvillen, wie sie ansonsten eher im heutigen Frankreich anzutreffen sind, nachzuweisen sind. Das Nebeneinander von Streuhofvillen und diesen Axialhofvillen deutet auf Besiedlungsaktivitäten gallo-römischer Eliten oder von ihnen abhängigen Personen im rechtsrheinischen Landstrich hin. Hinzu kommt die Beobachtung, dass die Axialhofanlagen nur in ackerbaulich und verkehrstopographisch herausragenden Lagen anzutreffen sind. So befinden sich Riegel an der nördlich des Kaiserstuhls verlaufenden West-Ost-Verbindungen, Merdingen und Heitersheim eher an der südlich des Kaiserstuhls verlaufenden Straße. Für Heitersheim und Merdingen wagt Blöck anhand der Speichergebäude sogar die Hochrechnung einer Bewirtschaftungsfläche von annähernd 90 bis 120 bzw. 80 bis 120 ha für den Getreideanbau. Auch chronologisch entsprechen die Besiedlungen in der neronisch-flavischen Zeit in Wyhlen am Hochrhein und der ältesten Siedlung in Riegel an der nördlichen Kaiserstuhlstraße der West-Ost-Ausrichtung der Verkehrswege. In der spätflavischen Zeit folgen Orte an der in Nord-Süd-verlaufenden Straße in Bad Krozingen und Umkirch, insbesondere an den Knotenpunkten von Ost-West und Nord-Süd-Richtung verlaufenden Straßen. Im 2. Jahrhundert folgen Siedlungen am Schwarzwaldrand, wie z. B. Kirchzarten, als die Orte an der Nord-Süd verlaufenden Straße bereits Reduktionsprozessen unterworfen waren.

Zeitlich betrachtet intensiviert sich die Besiedlung seit spätflavischer Zeit bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts, wobei u. a. der Bergbauvicus in Sulzburg ein Indiz für veränderte wirtschaftliche und siedlungsstrukturelle Faktoren stehen könnte. In der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts nimmt Blöck eine rückläufige Besiedlungsintensität an, die sich in der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts verstärkt, wobei kriegerische Auseinandersetzungen nicht die ursächlichen Gründe sein dürften. Stattdessen werden Veränderungen der Wirtschafts- und Besiedlungsstrukturen angenommen. So stagnieren auch die gallo-römischen Hofanlagen als Getreideproduzenten um 280/290. Aber sie gehen gerade nicht mit der Aufgabe des obergermanischen Limes um 260/270 zugrunde, wobei Blöck die Ursachen dafür eher im Ausbau der Rheingrenze am Ende des 3. Jahrhunderts annimmt. Dennoch bleibt das Ende der römischen Besiedlung nach wie vor undeutlich. Erst mit der 2. Hälfte des 4. und im frühen 5. Jahrhundert sind eindeutige Veränderungen durch das zeitlich parallele Nebeneinander von Flachland- und Höhengründungen festzustellen, wie auch römische und nicht-römische Güter nebeneinander auftreten. Mit diesen differenzierten Feststellungen verweist Blöck den Zusammenbruch der römischen Besiedlung östlich des Rheins durch die „Alamanneneinfälle“ weitgehend in das Reich der Fabel und interpretiert die Veränderungen der Besiedlungsgeschichte klar als Ergebnis sozialer und wirtschaftlicher, nicht vorwiegend militärisch-kriegerischer Veränderungen.

Dieter Speck

ANDREAS EBNER: Als der Krieg den Fußball fraß. Die Geschichte der Gauliga Baden 1933-1945, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 1916, 512 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb. sowie Graphiken, inkl. CD-ROM.

„[...] der 1. FC Pforzheim und der Freiburger FC schafften es auch diesmal nicht, sich in der Galerie der Gauligameister zu verewigen.“ Platz 1 mussten sie 1938/39 den beiden „Mannheimer Abonnementsmeistern“ SV Waldhof und VfR (Verein für Rasenspiele) überlassen. Nordbaden und speziell Mannheim war das Schwergewicht im badischen Fußballgeschehen, das in den 1890er-Jahren eingesetzt hatte. Im Rhein-Neckarraum hat sich Andreas Ebner für diesen Sport begeistert, und unermüdlich sammelt er Daten und Fakten zu dessen Geschichte, so intensiv, dass er ein einschlägiges Archiv besitzt. In einer über

500 Seiten starken im wahren Wortsinn gewichtigen Publikation hat er die badische Fußballgeschichte der Jahre 1933 bis 1945 dokumentiert. Er wählte diese zwölf Jahre, die mit der NS-Herrschaft einhergehen, da er bezüglich seines Interessengebiets Forschungsbedarf feststellte; gleichzeitig boten sie ihm aber einen reizvollen Rahmen, denn damals waren alle badischen Fußball-Vereine in einem Verband vereinigt. Vor 1933 hatten die Vereine aus dem nördlichen Teil Nordbadens mit den Vereinen aus der Pfalz eine Spielklasse gebildet (Bezirksliga Rhein bzw. Rhein-Saar), die Vereine aus Mittel- und Südbaden gehörten zur Bezirksliga Württemberg-Baden. Und da die verbandliche Einheit das Kriegsende nicht überlebt hat, gibt es bis heute als Folge der Einteilung der Besatzungszonen im ehemaligen Baden zwei Fußballverbände.

Ebner stellt den Fußball-Gau 14 Baden vor als einen von 16 Fußball-Gauen im Deutschen Reich. Die Gauliga war damals die höchste Spielklasse und insofern Vorläufer der Bundesliga. 41 Mannschaften bzw. Vereine gehörten der Gauliga Baden an, darunter vier Kriegsspielgemeinschaften und ein Luftwaffensportverein. Als Statistikliebhaber hält Ebner fest, dass im Untersuchungszeitraum über tausend Gauliga-Spiele absolviert wurden und fast 1900 Spieler aktiv waren, die er namentlich festhält. Auch die Besucherzahlen hat er im Blick: Etwa 2,5 Millionen Zuschauer sahen rund 4000 Tore. Ebner strebte an, „zu jedem Verein eine Einsatzstatistik aller (bekannt)en Spieler“ zu erstellen; er gibt aber auch Auskunft über die Trainer, Schiedsrichter und Funktionäre. Ein gesondertes Kapitel widmet er den Spielern „aus anderen Nationen“. Türkei, Österreich, Tschechei, Schweiz, Niederlande, Frankreich, Italien, Spanien, Kroatien, Polen sind als Herkunftsländer genannt. Erhellend dazu ein Zitat von Seite 42, entnommen dem Bereichsverordnungsblatt von 1942 (des NSRL, Reichsbund für Leibesübungen): „Personen fremder Staatsangehörigkeit, Staatenlose und Volksdeutsche dürfen nur mit Genehmigung der Reichsführung des NSRL (Auslandsabteilung) als Gastmitglieder aufgenommen werden.“

In einer fast 30-seitigen Einleitung stellt der Autor seine Ziele und Methoden vor, sehr ausführlich die Quellen, die in den Fußnoten wieder auftauchen, dann auch im Literatur- und Quellenverzeichnis und teilweise im Abkürzungsverzeichnis. Er arbeitet also höchst transparent und achtet auf korrekte Namensnennung im Kampf mit mancher Ungenauigkeit zeitgenössischer Presseberichte. Gerade die letzteren wollte er aber nicht missen, ausdrücklich betont er die damals große Dichte von Lokalzeitungen. Der Hauptteil besteht vom Umfang her in den Abhandlungen über die Ereignisse während der 12 Spielzyklen: sechs in der Vorkriegszeit, sechs während des Krieges. Eine Badenkarte zeigt jeweils zu Beginn die Standorte der Gauliga-Vereine. Die Punkte konzentrieren sich regelmäßig um Mannheim und Karlsruhe, auch Rastatt kommt vor oder überraschend Karlsdorf. Standhaft halten sich in Südbaden die beiden Freiburger Vereine SC und FC, zu deren Geschichte daher in jeder Spielzeit Informationen in Wort und oft auch im Bild zu finden sind. 1933/34 stellte Freiburg den „Torschützenkönig“: Heinz Peters vom FFC mit 15 Treffern, zu entnehmen dem zu jeder Spielzeit gebotenen Kästchen mit Kerndaten wie „Deutscher Meister, Meister der Gauliga, Absteiger in die Bezirksklasse, Aufsteiger, Zahl der Spiele“.

In der Spielzeit 1943/44 verrät die Kartenskizze, dass Baden in drei Gruppen aufgeteilt wurde: Nord, Mitte und Süd. In Süd erscheint erstmals Emmendingen FV 03; Freiburg ist mit fünf Vereinen vertreten, neben den beiden gewohnten: Spielvereinigung Wiehre, FC Kickers Freiburg und der Luftwaffensportverein Freiburg. Letzteren erwähnt Ebner schon in der Einleitung (S. 34), und er beklagt, dass nur wenige Informationen vorlägen. In diesem Kapitel (S. 269) kann er aber ein konkretes Ereignis benennen: „Zum ultimativen Spitzenspiel standen sich der FFC und der LSV am 16. Januar 1944 vor rund 1000 Zuschauern auf dem Alemanniaplatz – der ‚Heimstätte‘ des LSV Freiburg – gegenüber. Das 2:1 hielt dem LSV noch alle Optionen offen [...]“. Stark präsent ist Freiburg im Großkapitel mit Spielerbiographien. Während der Materialsuche nahm Ebner Kontakt auf zu Nachfahren früherer Freiburger Spieler wie Hans Büchner, Arthur Kassel, Karl Keller, Eugen Koßmann oder Otto Lehmann (alle FFC), 2013 unterstützt durch einen Aufruf in der Badischen Zeitung.

In Interviews zu seinem Werk wurde Ebner oft die Frage gestellt, wie er es mit dem politischen Begleitproblem, also dem Einfluss der NSDAP, halte. Mit den Berichten vom Spielgeschehen ließ sich diese

Diskussion nur punktuell verbinden, da „der Untersuchungsgegenstand nicht primär an den politisch-historischen Ereignissen, sondern an den sportlichen Ereignissen ausgerichtet war“ (S. 15). Ebner lässt aber keinen Zweifel an der Tatsache, dass die Partei über allem wachte. Im Rahmen des Kapitels „Der Aufbau der Sportorganisation im Deutschen Reich und in Baden“ beleuchtet er gezielt die politische Vergangenheit der in der Gausportführung tätigen Funktionäre. Er nennt 16 Personen, von denen drei hauptamtlich tätig waren. In 15 Fällen konnte er die Spruchkammerakten einsehen und daraus eine Kurzdarstellung erstellen. Er resümiert, dass die Sportfunktionäre, die zusätzlich ein politisches Amt hatten, als Belastete eingestuft wurden, die Ehrenamtlichen, auch wenn sie Parteimitglieder waren, nur als Mitläufer oder gar als nicht betroffen beschieden wurden. Ausführlich geht Ebner auf Gausportführer Herbert Kraft ein, über den wissenschaftliche Biographien vorliegen. Er erwähnt Krafts Zuständigkeit für den Sport im Elsass nach 1940, das administrativ dem Gau Baden angegliedert wurde. Was den Fußball betrifft, wurde es zum Gau 14 a. Die Antwort auf die Frage, was sich auf dem Gebiet des Fußballs im Elsass bis 1944/45 abgespielt hat und inwieweit die Vereine über den Rhein hinweg kooperierten, könnte eine interessante Fortsetzung dieser Dokumentation sein.

Renate Liessem-Breinlinger

Erinnerungsorte des Mittelalters am Oberrhein, hg. von JÜRGEN DENDORFER (Schlaglichter regionaler Geschichte 4), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin/Wien 2017, 194 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Im Rahmen des 75-jährigen Jubiläums der Abteilung Landesgeschichte am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg fand im Sommersemester 2016 an der „Samstags-Uni“ eine Vortragsreihe zum Thema „Erinnerungsorte des Mittelalters am Oberrhein“ statt. Daraus hervor ging der von Jürgen Dendorfer herausgegebene, acht Beiträge umfassende Vortragsband. Erinnerungsorte sind dabei nicht nur im konkreten, sondern auch übertragenen Sinn zu verstehen: Es können sowohl Orte, Gebäude, Ereignisse als auch Personen gemeint sein. Wichtig dabei ist nicht die Frage, wie etwas tatsächlich gewesen ist, sondern wie sich die Menschen und Gemeinschaften erinnerten und welche Geschichten sie darüber erzählten. Im Dreiländereck Frankreich, Schweiz und Deutschland konnten sowohl die Erinnerungsorte als auch die nationalen Erinnerungskulturen sehr unterschiedlich ausfallen, was das Buch mit seinen Aufsätzen verdeutlicht.

Den Auftakt macht HEINRICH SCHWENDEMANN, der das neben dem Straßburger Münster wohl bekannteste Bauwerk des Elsasses vorstellt, die etwa 10 km westlich von Schlettstadt gelegene Hohkönigsburg. Die auf das 12. Jahrhundert zurückgehende Burg wurde zwischen 1901 und 1908 unter Kaiser Wilhelm II. durch den Berliner Architekten und Burgenforscher Bodo Ehardt für 2 Millionen Mark restauriert und spiegelt „die Renaissance des Burgenbaus als architektonischem Symbol dynastischer Macht“ wider. Detailliert geht er auf die Erinnerungskultur beiderseits des Rheins ein, zitiert u. a. einen französischen Burgführer aus dem Jahr 1922, in dem von einem Bauwerk eines „von Größenwahn befallenen Fürsten“ zu lesen ist, stellt aber auch klar, dass während der NS-Besatzungszeit die Hohkönigsburg nicht propagandistisch genutzt wurde, „da sich in ihr [...] ein dynastisches Denkmal der Hohenzollernmonarchie manifestierte“. Der heiligen Odilia widmet sich BARBARA FLEITH. Es gelingt ihr bewusst zu machen, dass der Heiligen für die Menschen am Oberrhein über Jahrhunderte ein identitätsstiftender Charakter zukam, der erst im 19. Jahrhundert verloren ging. Als noch heute sichtbare Erinnerungsorte beiderseits des Rheins gelten der Mont Sainte-Odile mit dem Kloster Hohenburg, die St. Ottilienkapelle bei Freiburg und das schweizerische Arlesheim. Die Herzöge von Zähringen waren das Herrschergeschlecht im Hochmittelalter am Oberrhein. THOMAS ZOTZ macht deutlich, dass ihnen auch 800 Jahre nach ihrem Aussterben eine große Bedeutung zukommt und sie über die Jahrhunderte unvergessen waren und heute noch sind: So beriefen sich z. B. die Markgrafen und späteren Großherzöge von Baden auf die Zähringer als ihre Vorfahren und der Bund der Zähringerstädte sieht sich ebenfalls in einer gemeinsamen Tradition. Dies zeigt sich aktuell in der Wanderausstellung „Die Zähringer – Mythos und Wirklichkeit“, die ab Ende 2018 bis 2022 in allen Zähringerstädten auf Deutscher und Schweizer Seite zu sehen sein wird. Das auch

der mittelalterliche Minnesang im 19. und 20. Jahrhundert wiederholt einen konkreten Ort in der materiellen Erinnerungskultur erhielt, zeigen die Wandmalereien und Skulpturen oder die Benennung von Straßen und Schulen. Herausragendes Beispiel dieser Liedkunst ist die Manessische Liederhandschrift, die zwischen 1300 und 1340 in Zürich niedergeschrieben wurde und die JOHANNA THALI dem Leser näherbringt. PETER NIEDERHÄUSER stellt zu Recht fest, dass für die Habsburger, die er in diesem Sammelband bearbeitet, die Vorlande und damit der Oberrhein Peripherie waren und die alten Stammlande an Rhein und Reuss erst in den letzten Jahren als habsburgisches Gebiet wiederentdeckt wurden. Geschuldet war dieses Erinnerungsproblem einem fehlenden Herrschaftszentrum und fürstlicher Präsenz am Oberrhein sowie Einschnitte in den Jahren 1415, 1648, 1805/06 und 1918. Der Dekapolis im Elsass gilt das Augenmerk von OLIVIER RICHARD. Dieser Bund – in wechselnder Kombination – setzte sich aus den Reichsstädten Weißenburg, Hagenau, Selz, Oberehnheim, Rosheim, Schlettstadt, Colmar, Kaisersberg, Türkheim, Münster, Mülhausen und Landau zusammen. Sichtbar wird die Bedeutung dieser Vereinigung und Erinnerung an sie noch heute im „salle de la Décapole“ der Rathäuser von Münster, Colmar, Türkheim oder Mülhausen. BIRGIT STUDT kommt die Aufgabe zu, den Humanismus am Oberrhein vorzustellen. Als Anknüpfungspunkt dient ihr Schlettstadt und die dortige Humanistenbibliothek, die ihre große Bedeutung den Bücherstiftungen der Lehrer und Schüler der dortigen Lateinschule und vor allem den Büchern aus dem Nachlass des Gelehrten Beatus Rhenanus verdankt. Sie stellt fest, dass „in Schlettstadt die Humanisten für den literarischen und publizistischen Kampf für ihre neuen Bildungsziele in Wissenschaft, Kirche, Gesellschaft und Politik“ bestens vorbereitet wurden. Letzter Erinnerungsort des Vortragsbandes ist das bereits angesprochene Straßburger Münster. Der Kunst- und Architekturhistoriker PETER KURMANN beschreibt den Kirchenbau in aller Ausführlichkeit, geht auf den gescheiterten Versuch Hitlers ein, das Straßburger Münster in einen deutschen Nationaldom zu verwandeln, und verdeutlicht den europäischen Charakter, da sich in ihm die rheinische Spätromanik, die französische Früh- und Hochgotik sowie die böhmische und süddeutsche Spätgotik begegnen.

Die Reihe „Schlaglichter regionaler Geschichte“ ist darauf ausgelegt, einer breiten Leserschaft die Geschichte der Oberrheinregion in wissenschaftlich fundierter aber zugleich allgemeinverständlicher Form näherzubringen. Vor allem Heinrich Schwendemann und Thomas Zotz ist dies mit ihren Aufsätzen bemerkenswert gut gelungen. Den Band schließen weiterführende Literaturangaben zu den jeweiligen Themen ab.

Hans-Peter Widmann

LISBETH EXNER/HERBERT KAPFER: *Verborgene Chronik 1915-1918*, hg. vom Deutschen Tagebucharchiv, Verlag Galiani, Berlin 2017, 815 S.

Das Gedenken an die hundertste Wiederkehr des Ersten Weltkrieges hat weite historische, aber auch literarische Kreise gezogen. Aus diesem Rahmen fällt eine vom Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen von der Publizistin Lisbeth Exner und dem Rundfunkredakteur Herbert Kapfner herausgegebene Publikation. Aus dessen Beständen, die den Krieg in all' seinen Facetten von der Ebene des unmittelbar beteiligten und mehr oder weniger unbeteiligten Zeitgenossen aus deren Tagebuchnotizen nachvollziehbar, zumindest verständlich erscheinen zu lassen. Zu diesem Behufe wurde für den Zeitraum von 1915 bis zum Ende des Krieges und den revolutionären Ereignissen über den Jahreswechsel 1918/19 – ein Vorgängerband für das Kriegsjahr 1914 war bereits 2014 vorgelegt worden – Tag für Tag von 111 Beiträgern in 1.519 Einträgen ein breites Kaleidoskop des Kriegsalltages gezeichnet. Dessen Ebenen behandeln dabei sowohl die Front als auch Etappe, Lazarett, Kriegsgefangenenlager und Heimat, aber auch die täglichen Leiden, Bedürfnisse und Stimmungslagen. Die Verfasser rekrutieren sich aus allen Schichten der Bevölkerung, soweit sie Materialien im Tagebucharchiv hinterlegt haben. Einzig eine nicht in Emmendingen aufbewahrte militärische Quelle eines Nachrichtenoffiziers durchbricht diese Vorgabe. Die im knapp hundert Seiten umfassenden Anhang wiedergegebenen biographischen Notizen illustrieren die Vielfalt der Tagebuchschreiber und deren Funktion in der Kriegsmaschinerie. Des Weiteren erleichtern Quellen-

beschreibung, editorische Hinweise, eine Zeittafel mit Verweisen auf die zugehörigen Tagebuchauszüge und ein Ortsregister die Einordnung der jeweiligen Tagesereignisse im Kriegsgeschehen.

Dennoch hinterlässt diese Chronik keinen nachhaltigen Eindruck: Zu disparat, ja teilweise banal und aus dem Zusammenhang gerissen, bleibt das Bild des Krieges seltsam blass und verschwommen, wie es Geschichte „von unten“ eben nur zu leisten vermag. Angesichts einer Vielzahl von Einsatzarten und -orten fällt es dem Leser schwer, einen Überblick zu gewinnen und die rechte Einordnung zu treffen. Mit ein Grund hierfür ist auch das Fehlen einer wissenschaftlichen Edition bzw. Hinterfragung der einzelnen Tagebuchausschnitte. Dem Rezensenten jedenfalls wurde ein Erkenntnisgewinn über jene Zeit aus den vorgelegten Materialien nicht zuteil.

Karlheinz Deisenroth

Frauen im Leben der Kirche. Quellen und Zeugnisse aus 2.000 Jahren Kirchengeschichte, hg. von NORBERT OHLER, Aschendorff Verlag, Münster 2015, 350 S., zahlr. Abb.

Eine zündende Idee wird hier verwirklicht, nämlich die Veröffentlichung einer Sammlung zum Thema Frau im Rahmen der Kirche von den Anfängen bis heute. Das können sein: Äußerungen, Einschätzungen, Formulierungen, Einordnungen, aber vor allem auch – wohl fast in der Mehrzahl – Bemerkungen über sie, die häufig ihre dienende Funktion und Unterdrückung, aber auch ihr Selbstbewusstsein hervorheben, und zwar sehr lebendig im O-Ton, wobei die erwähnten Frauen zwischen den Extremen Äbtissin und Zauberin einzustufen sind.

Die Zitate stammen aus allen möglichen Quellen (auch Abbildungen), lateinische Texte werden übersetzt und jeder Eintrag wird mit einer sehr informativen Erklärung versehen. Wer einmal Lexikonartikel verfasste, weiß, welches enzyklopädische Wissen hierfür Voraussetzung ist und welche Verpflichtung zur konzisen Kürze des Textes eingehalten werden muss. Diese Schwierigkeiten beherrscht der Freiburger Historiker souverän. Man kann nur bewundern, wie ihm die Interpretation frühmittelalterlicher Texte gelingt (und ihm übrigens auch die erste Nennung von Christen zur Zeit des römischen Kaisers Trajan nicht entgeht), ebenso wie die treffende Charakterisierung der gegenwärtigen Diskussion einerseits über Frauen, die zwar in katholischer Theologie habilitiert, aber andererseits von kirchlichen Weiheämtern ausgeschlossen sind.

Das Mittelalter nimmt als Grundlegung vieler Traditionen großen Raum ein, die Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts nur wenig, wogegen das 19. wieder mehr Stoff bietet und als Sprungbrett für das vielfältige 20. (und sogar 21. Jahrhundert) dient. Für die Epoche seit 1950 nutzt der Verfasser zum Teil Selbsterlebtes; auch werden Querverbindungen zum Heute gezogen. Eine klug durchdachte Zeittafel (vielleicht hätte man sie an den Anfang des Buches setzen sollen?) führt den Leser als ein intelligenter Leitfaden durch die Jahrhunderte. Register und Literaturverzeichnis fehlen nicht. Der sachliche Rahmen ist weit gefasst. Man kann die Mühe des Herausgebers bei der Abgrenzung dieses schier uferlosen Themas nachvollziehen, dessen farbige Vielfalt den Leser überwältigt. Mit Recht nennt Ohler sein Werk „eine nachdenklich machende, unkonventionelle, bunte Ergänzung zur herkömmlichen Kirchengeschichte“, deren Schilderung hier mit Begeisterung geschieht. Sie nimmt den Leser gefangen. Legenden, Berichte, erzählende, rechtsetzende, bildliche Quellen werden hier verlässlich und vor allem in ihre Zeitumstände eingebettet vorgestellt, auch quellenkritisch geprüft, berichten hier eben sehr häufig Männer Männern über Frauen; auch frauenfeindliche Äußerungen werden nicht verschwiegen.

Die wissenschaftlich solide Auswahl soll anleiten (als Arbeitshilfe in der Jugend- und Erwachsenenbildung) und unterhalten. Gerade die „häppchenweise“ Information verlockt zum Lesen und Stöbern (und gewinnt eventuell dem Buchstudium fernerstehende Kreise). Man kann sich in den zeitlosen Texten verlieren, vielleicht sogar ein Interesse für Geschichte entwickeln, und dies auf dem Wege eines Themas, das jeden angeht. Zudem werden die Texte *sine ira et studio* vorgestellt, ja unterkühlt und sachlich dargeboten ohne jede pamphlethafte Formulierung für eventuelle Feministinnen. Insgesamt vermittelt diese gleichsam pointillistische Darstellung ein faszinierendes Gesamtgemälde.

Antjekathrin Graßmann

BERND FUHRMANN: Deutschland im Mittelalter. Wirtschaft – Gesellschaft – Umwelt, Verlag Philipp von Zabern/Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2017, 512 S.

Im Mittelpunkt steht Deutschland in seinen heutigen Grenzen; wiederholt werden die Nachbarn und Oberitalien in die Darstellung einbezogen. Behandelt wird die Zeit vom 5./6. bis zum 16., mit Ausblicken bis ins 20. Jahrhundert. In Kapiteln zum Früh-, Hoch- und Spätmittelalter sind gewaltige Stoffmassen zusammengefasst: Agrarsektor, Handwerk, Handel, Städtewesen, soziale Strukturen; für das Hoch- und Spätmittelalter (dieses auf S. 153-498) kommen Abschnitte zu Bauen und Wohnen, Energiegewinnung, Geld und Finanzen, jüdisches Leben, Verkehrswesen und weitere dazu.

Wie im Titel verheißen, werden die Umwelt und deren Probleme ausführlich erörtert: Klima, Oberflächenstruktur, Verluste an wertvollem Boden infolge von Sturmfluten und Erosion, Belastung von Natur und Mensch bei der Gewinnung von Metallen. Sofern die Quellen das erlauben, macht Fuhrmann konkrete Angaben, etwa zu Bevölkerungsgrößen und -verlusten, zum Holzbedarf für Wohnhaus und Kirchendach. Exemplarisch oder als „Sonderweg“ werden bedeutende Städte – Köln, Nürnberg und Augsburg – vorgestellt. Offene Fragen werden genannt: Warum blieben manche Städte und weite Gebiete von der Pest verschont (S. 453)? Ausführlich geht der Autor auf die Hygiene im öffentlichen Raum ein: Abfallbeseitigung und Tierhaltung, Abortgruben und Kloaken (S. 219-245). Trotz ungesunder Ernährungs-, Wohn-, Arbeits- und Lebensbedingungen ist es wohl deshalb selten zu Seuchen gekommen, weil die Obrigkeit auf Erfahrung beruhende, schützende Maßnahmen durchgesetzt hatte – etwa für den Verkauf von Fleisch und Fisch (S. 250-259).

Das Werk ist sorgfältig redigiert. Gekonnt ausgesuchte Zitate laden den Leser ein, die jeweilige Ganzschrift zu lesen. Abgesehen vom Bild einer Goldmünze auf dem Schutzumschlag und einer Karte zu Mitteleuropa um 1500 enthält der Band keine Abbildungen, Figuren oder Tabellen, um den Text zu verdichten und zu veranschaulichen. Da Register fehlen, muss der am Breisgau Interessierte das ganze Buch studieren, wird dann aber auch fündig: In Freiburg schon früh Steinbauten mit Kellern (S. 128f.) und öffentliche Wasserversorgung (S. 221), im Breisgau Weinbau (S. 351), im Schwarzwald Silberbergbau mit üblen Begleiterscheinungen (S. 188f.) und in Südwestdeutschland Bauernkrieg (S. 168-173). Es wird nicht deutlich, nach welchen Gesichtspunkten in das Literaturverzeichnis (S. 502-512) Werke aufgenommen sind, die in den Fußnoten erwähnt werden. Unerwähnt bleibt das Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte (Bd. 1 und 2, 1971 bzw. 1976). Norbert Ohler

Gezähmte Natur. Gartenkultur und Obstbau von der Frühzeit bis zur Gegenwart, hg. von WERNER KONOLD und R. JOHANNA REGNATH (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 84), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2017, 360 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Der anzuzeigende Band fasst eine Auswahl von Vorträgen der im Mai 2015 in Eichstetten durchgeführten Tagung „Gezähmte Natur – Gärten und Parkanlagen von der Frühzeit bis zur Gegenwart“ zusammen und ergänzt diese durch zusätzliche Beiträge. Die gelungene Veröffentlichung geht von einigen der frühen Belegen für Gartenbau aus und schlägt chronologisch einen weiten Bogen bis hin zum Obstanbau der Gegenwart. Dazu passen Beobachtungen zur gegenwärtigen Wertschätzung des Gartenbaus wie etwa „Gärtnern ist ‚in‘“ (S. 7) oder die Feststellung einer „seit ein paar Jahren [...] zunehmende[n] Hinwendung zum Garten“ (S. 11). Neben dem ausgedehnten zeitlichen Blickwinkel ist auch die thematisch-fachliche Vielfalt der Beiträge bemerkenswert. In geographischer Hinsicht stellt – trotz einiger weiter ausgreifender Bezüge – Südwestdeutschland, besonders Südbaden, den inhaltlichen Schwerpunkt dar, während der Titel marktorientiert keinen Hinweis auf eine regionale Begrenzung liefert.

Nach einem Vorwort der Herausgeber führt WERNER KONOLD unter dem Titel „Die gärtnerische Zähmung der Natur“ in das Thema ein (S. 11-20). Sein verdienstvoller Beitrag stellt grundlegende Fragen, wie etwa „Warum legt der Mensch Gärten an?“ (S. 11) und liefert neben Antworten darauf auch beiläufig

Hinweise für die Definition von „Garten“, zu dessen Konstituierung der Zaun, die Einfriedung sowie die Pflege der darin wachsenden Pflanzen gehört (S. 11 und 17). Auch schließt er verwandte Einrichtungen wie Tiergärten (Brühle) in die Überlegungen mit ein (S. 17ff.). Konold zeigt, wie alt das Bemühen des Menschen ist, die Natur zu zähmen, und dass bereits in der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus, also vor mehr als 3.500 Jahren, Gärten angelegt wurden. Ihre Existenz wird in verschiedenen, voneinander unabhängigen Quellen wie einer Felsritzung (Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr.), Darstellungen des Gartens eines ägyptischen Würdenträgers unter Pharao Amenophis III. (14. Jahrhundert v. Chr.) und einer assyrischen Gartenanlage (ohne Angabe zur Datierung) bezeugt. Zu ergänzen wären noch ältere Abbildungen von landwirtschaftlichem Gerät aus Teilen der neolithischen Felsritzbilder von Valcamonica (4. vorchristliches Jahrtausend und älter) sowie weitere ins 3. vorchristliche Jahrtausend zurückreichende ägyptische Quellen wie etwa das Gartenmodell aus dem Grab des Schatzmeisters von Pharao Mentuhotep II. (2061-2100 v. Chr.).

Es folgen neun Beiträge sowie vier Anhänge: MANFRED RÖSCH stellt Bodenfunde aus Siedlungsgrabungen der letzten Jahre vor, aus denen sich ein Überblick über Gartenpflanzen mediterraner Herkunft in Südwestdeutschland von der Jungsteinzeit bis ins Mittelalter gewinnen lässt (S. 21-48). Anschauliche Beispiele mit nützlichen ganzseitigen Abbildungen sind etwa Pfeffer, Bohnenkraut, Sellerie, Koriander, Petersilie, Dill, Mangold und der Flaschenkürbis. Der Beitrag schließt mit Ausführungen zum Gartenbau der Alamannen (S. 44-46). Die beiden karolingischen Quellen „Capitulare de villis“ und „Liber de cultura hortorum“, den sogenannten „Hortulus“ Walahfrid Strabos stellen R. JOHANNA REGNATH und KARL SCHMUKI vor (S. 49-72). Daneben wird der St. Galler Klosterplan ausgewertet und ein Abschnitt über „Gärten nach mittelalterlichen Vorbildern heute“ (S. 66-70) angeboten. Ebenfalls dem „Hortulus“ gewidmet ist der Aufsatz von Jutta Strebel (S. 73-92). Sie votiert unter anderem für eine genauere Betrachtung der einzelnen Pflanzen des „Hortulus“, „um ihren eigens für sein (Walahfrids) Gedicht zugewiesenen Symbolgehalt ergründen zu können“ (S. 91). HANS-HEINRICH MEYER befasst sich in seinem Aufsatz (S. 93-112) mit den Gartenböden (Hortisolen). Gegenstand seiner Darlegungen sind Klostersgärten, dörfliche Hausgärten, städtische Nutzgärten, Wurzgärten, Küchengärten, Pfarrgärten und Kleingärten. Meyer macht deutlich, dass der „lockere, feinkrümelige und humusreiche Oberboden“ (S. 93), der „umgangssprachlich auch ‚Mutterboden‘ genannt“ (ebd.) wird, von einer Vielseitigkeit und Aussagekraft ist, dass er gegen die bestehenden Gefahren wie Überbauung und Versiegelung, aber auch Mineraldüngung geschützt werden muss. Unter dem weit gefassten Titel „Aspekte neuzeitlicher Gartenkultur in Baden-Württemberg“ von HARTMUT TROLL folgt eine Arbeit (S. 113-136), die für den Zeitraum des 15. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert anhand von Beispielen wie Basilikum (S. 114-116), Pomeranzen (S. 117-121), Tulpen (S. 121-123), Rosskastanie (S. 124-129) und Weymouths-Kiefer (S. 129-134) und bezogen auf ausgewählte historische Fälle (Garten des Uracher Schlosses, Stuttgarter Lustgarten, Heidelberger Herrengarten, Leonberger Pomeranzengarten, Schlossgärten von Karlsruhe, Rastatt, Bruchsal und Schwetzingen) einen „Wegweiser durch die neuzeitliche Gartenkultur in Baden-Württemberg“, freilich mit Schwerpunkt auf der des Adels bietet. Dagegen stellt CHARLOTTE POHSE den Bauerngarten in Südbaden als einen „Hort von Kulturpflanzenvielfalt, alten Sorten und gärtnerischem Wissen“ dar (S. 137-158), der vor dem Hintergrund des Verlusts der Versorgungsfunktion von Gärten, abnehmender Biodiversität und der Nivellierung regionaler Unterschiede von wachsender Bedeutung sei. „Kulturpflanzen und Migration“ stehen im Mittelpunkt des Aufsatzes von MONIKA WITTE und IRIS FÖRSTER (S. 159-175). Ihre Ausführungen über Nahrungspflanzen wie Getreide, Tomaten, Kohl, Paprika und Mais stützen sich auf anschauliche Abbildungen und Tafeln der von den Autorinnen für die gemeinnützige Gesellschaft ProSpecieRara konzipierten Wanderausstellung „Kulturpflanzenvielfalt und Migration“. Von WERNER KONOLD und Arbeitsgruppen aus dem Bereich Landespflege an der Universität Freiburg (namentlich genannt sind HANNAH SHARAF, CHRISTINE WAUQUIEZ und MANUEL OELKE) stammen die beiden abschließenden Beiträge „Hochstamm-Obstkultur in Südbaden“ (S. 177-215) und „Schwarze Königin, Gelber Bellefleur und Clapps Liebling“ (S. 217-266), die jeweils aus archivalischen Quellen, aus der Fachliteratur,

aus Interviews mit Fachleuten und aus Geländeerhebungen Erkenntnisse über traditionelle Obstsorten im Detail sowie einen Überblick erarbeiteten, der in daran anschließenden umfangreichen Tabellen für die Apfel- (Anhang I, S. 267-306), Birnen- (Anhang II, S. 307-334), Kirschen- (Anhang III, S. 335-352) sowie Pflaumen- und Pfirsichsorten (Anhang IV, S. 353-358) dokumentiert ist. Allen Aufsätzen sind konsequent Verzeichnisse der zugrunde gelegten Quellen und Literatur beigelegt.

Vor uns liegt ein rundum gelungener Band, mit wenigen kleineren Schwächen, auf die nur am Rande hingewiesen sei: So stört die nur punktuell vorkommende Ungenauigkeit in Formulierungen wie „in ,uralten Zeiten“ (S. 12), die durch die Behauptung relativiert werden soll, der laienhafte Begriff werde bewusst benutzt, ohne dass sich erschließt, inwiefern oder wozu das der Fall ist. Auch die längst überwundene Sicht auf die Völkerwanderungs- und die Merowingerzeit als „dunkle Jahrhunderte“ (S. 21) gehört zu den seltenen Schwachstellen; das gilt vor allem vor dem Hintergrund dessen, dass die unzweifelhaft quellenarme Zeit über archäologische Zeugnisse (im selben Beitrag S. 27) und andere Belege eben doch zumindest punktuell ausgeleuchtet werden kann. So wird mit der „Lex Salica“ aus dem 6. Jahrhundert aus dieser Epoche, für die angeblich Schriftquellen zum Thema Garten fehlen, im vorliegenden Band ein sprechendes Gegenbeispiel genannt (S. 49). Dass außerdem der Textbeginn einer Handschrift aus dem 10. Jahrhundert in einem Band mit wissenschaftlichem Anspruch nicht als „Titelseite“, einem Begriff aus der Geschichte des gedruckten Buchs, bezeichnet werden sollte (Bildunterschrift, S. 90, Abb. 6) versteht sich von selbst. Hier ist auch die Angabe der Signatur unvollständig: Es muss „Universitätsbibliothek Leipzig, Rep. I 53“ heißen. Der reich bebilderte Band kommt ohne Abbildungsverzeichnis aus; die Herkunft der Bilder wird in den meisten Fällen mit der Bildunterschrift nachgewiesen. Diese Nachweise sind allerdings in der Form leider uneinheitlich, zum Teil mit Signaturen, stellenweise auch ohne, teilweise ganz ohne Nennung der aufbewahrenden Institutionen. Bedauerlicherweise wurde auch bei diesem Sammelband kein Register erstellt. Ungeachtet dieser kleineren Monita wird die inhaltsreiche und ansprechend gestaltete Veröffentlichung sowohl bei interessierten Laien als auch in historisch wie botanisch orientierten Instituten zahlreiche dankbare Leserinnen und Leser finden. Johannes Mangei

Grenzen, Räume und Identitäten. Der Oberrhein und seine Nachbarregionen von der Antike bis zum Hochmittelalter, hg. von SEBASTIAN BRATHER und JÜRGEN DENDORFER (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 22), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2017, 587 S., S/W-Abb.

Der gewichtige Band geht auf eine Tagung 2013 in Freiburg zurück, auf der 24 Autoren das Thema räumlich bis auf die Krim und nach Amerika, zeitlich bis in die Gegenwart ausgedehnt haben. In Makro- und Mikrostudien wurden Texte und Sprachen, Keramik, Pollen und weitere Quellen erschlossen; gefragt wurde nach deren Aussagekraft und nach der Geeignetheit von Modellen und Theorien zur Erklärung vielschichtiger Gegebenheiten. Deutlich wird die Bedeutung der Archäologie für den sozialen und den Umweltbereich; zugetraut wird ihr sogar „eine Führungsrolle in der theoretischen und konzeptionellen Entwicklung einer neuen, integrativen Wissenschaft“ (THOMAS MEIER; S. 46). Das länderübergreifende Miteinander von Geistes- und Naturwissenschaftlern ist selbstverständlich, wie auch das Infragestellen vermeintlich gesicherter Ergebnisse und die Einsicht in den Missbrauch der „Westforschung“ (die Herausgeber in der Einführung; S. 1). Bemerkenswert ist die beiläufige Feststellung, fremdsprachige Literatur finde hierzulande „nach wie vor nur geringe Aufmerksamkeit“ (THOMAS MEIER, S. 45f.).

Wieder und wieder stehen der Breisgau und das Elsass im Mittelpunkt. Das fängt mit naturräumlich bedingten Voraussetzungen an. So hat das Wasser den Ertrag von Wiesen gesteigert, Mühlen angetrieben, den Bergbau, die Flößerei und die Schifffahrt gefördert; aber es hat durch Erosion (bis zu mehr als zwei Meter Abtrag!) auch Fundstellen zerstört, und Hochwasser haben verheerend gewirkt. Eine der vielen vorzüglich reproduzierten Abbildungen weist Orte von Frutigen (Schweiz) bis nach Köln aus, die im Juli 1480 von Rhein, Ill, Dreisam, Elz und anderen Flüssen schwer geschädigt worden sind (Iso

HIMMELSBACH, S. 55ff., hier S. 61). Zum Mittel- und Niederrhein bringt die Karte nur wenige Orte – eine Einladung an Wissenschaftler zu gezielten ergänzenden Forschungen.

Weitere Ergebnisse, in Schlaglichtern: Im Raum östlich und südöstlich von Breisach wurden aus römischer Zeit stammende Verkehrswege noch im Mittelalter genutzt (LARS BLÖCK, ERIK BECK; S. 65ff.). Die Geschichte des Schwarzwaldes muss insofern umgeschrieben werden, als er seit der Römerzeit weder siedlungsleer noch Barriere war (HEIKO WAGNER; S. 89ff.). Ausgehend von Werken Caesars fragt PETER EICH (S. 117ff.), wie weit der Rhein in der Antike als Grenze (das Wort gehört zu den wenigen deutschen Entlehnungen aus dem Slawischen) betrachtet wurde. Zwei Autoren gehen auf Raum, Ethnie und Identität der Alemannen bis zum 7. Jahrhundert ein. Zu ihnen vermag der Historiker nur „wenig“ zu sagen (DIETER GEUENICH; S. 137 ff., hier S. 138). Der Archäologe räumt ein: „Eine Alemannia ist archäologisch nicht abzugrenzen“ (HEIKO STEUER, S. 239ff., hier S. 273). Die hinter solchen Worten stehende Bescheidenheit rührt sympathisch an. Erörtert werden der Limes, die Grenzen von Bistümern und von Gebieten mit auffälligen archäologischen Fundstücken, und die Räume, die aus ihnen erschlossen werden (SEBASTIAN BRATHER, S. 157ff. mit Modellen für Makro-, Meso- und Mikroregion; CHRISTOPH HUTH zu kulturellen Räumen nach dem Aussagewert urgeschichtlicher Quellen, S. 179ff.; ALEXANDER HEISING zu Kommunikationsräumen innerhalb römischer Provinzen am Beispiel der *Germania Superior*, S. 199ff.). SUSANNE BRATHER-WALTER, die einzige Autorin, prüft Bügelfibeln der Merowingerzeit (S. 287ff.); Reichweiten der Kommunikation und Varianten der Kleidung lassen sich mit ihnen erfassen; für eine ethnische Abgrenzung eignen sie sich nicht. FELIX HEINZER untersucht Schreiblandschaften an Oberrhein und Bodensee (S. 303ff.). VOLKHARD HUTH geht Konzepten kultureller Raumbildung am Oberrhein nach (S. 323ff.).

Unter der Leitfrage „Politische Räume“ untersucht JENS SCHNEIDER „Begriffe und Methoden der aktuellen Raumforschung“ (S. 341ff.). JEAN-CLAUDE REBETEZ geht der Ausgestaltung von Bistum und Hochstift Basel nach (S. 359ff.; auf Französisch). TOBIE WALTHER betrachtet die Bedeutung von Bischöfen und Bistum Straßburg für 18 „Eigenklöster“ (S. 383ff.). KARL WEBER blickt auf „*pagus* und *ducatus*“ (S. 411ff.), THOMAS ZOTZ auf Zähringer und Staufer (S. 435ff.).

Unter „Raumstrukturierungen“ erscheinen die abschließenden Beiträge von RAINER SCHREG zu Modellen und Methoden der Sozialarchäologie (S. 455ff.), von HUBERT FEHR zu wirtschaftlichen, sozialen und politischen Räumen im archäologischen Befund (S. 493ff.), von GABRIEL ZEILINGER zum Wirken der Staufer bei der Urbanisierung des Elsasses (S. 519ff.), von JÜRGEN DENDORFER zu Raumwirkungen von Klostergründungen (S. 533ff.) und von HEINZ KRIEG zu Raumwahrnehmungen in der Historiographie des deutschen Südwestens (S. 555ff.).

Für Folgebände der angesehenen Reihe gibt der Rezensent zu bedenken: Nicht wenigen Illustrationen fehlt es an Informationswert; auch mit der Lupe sind die Abbildungen auf S. 20 (mit auf dem Kopf stehenden, französischen Texten), 28 und 472 kaum zu erschließen; sie hätten entfallen und ihre für den Beitrag erheblichen Inhalte in den Text eingearbeitet werden können. Sind Karten und Figuren früheren Veröffentlichungen entnommen, sollte die Legende ergänzt werden; das gilt erst recht für fremdsprachige Erläuterungen („gués“ = Furten, in Karte S. 87). Zur Form der Ortsnamen: Das Nebeneinander von Hagenau und Straßburg einerseits, von Mulhouse, Saverne und Wissembourg andererseits ist nicht einzusehen, auch nicht das von Genf und Delémont, das von Bratislava und Mailand. Zwar sind anexionistische Gelüste auch mit philologischen Argumenten begründet worden, doch gehört die jeweils deutsche Namensform in ein Register der Ortsnamen. Da Siglen wie CIL, GIS, RGZM, RP, TGV nicht allen Lesern vertraut sind, sollte man sie in einem Verzeichnis auflösen. Der vielschichtige Inhalt solcher Werke verlangt auch nach einem Sachregister. Der vorliegende Band hätte dafür ausreichend Platz geboten, und sogar dafür, die Autoren kurz vorzustellen.

Norbert Ohler

Historische Stadtkerne. Gesamtanlagen in Baden-Württemberg, bearb. von VOLKMAR EIDLOTH und SUSANN SEYFERT (Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 22) sowie WOLFGANG THIEM: Historische Ortskerne. Gesamtanlagen in Baden-Württemberg (Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 23), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2017, 257 bzw. 218 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Die beiden zeitgleich erschienenen, sich ergänzenden Arbeitshefte des Landesamtes für Denkmalpflege beschäftigen sich mit den schützenswerten Orts- und Stadtkernen in Baden-Württemberg. Beiden Themenkreisen gilt schon seit Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Denkmalpfleger. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden in Baden und Württemberg bauliche Regelungen zur Erhaltung wertvoller Ortsbilder getroffen. Das Badische Denkmalschutzgesetz von 1949 – das erste in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg – führte den Ensembleschutz ein, mit dem „Straßen-, Platz- oder Ortsbilder, die in ihrer Gesamterscheinung als Kulturwerte anzusehen sind, [...] in das Denkmalschutzbuch eingetragen werden.“ (§ 34). Das 1972 in Kraft getretene Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg übernahm die badischen Regelungen und führte dazu den Begriff der „Gesamtanlage“ ein, die unter Denkmalschutz gestellt werden kann.

Der erste Band des Gesamtwerks widmet sich den Städten: Das südwestdeutsche Bundesland gehört historisch bedingt zu den städtereichsten Gebieten der Bundesrepublik. In den letzten Jahren sind über 250 Stadtkerne von der Landesdenkmalpflege untersucht und bewertet worden, davon haben 115 Städte die hohen Anforderungen erfüllt, die in einem einführenden Beitrag dargelegt werden. Die drei grundlegenden Kriterien sind der Stadtgrundriss, ein möglichst hoher Anteil an historischer Bausubstanz – nicht nur auf Kulturdenkmale im Sinn des Denkmalrechts bezogen – und eine deutliche, siedlungsgeschichtliche Umgrenzung der Altstadt. Ergänzend kommen bedeutende und dominante Bauten und Baukomplexe wie Kirchen, Klöster, Burgen und Schlösser hinzu, ebenso historische Stadtsilhouetten oder städtebaulich herausragende Straßen- und Platzräume. Zur Bedeutung tragen historische Grün- und Freiflächen ebenso bei wie topographische oder kulturlandschaftliche Eigenheiten. Schließlich kann die Stadtanlage auch als besonders wichtiger Vertreter eines bestimmten Stadtyps gewertet werden, etwa die Planstädte der Barockzeit wie Mannheim, Karlsruhe oder Rastatt. Erstmals wird im Katalogteil der Gesamtbestand der 115 denkmalwerten Altstädte in Baden-Württemberg von Aach bis Zell am Harmersbach in Wort und Bild dargestellt. Jeder Stadt ist eine Doppelseite gewidmet. Auf der jeweils linken Seite werden ein kurzer Abriss der Geschichte und eine Beschreibung der Anlage mit wichtigen Bauten gegeben, illustriert mit drei bis vier Abbildungen von das Stadtbild prägenden Gebäuden und Straßenzügen, rechts ist ein historischer Plan mit einem Luftbild kombiniert.

Auch im zweiten Arbeitsheft werden in einer ausführlichen Einleitung die Kriterien vorgestellt, nach denen der Denkmalwert eines Ortsbildes bestimmt wird. Dabei wurde der für die Bewertung der Städte entwickelte Katalog speziell für die Dörfer angepasst und verändert. Ausgangspunkte sind der Ortsgrundriss und die Bebauung, der Anteil von historischer Bausubstanz und Kulturdenkmälern mit besonderen Hausformen und Gebäudetypen sowie die räumliche Abgrenzung, etwa die gute Unterscheidungsmöglichkeit von altem Ortskern und jüngeren Siedlungsflächen. Wie bei den Städten spielen auch spezielle topographische Merkmale, wie Grünflächen und Wasserläufe oder Plätze eine Rolle bei der Beurteilung. Im Gegensatz etwa zur Schweiz fehlten in Deutschland noch zu Beginn der 1980er-Jahre dörfliche Ortsanalysen weitgehend. Der Mangel war erkannt und es wurden zunehmend Instrumente und Kriterien für die bewertende Untersuchung geschaffen. Im weiteren Verlauf des Jahrzehnts begann in Baden-Württemberg die Analyse historischer Ortskerne. Mit der vom Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz im Jahr 1988 veranstalteten Tagung „Das Dorf im Wandel – Denkmalpflege im ländlichen Raum“ war der Fokus der Denkmalpflege auf das Dorf als denkmalwerte Gesamtanlage gerichtet. Zum über Baden-Württemberg hinaus anerkannten und wirksamen Standardwerk wurde die 1986 abgeschlossene Studie von Felicitas Buch und Kurt Strobel zur „historisch-denkmalschutzgerechten“ Ortsanalyse.

Diese erschien als Arbeitsheft 1 des damaligen Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und wurde zur Basis des 1988 von der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger verfassten Merkblatts „Denkmäler und kulturelles Erbe im ländlichen Raum“. Ein zweiter, einleitender Beitrag ist der Genese und Typologie der Dörfer in Baden-Württemberg gewidmet und beleuchtet die Siedlungsgeschichte, die Ortsformen und das Aussehen von Häusern und Höfen. Der Katalogteil stellt schließlich in gleicher Weise wie bei den Stadtkernen 89 historische Dörfer von Auggen bis Zaisenhausen vor.

Beide Bände bieten einen herausragenden Überblick zur Dimension der historischen Stadt- und Dorfkerne unseres Bundeslandes und schärfen den Sinn für die Bedeutung des gewachsenen Kulturerbes, das durch den Anspruch ständigen Wachstums trotz der Unterstellung unter den Denkmalschutz nicht ungefährdet ist. Einziger kleiner Kritikpunkt an den beiden bemerkenswerten Arbeitsheften ist der wohl dem Platz geschuldete Verzicht auf ortsbezogene Literaturangaben. Während bei den Einleitungen wichtige Überblickswerke aufgeführt werden, fehlt einschlägige Literatur bei den Katalog-Doppelseiten völlig. Hier hätte die Nennung von zwei bis drei Titeln für jeden Ort eine weiterführende Beschäftigung erleichtert.

Peter Kalchthaler

WOLFGANG HUG: Die Geschichte Badens, 2., erweiterte und aktualisierte Auflage, Konrad Theiss Verlag/Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2016, 231 S., Karten.

Als im Sommer 2018 diskutiert wurde, ob die badische Fahne im Widerspruch zur gültigen Beflaggungsverordnung auf dem Karlsruher Schloss wehen dürfe, war in den Medien viel von „badischer Identität“ die Rede. Um zu erfahren, wie „badisches Bewusstsein, das die Menschen verbindet und oft auch inspiriert“ gewachsen ist, lohnt es sich zu Wolfgang Hugs „Geschichte Badens“ zu greifen. Sie bietet eine kompakte verlässliche Gesamtschau der Geschichte des geographischen Raums, den ab 1806 das Großherzogtum Baden einnahm. Der Autor setzt also ein, lange bevor im Land am Oberrhein von Baden die Rede war, und zwar mit der Jungsteinzeit. „Sesshafte Bauern“ lautet die erste Randbemerkung, „Keltenfürsten“ die folgende zum Abschnitt über die Bronze- und Eisenzeit. Im Kapitel „Römer am Oberrhein“ beschreibt er lebendig und plastisch die zivilisatorischen Leistungen der Römer und resümiert, dass mehr als ein halbes Jahrtausend vergehen musste, „bis der Handels- und Zahlungsverkehr wieder ein annähernd vergleichbares Niveau erreichte“.

Er teilt den Stoff auf in vier große Abschnitte zu je rund 50 Seiten. Das erste Kapitel endet im Spätmittelalter, schließt damit die Gründung der Städte und die Entstehung der Territorien ein und endet mit Ausführungen über die beiden badischen Universitäten und den Humanismus am Oberrhein. Das zweite Kapitel, das bis ins 18. Jahrhundert führt, beginnt mit dem Satz: „Die Kurpfalz konnte unter den Territorien auf dem Gebiet des späteren Badnerlandes den vornehmsten Rang beanspruchen.“ Die Reformation ist das nachhaltigste Ereignis dieses Zeitabschnitts. Mit der Französischen Revolution beginnt das dritte Kapitel „Von der Entstehung des Großherzogtums Baden bis zur Hochindustrialisierung“. Es führt bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs. Hier ist vieles eingeschlossen, worauf Badener bis heute stolz sind: die Verfassung von 1818, die erste sozialpolitische Rede 1837, die Freiheitskämpfer von 1848, fortschrittliche Schulpolitik. Im vierten Großkapitel „Vom Ersten Weltkrieg bis zur Südweststaat-Abstimmung“ werden beide Weltkriege und die Besatzungszeit behandelt. Überschriften zur NS-Zeit: „Gleichschaltung und scheinlegaler Terror“, „Das Gestapoamt und der Widerstand“, „Rassenwahn und Antisemitismus“ und ein Satz aus dem Abschnitt „Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik“: „Man konnte im Land durchaus den Eindruck einer gewissen Modernisierung gewinnen.“ Bezüglich der Besatzungszeit werden die Verhältnisse in der französischen mit denen in der amerikanischen Zone verglichen.

Mit dem Jahr 1952 endete die erste Auflage der Geschichte Badens. Die zweite unterscheidet sich bis dahin nur durch noch stringentere Gliederung, zusätzliche Überschriften und die erwähnten benutzerfreundlichen Marginalien. Neu ist das Schlusskapitel „Von der Gründung Baden-Württembergs bis ins neue Jahrtausend“. Die erste Randbemerkung: „Ein Eklat zum Start“, bezieht sich auf die Regierungs-

bildung durch Reinhold Maier (FDP/DVP) mit SPD und BHE vorbei an der stärksten Partei, der CDU. Sachlich fasst Wolfgang Hug die sogenannte „Badenfrage“ zusammen, das BVG-Urteil von 1955, das Volksbegehren für eine erneute Abstimmung über die Neugliederung, dann der hinausgezögerte Volksentscheid von 1970, bei dem nur 18,1 % die Wiederherstellung der alten Länder wünschten. Er nennt Zahlen zu Fördermitteln und fasst zusammen: Die badische Bevölkerung wollte offenbar „lieber am gemeinsamen Erfolgskurs des wirtschaftlich so stabilen Bundeslandes weiterhin teilhaben“. Ausführlich geht er auf das Schulwesen und die drei badischen Universitäten Heidelberg, Freiburg und Konstanz ein. Es klingt wie ein Widerspruch: Das diszipliniert durchstrukturierte Buch kann Lesevergnügen bereiten.

Renate Liessem-Breinlinger

Die Jesuiten in der Markgrafschaft Baden (1570-1773), Bd. 1: Niederlassungen, Wirken, Erbe, Bd. 2: Personen und Werke, hg. von HANS HEID im Auftrag der Stadt Rastatt, Verlag Regionalkultur, Heidelberg u.a. 2014/15, 831 und 766 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Es ist ein in zweifacher Hinsicht „gewichtiges“ Werk, das im Folgenden vorgestellt werden soll. Die auf 1.600 bedruckten Seiten vorgelegte Geschichte der Jesuiten in der Markgrafschaft Baden, genauer in der Teilmarkgrafschaft Baden-Baden (begründet 1535, endend 1771), setzt mit dem Jahr 1570 ein, als der Jesuitenpater Georg Schorich im Gefolge eines von Bayern dominierten Vormundschaftsregiments in der Stadt Baden (heute Baden-Baden) eintraf; sie endet mit der Auflösung des Ordens durch Papst Clemens XIV. 1773. Die Hälfte der zwei Jahrhunderte dauernden Geschichte des „alten“ Jesuitenordens in der Markgrafschaft fällt damit in eine Zeit nicht enden wollender Kriege, des Dreißigjährigen Kriegs und der nachfolgenden „Franzosenkriege“, diese mit einem traurigen Höhepunkt in der planmäßigen Zerstörung Rastatts 1689. Zwei Herrscherpersönlichkeiten waren für das Wirken der Jesuiten in Baden von prägender Bedeutung: Markgraf Wilhelm und Markgräfin Sibylla Augusta (die Witwe des Markgrafen Ludwig Wilhelm, des berühmten „Türkenlouis“, von 1707 bis 1727 Regentin für ihren noch minderjährigen Sohn Ludwig Georg). Die durchlaufende Geschichte der Jesuiten in Baden beginnt im Jahr 1622, als der überzeugte katholische Markgraf Wilhelm nach der Schlacht bei Wimpfen von Kaiser Ferdinand II. in die Herrschaft über die Teilmarkgrafschaft Baden-Baden eingesetzt wurde.

Sechzehn Autoren stellen im ersten Band die Arbeit und das Wirken der Jesuiten in der Markgrafschaft Baden-Baden vor. Die insgesamt 26 Beiträge sind in vier Hauptteile gegliedert. „Einführend“ sind zwei Abhandlungen, einmal über das „konfessionelle Hin und Her“ in der Markgrafschaft Baden-Baden von 1535 bis 1622, zum anderen über die Frühgeschichte und das „Wesen“, d. h. die selbstgesetzten Aufgaben des Ordens. Das zweite Großkapitel gilt den vier Niederlassungen der Jesuiten in Baden, den Kollegien in Baden-Baden und Ettlingen sowie den Missionen/Residenzen in Kreuznach und Ottersweier (mit Bühl und der Wallfahrtskirche Maria Linden). Der zu Recht umfangreiche dritte Teil (13 Beiträge mit zusammen 450 Seiten) gibt Auskunft über das „Wirken“ der Jesuiten in der Markgrafschaft. Behandelt werden die Bereiche „Mission“ (was in Baden Rückführung der „Irrgläubigen“, d. h. der Lutheraner, zur katholischen Kirche bedeutete) und Seelsorge, sodann Pädagogik („pädagogisches Erfolgskonzept“), Theater und Musik („als Instrument der Seelsorge und Katechese“), Literatur und Wissenschaft sowie das Verhältnis des Ordens zu evangelischen Christen und Juden. Der Schlussteil fragt, was von den Jesuiten nach der Auflösung des Ordens 1773 bis auf unsere Zeit als Sachrelikte „übriggeblieben“ ist. Hier geht es einmal um liturgische Geräte und Gewänder, um Altarbilder, Gebäude und Figuren. Behandelt wird aber auch die Hofkirche zu Rastatt, deren künstlerische Ausgestaltung unter der Markgräfin und Regentin Sibylla Augusta erfolgte; nachgezeichnet wird das Schicksal der Bibliotheken der Kollegien zu Baden-Baden und Ettlingen, die heute einen Teil der Historischen Bibliothek Rastatt bilden. – Der vorliegende erste Band erfordert vom Leser auf Grund seines Volumens Geduld und Durchhaltevermögen, belohnt ihn aber mit einer Fülle von Informationen und Einsichten zur Geschichte der Jesuiten und der Markgrafschaft Baden im 17. und 18. Jahrhundert, und dies weit über das engere Gebiet von Religion und

Konfession hinaus. Alle Beiträge sind eingängig und anschaulich geschrieben, stets nah am behandelten Gegenstand. Eine große Zahl von Abbildungen (mehrere Hundert, zum großen Teil entnommen den Beständen der Historischen Bibliothek Rastatt) illustriert das Gesagte.

Der zweite Band mit dem Titel „Personen und Werke“ ist ein Nachschlagewerk. Er bietet ein Verzeichnis aller Jesuiten aus Baden, eine Auflistung aller in Baden (Baden-Baden, Ettlingen, Kreuznach und Ottersweier) tätigen Jesuiten sowie ein Werkverzeichnis der badischen Jesuiten. Zu begrüßen ist das „Abkürzungsverzeichnis und kleine Wörterbuch“, das die Lektüre von in Latein verfassten Quellen zur Geschichte der Jesuiten erleichtert.

Horst Buszello

Natur und Herrschaft. Analysen zur Physik der Macht, hg. von KAY PETER JANKRIFT, ALEXANDER KAGERER, CHRISTIAN KAISER und MARÍA ÁNGELES MARTÍN ROMERA, Verlag de Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2016, VIII und 326 S., 22 Farb- und S/W-Abb.

Der Titel des vorliegenden Buches bedarf einer Erläuterung. Es geht in dem umfangreichen Band nicht um Einwirkungen der Natur (im Sinne etwa von Erdbeben, Wetter und Klima oder Geburt und Tod) auf Herrschaft und herrschaftliches Handeln. Gegenstand ist vielmehr die Frage, welche Rolle „Natur“ in Konzeptionen oder Legitimationen von Herrschaft und Macht, d. h. im Nachdenken über Herrschaft und als Argument, in der Vergangenheit gespielt hat. Die 14 Beiträge des Sammelbandes geben Aufsätze wieder, die aus zwei internationalen und interdisziplinären Tagungen hervorgegangen sind. Das Buch bietet keine systematische Erörterung des gestellten Themas, sondern eine Folge von inhaltlich breit gestreuten Einzelanalysen in chronologischer Reihung nach den jeweils behandelten Gegenständen von den frühen Hochkulturen bis zum 18. Jahrhundert.

Der einleitende Beitrag von KAY PETER JANKRIFT beschäftigt sich mit der göttlichen „Natur“ des Herrschers in den frühen Hochkulturen Mesopotamiens und Ägyptens, im alten Israel sowie in der hellenistischen Welt und im kaiserlichen Rom, ergänzt durch Betrachtungen zur körperlichen Erscheinung des Herrschers in Antike und Mittelalter. PETRA SCHMIDTKUNZ stellt dar, dass das Reden von Gott, dem himmlischen Herrscher des Volkes Israel, im Alten Testament auf eine metaphorische Sprache angewiesen ist, die ihre Bilder aus der Natur dieser Welt entnimmt: auf Adler / Geier und Fels. In gleicher Weise verweist MANUEL FÖRG auf „Interferenzen zwischen politischer und medizinisch-anatomischer Sprache“ bei griechischen und römischen Autoren (der Staat als natürlicher Körper). ANDERS DAHL SØRENSEN schließlich untersucht „in a fresh perspective“ die Haltung des Protagoras zur Praxis der athenischen Demokratie angesichts der Tatsache, dass die Stimme eines jeden Bürgers das gleiche Gewicht hatte (was die Frage nach der „Natur“ der Reden in der Volksversammlung aufwirft). Bei mittelalterlichen Staatsdenkern nimmt die Natur im Kontext von Herrschaft andere Züge an. CHRISTIAN KAISER beschäftigt sich mit Dantes „Monarchia“, in der die besondere Befähigung des römischen Volkes und Herrschers zur Weltherrschaft herausgestellt wird: Es sei das Blut, „die Nobilität des römischen Samens“, durch Aeneas ererbt von den Trojanern, welches die Vorzugsstellung begründe. Den „bedeutendsten Rechtslehrer des Mittelalters, Bartolus von Sassoferrato (1313/14-1357), behandelt OLIVER BACH. Bei Bartolus sei, so Bach, das Gemeinwohl der quasi „natürliche“ Wesenszweck von Herrschaft, und ebenso sei „das Königtum als die natürliche Herrschaft“ anzusehen, verbunden jedoch mit der Frage, ob die Monarchie nicht „gleichsam natürlicher Weise“ zur Tyrannei tendiere. Die Macht des Blutes ist auch das Thema von ALEXANDER KAGERER, der die genealogischen Konstruktionen von Macht bei den Habsburgern und Fuggern untersucht („altes“ und „frisches Blut“). In die Frühe Neuzeit führt der Beitrag von CHRISTINA LECHTERMANN. Am Beispiel der „Perspectiva“ des Johannes Lencker (erstmalig gedruckt 1571) bringt Lechtermann die Messkunst in einen gedanklichen Zusammenhang mit Herrschaft und friedlicher Vergesellschaftung. In der Analyse von Philip Sidneys „Arcadia“ (1585) stellt TABEA STROHSCHNEIDER die Frage in den Mittelpunkt, ob gelebte Affekte („Naturgewalten“) als ordnungsgefährdend dargestellt sind. ANNIKA WILLER stellt drei italienischsprachige Abhandlung aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts „als erste substantielle Beiträge

aus weiblicher Hand“ zur „Frage nach der Natur der Geschlechter“ und insbesondere zur Befähigung von Frauen zum Herrscheramt vor. Wie soll sich der Richter als Vertreter der Herrschaft den Untertanen präsentieren, d. h. wie muss seine zweite, die „Amtsnatur“ beschaffen sein? Diese Frage beantwortete 1597 die Schrift „Politica para corregidores“ des Jerónimo Castillo de Bobadilla, vorgestellt und analysiert von MARIÁ ÁNGELES MARTÍN ROMERA. Über die Natur des Menschen, über sein Leben im Natur- und Gesellschaftszustand sowie über den Übergang von einem Zustand in den anderen bei Thomas Hobbes und John Milton sowie bei Jean-Jacques Rousseau handeln BJÖRN QUIRING und KARINA KORECKY. OFRI ILANY untersucht den Stellenwert der biblischen Sintflut, eines (wenn auch von Gott gesteuerten) natürlichen Ereignisses bei der Konstruktion der Weltgeschichte im 18. Jahrhundert.

„Natur“ im Kontext des Nachdenkens über Herrschaft begegnet mithin in vielen Facetten: als göttliche Eigenschaft des Herrschers, als Bild im Sprechen über Herrschaft und Staat, als inhärenter Wesenszug von Herrschaft, als Abstammung und Blut, als physische Erscheinung und Ethik von Herrschern und Beamten, als Geschlecht und Affekt, als Zustand vor der Vergesellschaftung und als Einbruch in den Verlauf der Geschichte. Für die Leser des Jahrbuchs „Schau-ins-Land“ dürfte die Abhandlung über die genealogischen Konstruktionen zur Abstammung Kaiser Maximilians I. von besonderem Interesse sein, da Jakob Mennel, der Autor der „Fürstlichen Chronik“ und des „Zaigers“, von 1493 bis zu seinem Tode 1526 eng mit der Stadt Freiburg verbunden war. Horst Buszello

Politische Partizipation in spätmittelalterlichen Städten am Oberrhein / La participation politique dans les villes du Rhin supérieur à la fin du Moyen Âge, hg. von OLIVIER RICHARD und GABRIEL ZEILINGER (Studien des Frankreich-Zentrums der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 26), Erich Schmidt Verlag, Berlin 2017, 298 S.

Dieser Band enthält die um zwei Beiträge ergänzten Vorträge eines deutsch-französischen Studientages, der im April 2016 an der Université de Haute-Alsace in Mulhouse stattgefunden hat, organisiert vom dortigen Centre de recherches sur l'économie, les sciences, les arts et les techniques (CRESAT), in Zusammenarbeit mit dem Frankreich-Zentrum der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. Br. Dem internationalen Format, gespiegelt in den beiden Herausgebern, entspricht es, dass die sprachlich wechselnden Beiträge (darunter auch ein englischsprachiger) eine deutsche und französische Zusammenfassung enthalten; allerdings verzichten die „Introduction“ der beiden Herausgeber und die „Remarques conclusives“ von Pierre Monnet auf eine solche Ergänzung.

In der ausführlichen Einleitung skizzieren die Herausgeber die Linien der jüngeren internationalen Städteforschung und hier insbesondere die Fragen um den *caractère contractuel* bzw. *autoritaire* der städtischen Kommune, womit der Bogen zum facettenreichen Bedeutungsfeld der politischen Partizipation geschlagen wird, dem zentralen Thema dieses Bandes. Teilnahme wird zu Recht weit verstanden, in verfassungsgeschichtlicher, kommunikativer und symbolischer Hinsicht. Dies macht den methodischen Ansatz von vornherein fruchtbar und spannend. Den Reigen der Beiträge eröffnen die beiden Herausgeber, jeweils in der Sprache des Anderen geschrieben. GABRIEL ZEILINGER hebt in seinem Aufsatz „La participation comme élément constitutif de la première phase de l'urbanisation dans le Rhin supérieur au Moyen Âge“ darauf ab, dass gegenüber den herkömmlichen Narrativen ‚Stadtgründung‘ und ‚Städtepolitik‘ der Prozess der Aushandlung und Interaktion zwischen den beteiligten Gruppen stärker zu beachten sei, und exemplifiziert diese Spielart von Partizipation an Beispielen elsässischer Städte des 13. Jahrhunderts, insbesondere von Mülhausen und Colmar. OLIVIER RICHARD fokussiert in „Eidverweigerung und politische Partizipation in oberrheinischen Städten“ das Leitthema auf das von ihm in anderem Zusammenhang umfassend untersuchte Phänomen des Bürgereides und seiner Verweigerung im Spiegel von Widerstandsstrategien und den Gehorsam erzwingenden Antworten der Stadtobergkeiten. LAURENCE BUCHHOLZER thematisiert in ihrem Beitrag „La participation fiscale et politique en question (Colmar, 1424)“ den Fall eines gut dokumentierten Aufruhrs in der Colmarer Bürgerschaft, veranlasst durch den

Versuch des dortigen Rats, eine neue außerordentliche Steuer einzuführen, um die Teilnahme der Stadt an einem Landfriedensbündnis zu finanzieren. Für die städtische Regierung ging es darum, einen Weg zwischen autoritärer Machtausübung und konsensgestützter Rats Herrschaft zu finden – kein Einzelfall, wie die zum Vergleich herangezogene Freiburger Enquête von 1476 zeigt.

War bis dahin der Oberrhein das Beobachtungsfeld, so führen die folgenden Beiträge in andere Regionen: JULIEN BRIAND untersucht die Frage „Comment obtenir le consentement des gouvernés? Le cas des villes champenoises à la fin du Moyen Âge“ und findet die Antwort in der Öffentlichkeit der Gemeindeversammlung und in gemeinschaftsstiftenden Ritualen. In ähnliche Richtung argumentiert MATHIEU CAESAR in seinem Beitrag „Popular Assemblies, Document Usage and the Writing of History in Geneva (1450–1550)“ am Beispiel des Conseil Général von Genf. ANTIJE DIENER-STAECKLING nimmt den inhaltlichen Faden von Olivier Richard auf, indem sie in „Verbrieft Teilhabe der Bürger – Schwörbriefe als Verfassungsdokumente in der mittelalterlichen Stadt im Norden und Osten des Reiches“ (so der vollständige Titel, allerdings nur im Inhaltsverzeichnis!) an den Beispielen Straßburg, Naumburg, Nordhausen und Köln die Rolle dieser Schriftstücke – neben Schwörbrief auch Bischofsbrief, Wahlbrief oder Verbundbrief genannt – für die Vorstellung einer gesicherten Beteiligung der gesamten Bürgerschaft an der Stadregierung herausarbeitet.

DOMINIQUE ADRIAN lenkt mit seinem Beitrag „Les métiers comme lieux de participation politique dans les villes d'Empire souabes (XIVe–XVe siècle)“ den Blick wieder zurück auf den deutschen Südwesten. Er charakterisiert am Beispiel schwäbischer Reichsstädte die Zünfte als Ort politischer Partizipation und ihre Generalversammlungen als Höhepunkte des Gemeinschaftslebens. Ein Sonderphänomen der zünftigen Struktur elsässischer Städte im späten Mittelalter untersucht KRISTIN ZECH in ihrem Aufsatz „Zunftauflösungen als Spiegel politischer Partizipationschancen und -grenzen sozialer Gruppen in der Stadt: Straßburg, Colmar, Schlettstadt“. Sie verbindet ihre Analyse mit der Überprüfung der These „Ohne Zunft keine politische Partizipation. Ohne politische Partizipation keine Zunft“. Es geht um die interessante Frage, unter welchen Bedingungen Zünfte sich auflösen mussten, zum Vorteil der verbleibenden, auch um die Probleme der Integration eines nicht mehr mit eigener Zunft vertretenen Handwerks in eine andere Zunft. Weiter widmet sich JEAN-DOMINIQUE DELLE LUCHE in seinem Beitrag „Entre association d'intérêt public et service civique: arbalétriers et arquebusiers dans les villes du Saint-Empire (XVe–XVIIe siècles)“ der Funktion der Armbrust- und Büchschützen in den Städten des Heiligen Römischen Reiches an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. Er sieht in der Schützengesellschaft ein Abbild der Bürgerschaft im Kleinen, ihre Funktion bestand weniger in der örtlichen Verteidigung als in der Repräsentation einer Stadt bei den auswärtigen Schützentreffen als Ausdruck zwischenstädtischer Netzwerkbildung.

Zum Schluss rundet PIERRE MONNET das Ganze mit seinen gedankenreichen „Remarques conclusives“ ab. Er rollt das Feld von der Geschichte des Begriffs ‚participatio‘ und seinem Sitz im mittelalterlichen Leben, dem religiösen wie politischen, her auf und gruppiert die Beiträge nach ihrer unterschiedlichen Fokussierung auf die Existenz und Praxis von *actions de négociation*, von *discussion*, von *association*, von *rappports de force* und von *échange politique*, macht eigene wichtige Bemerkungen, spricht auch Desiderate an, etwa die Frage nach dem städtischen Reformdiskurs am Ende des Mittelalters.

Es ist in der Tat die Vielfalt der Perspektiven, die diesen Band über politische Partizipation in spätmittelalterlichen Städten am Oberrhein so ergebnisreich und interessant machen. Der gerade noch einmal zitierte Gesamttitel hätte allerdings die Ergänzung ‚im überregionalen Kontext‘ o. ä. verdient, womit die räumliche Blickweite zur Geltung käme. Formal sei noch der Schönheitsfehler angemerkt, dass es bei den in den Fußnoten der Beiträge zitierten Kurztiteln keinen Rückverweis auf die Erstnennung des Volltitels gibt, sodass die Suche danach für den Leser mitunter etwas mühsam ist. Aber das ändert nichts an dem vorzüglichen Gesamteindruck, den dieser Band hinterlässt.

Thomas Zotz

Reiches Erbe – Industriekultur im Dreiland. Patrimoine industriel des Trois Pays, Begleitpublikation zur Ausstellung im Dreiländermuseum (1.07.-27.11.2016), hg. von MARKUS MOEHRING, MARION ZIEGLER-JUNG und ROBERT NEISEN (Lörracher Hefte 23), Verlag Waldemar Lutz, Lörrach 2016, 192 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

„Wenn der Wind der Veränderung weht, bauen die einen Mauern und die anderen Windmühlen.“ MARION ZIEGLER-JUNG, Geschäftsführerin der Wirtschaftsförderung Lörrach GmbH, eröffnet ihren Beitrag mit diesem chinesischen Sprichwort (S. 10); es könnte seit Mitte des 18. Jahrhunderts im Dreiland als Richtschnur gedient haben. Schmerzhaft Anpassungsprozesse wurden (und werden) durch Strukturwandel erzwungen – vor allem in der Textilindustrie. Erörtert werden ferner Land- und Wasserstraßen sowie Eisenbahnen, die Elektroindustrie und der Maschinenbau, die chemische, die pharmazeutische und die Lebensmittelindustrie, nicht zuletzt Schulen und Hochschulen.

Insgesamt überwogen die Vorteile der Grenzlage deren Nachteile für die Räume um Basel und Lörrach; dagegen konnte Mülhausen die „Behinderungen und Rückschläge der Jahre 1914-1945“ wohl nicht wieder aufholen (S. 49). Steht hinter dem Bedeutungsverlust des Oberelsasses eine geringere Bereitschaft, Neues zu wagen, die Zukunft zu gestalten (S. 17)? Gewiss können kompetente Autoren in einem der nächsten „Lörracher Hefte“ Unterschiede bei der Bewältigung von Krisen erklären.

Die sorgfältig redigierte Zwischenbilanz beeindruckt mit vorzüglich reproduzierten, aussagekräftigen, durch knappe Legenden erschlossenen Abbildungen (erwähnt sei die „Sanitätstrage“, 1900; S. 115 und 179); dazu kommen Faksimilia, Karten und Tabellen. Der Wechsel von Makro- und Mikrostudien (diese etwa zu sechs Transformationsgebieten in der Region) wird weiter aufgelockert durch biographische Skizzen. Vorgestellt werden Unternehmer und Arbeiter, Weltmarktführer und weniger bekannte Firmen. Einige zweisprachige Texte erlauben dem Leser, seine Französischkenntnisse um das Vokabular von Wirtschaft und Technik unserer Tage zu erweitern.

Mehrfach haben Kriege und Revolutionen, nationale Enge und ideologische Verblendung zur Sperre von Grenzen geführt; mit Sorge beobachtet man im Dreiland Anzeichen für ein Wiederaufleben des Nationalismus in Europa. MARKUS MOEHRING, Leiter des Museums und Mitherausgeber des Heftes, bedauert, dass das reiche historische Erbe des Dreilands „nur wenig gewürdigt oder gar touristisch erschlossen“ wird, anders als im Ruhrgebiet (S. 6). Der Band sorgt für Abhilfe; er erlaubt, den Besuch des Museums vor- und nachzubereiten; weit mehr noch: Er lädt zur individuellen Erkundung des Dreilands ein – und zu Exkursionen mit Schülern, Studenten und Vereinen.

Norbert Ohler

Zisterzienserklöster als Reichsabteien, hg. von KONRAD KRIMM und MARIA MAGDALENA RÜCKERT (Oberrheinische Studien 36), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2017, 183 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Die sechs Untersuchungen des Sammelbandes entstammen einer Tagung der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein in Salem. Die Einbettung von Zisterzienserklöstern in größere Ordnungen, d.h. in Ordenshierarchien wie in politische Strukturen gaben Themen wie Positionen süddeutscher Abteien im Reich, in den Institutionen von Reichstag und Kreis, und ihr Verhältnis zu den expandierenden Landesfürsten vor.

Das langanhaltende Reichsinteresse oberdeutscher Zisterzienserklöster in der Germania Sacra überrascht, da der Reichsstand mitunter politisch und ökonomisch mehr Nach- als Vorteile brachte. Während des 18. Jahrhunderts entstanden in den Abteien Salem, Kaisheim (beide schwäbisch) und Ebrach (fränkisch) wegweisende Abhandlungen für den reichsunmittelbaren Diskurs. Visuell wird die verfassungsrechtliche Ausgestaltung geistlicher Reichsunmittelbarkeit mit Erbauung und Ausstattung ihrer Kaiser- bzw. Reichssäle fassbar.

Die quasi Neugründung der Oberdeutschen Zisterzienserkongregation zu Beginn des 17. Jahrhunderts gefährdete zwar angestammte Freiheiten und zwang zur teilweisen Aufgabe von Vorrechten. Doch

die neue regional enger begrenzte Organisation mit eindeutigen Rechtsstrukturen und Hauptexekutions-sitz im Land selbst sicherte den Abteien den im Orden nötigen Rückhalt und gewährte ihnen gleichzeitig Unterstützung gegen Eingriffe der Landesherren und Ortsbischöfe. Damit erwies sie sich letztendlich als Chance für den Erhalt der klösterlichen Eigenständigkeit bis zur Säkularisation.

ULRICH KNAPP vergleicht Ausstattung und Programmatik der Kaisersäle der mehr oder weniger in ihrem Reichsstand umstrittenen Zisterzienserabteien Salem, Kaisheim und Ebrach mit denen landsässiger österreichischer Stifte und den Festsälen anderer oberschwäbischer Klöster. Die Programmatik des Salemer Kaisersaals spiegelt einen Wendepunkt in der Geschichte der Abtei wider, nachdem das kurzfristige Streben nach Landsässigkeit endgültig aufgegeben war.

Das fast 400 Jahre währende Verhältnis zwischen der Reichsabtei Salem und der habsburgischen Regentschaft äußert sich sowohl im Genuss der Schutzmacht und des nützlichen Instanzenapparats im fernen Wien als auch in der bedrängenden Herrschaft und lästigen Oberamt im nahen Stockach. Der Inanspruchnahme von Kontributionen im Kriegsfall, weiteren freiwilligen oder unfreiwilligen klösterlichen Finanzleistungen stehen wichtige Privilegien im Gerichts- und Zollwesen und des Steuerrechts als wirksame Instrumente der Herrschaftsverstetigung gegenüber.

Die über 500 Jahre währende *cura monialium* bescherte der mächtigen Salemer Abtei und ihren acht weiblichen Tochterklöstern (vier reichsständig, vier landsässig) ein wechselhaftes und nicht immer spannungsfreies Verhältnis. Neben regelmäßigen Visitationen und der seelsorgerischen Betreuung der Nonnen bezog sich die Salemer Paternität auch auf die Wirtschaftsverwaltung und Gerichtsbarkeit der Zisterzen. In ihrer Selbständigkeit waren die Nonnen von der Ausdehnung oder Einschränkung der Klausur abhängig. Im Falle von Reformen, meist zu Lasten ihres Handlungsspielraums, wussten die häufig adeligen Damen sowohl ihre familiären Netzwerke zu aktivieren als auch mehr oder weniger geschlossen gegen die Salemer Mutterabtei vorzugehen.

Bei der Klostersäkularisation spielten Zugehörigkeit zum Zisterzienserorden, Reichsstand oder Landsässigkeit nur eine untergeordnete Rolle. Salem nimmt als Fideikommissgut bzw. als „landesfürstliches Schloss“ der markgräflichen, später großherzoglichen Familie eine Sonderrolle ein. Trotz berechtigter Klage über große Einbußen am Kulturerbe seit der Säkularisation durch Veräußerung eines Großteils der Ländereien, beweglichen Güter und Ausstattung der Klöster muss bezweifelt werden, ob selbst so „prosperierende Großbetriebe“ wie es Salem damals war, heute noch in der Lage wären, „mit dem damals vorhandenen Grundbesitzpotential ihre aufwendigen baulichen Anlagen [...] zu unterhalten“.

Mona Djabbarpour

### *Orts- und personengeschichtliche Literatur*

Auf Jahr und Tag. Leben im mittelalterlichen Freiburg, hg. von HEINZ KRIEG, R. JOHANNA REGNATH, HANS-PETER WIDMANN und STEPHANIE ZUMBRINK (Schlaglichter regionaler Geschichte 3), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin/Wien 2017, 254 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Von Aufrührern und Herzögen, von Geistlichen, Humanisten, Künstlern und Bürgerlichen berichtet dieser Sammelband. Einiges wird dabei zurechtgerückt, weil in der bisherigen Forschung die Urkunden offensichtlich nicht vollständig ausgewertet wurden. Nehmen wir nur zwei Beispiele: Der Artikel über Joß Fritz und seine Frau Else Schmidin (HORST BUSZELLO) macht deutlich, dass auf Grund von Geständnissen Mitverschworener keine mörderischen Umstürzler bei den Bundschuhmitgliedern zu Beginn des 16. Jahrhunderts am Werk waren, sondern Männer, die zwar Missstände ändern wollten, aber die gegebene Ordnung nicht in Frage stellten. Ihre Radikalisierung hatten zuvörderst die Vertreter der Stadt Freiburg etwas künstlich verursacht. Ähnlich verhält es sich mit der Einordnung Herzog Bertold V. von Zähringen (HEINZ KRIEG). Glaubt man den kirchlichen Chronisten, so entsteht das Bild eines charakterlosen Un-

holds. Werden dagegen städtische Zeugnisse berücksichtigt, so ergibt sich eine Persönlichkeit, die gut mit den Stadtoberen kooperierte. Besser jedenfalls als die späteren gräflichen Herren der Stadt, worauf sich Freiburg schließlich 1368 den Habsburgern unterstellte.

Einige Beiträge befassen sich mit Bürgerlichen, die es geschafft hatten, zu Ansehen und Reichtum zu gelangen. Da war zum Beispiel Martin Malterer, der es in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verstand, seine Töchter mit Adeligen zu verheiraten und so für seine Familie einen beträchtlichen sozialen Aufstieg erreichte (Beitrag von BORIS BIGOTT). Oder Else Baderin, die einige Badestuben in Freiburg besaß oder pachtete (HANS-PETER WIDMANN). Nicht nur Hygiene, sondern auch Geselligkeit wurde in diesen Badestuben groß geschrieben. Einher gingen mit solchen Einrichtungen auch Pflegeberufe und Krankeneinrichtungen, die unter der Obhut des Heiliggeistspitals standen und vom Rat der Stadt kontrolliert wurden.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Wirken von Anna von Munzingen (MARTINA BACKES) und anderen Nonnen, die in ihrem Frauenkloster im 14. Jahrhundert eine mystische Vereinigung mit Gott anstrebten, dabei aber viel Wert auf eine Körperlichkeit der Menschen legten. Um auf die sozialen Karrieren zurückzukommen, so zeigt sich am Beispiel des Obristzunftmeisters Peter Sprung, dass Tüchtigkeit und Spürsinn für finanzielle Gegebenheiten dazu führen konnten, höchste Positionen in der Stadt zu erreichen (WILLY SCHULZE). Sprung gelang es nicht nur Ratsherr zu werden, er war am Ende des 15. Jahrhunderts auch in der Rechtspflege tätig.

Über ein anschauliches Statutenbuch für Scholaren des Collegium Sapientiae aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts berichtet DIETER SPECK. Dort wird in Text und Bildern festgehalten, welche Regeln bedürftigen Studenten auferlegt wurden, wollten sie dauerhaft im Collegium bleiben. Ausdruck zunehmender Armut im Mittelalter war auch die Gründung von Bettelorden in Freiburg, wie es PETER WALTER erforscht hat. Auch Albertus Magnus, der in Freiburg mit einigen Denkmälern präsent ist, war Dominikaner-Gelehrter, stand also einem Bettelorden zumindest nahe. Allzu viele Quellen über den berühmten Gelehrten aus dem 13. Jahrhundert gibt es allerdings nicht. Kontakte zu Freiburg sind nur vereinzelt nachzuweisen.

Gleich zwei Beiträge beschäftigen sich mit dem berühmtesten Bauwerk Freiburgs, dem Münster. THOMAS FLUM beschäftigt sich mit dem Wirken von Johannes von Gmünd, einem Münsterbaumeister, der im 14. Jahrhundert von Basel nach Freiburg wechselte. Die Übernahme Freiburgs durch die Habsburger, die Schlacht bei Sempach 1386, bei der die Führungsschicht der Stadt von den Eidgenossen dezimiert wurde, und der Rückgang des Bergbaus hatten dazu geführt, dass kaum etwas am Münster weitergebaut wurde. Erst am Ende des 14. Jahrhunderts entstanden dann wieder Chöre. In diesem Zusammenhang ist auch Hans Baldung Griens Wirken zu sehen, wie es STEPHANIE ZUMBRINK beschreibt. Baldung wurde mit Arbeiten in Freiburg betraut, weil er sich bereits am Straßburger Münster hervorgetan hatte. Das Retabel des Hochaltars im Freiburger Münster dürfte, so die Autorin, sein eigentliches Hauptwerk sein.

Mit Ulrich Zasius, einem allseits geehrten Humanisten und Rechtsgelehrten im ausgehenden 15. Jahrhundert, beschäftigt sich HANS SCHADEK. Zasius, so der Autor, begann seine Karriere in Tübingen und Baden (Aargau), bevor er mit seiner Familie nach Freiburg zog. Er wirkte hier als Stadtschreiber, Schulrektor, später sogar als Rechtsprofessor an der Universität. Er verfügte über gute Kontakte mit seiner Studentenbursche zur akademischen Jugend Freiburgs. Zasius verfasste Texte etwa zum Freiburger Stadtrecht und zur Erforschung des römischen Rechts. Seine Einstellung zur Reformation und zu Luther war zunächst positiv. Er wandte sich aber dann doch eher den Ideen des Erasmus von Rotterdam zu, mit dem er im brieflichen Kontakt stand.

Insgesamt gesehen ist mit diesem Sammelband ein sehr anschauliches und gut lesbares Werk entstanden, das viele Aspekte des mittelalterlichen Lebens in Freiburg darstellt. Detlef Vogel

MICHAEL BACHMANN: Das Freiburger Münster und seine Juden. Historische, ikonographische und hermeneutische Beobachtungen, Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2017, 224 S., 108 Farb- und S/W-Abb.

Während das Cover den Juden Judas Cyriakus inmitten des Zuges der Seligen ins Paradies zeigt, besiegt in der hinteren Umschlagabbildung die christliche Kirche in Gestalt der Ecclesia im Turnierkampf die Personifikation der Synagoge, stellvertretend für das Judentum. Beide Exempel gehören zu den etwa hundert Darstellungen von Juden und Jüdischem am Freiburger Münster und umschließen hier gleichsam als Eckpunkte positiver und negativer Charakterisierung die neue Untersuchung von Michael Bachmann. In der hervorragend, fast durchweg farbig bebilderten Publikation wird das Thema erstmalig systematisch aufgearbeitet.

Die Konzentration auf das eine Bauwerk, eingebettet in seinen europäisch-historischen Kontext, enthält nicht nur eine erfreuliche Materialfülle für die Besucher des Kirchenbaus, sondern steht auch in direktem Zusammenhang mit Bachmanns erweitertem Anliegen: „Dem Versuch das über Jahrhunderte hin schwierige Verhältnis von Judentum und Christentum immerhin ansatzweise zu begreifen“. Der evangelische Theologe ist überzeugt, „dass für die Jesus-Bewegung selbst und auch für das frühe Christentum nicht einmal von Wurzeln des Antijudaismus gesprochen werden könne“. Erst im Laufe der Jahrhunderte und mit numerischer Zunahme der „Heidenchristen“ wurden die ursprünglich innerjüdischen Spannungen (noch Paulus verstand sich bei aller Kritik ganz selbstverständlich als Jude) in einen gegen das Judentum gerichteten Sinn begriffen. Die katastrophalen Folgen dieser geschichtlichen Entwicklung mündeten letztendlich im Holocaust. Dementsprechend eingeleitet wird die Untersuchung von drei Beispielen aus der Freiburger Geschichte des 20. Jahrhunderts: dem Schicksal des jüdischen Kaufmanns Max Mayer, der im KZ ermordeten konvertierten Nonne Edith Stein und der um christlich-jüdische Freundschaft verdienten Gertrud Luckner.

Die meisten Darstellungen befinden sich naturgemäß in der Portalskulptur bzw. in den Glasfenstern. Zur Identifizierung als jüdisch zu verstehender Personen dienen sowohl der spitzzulaufende Judenhut (*pileus cornutus*) als auch die konische Gugel, zunächst nicht zwangsläufig diskriminierende Erkennungsmerkmale.

Die positive Anerkennung des jüdischen Ursprungs bzw. des positiven Miteinanders von Judentum und Christentum wird in der Vorhalle an exponierten Stellen vorgeführt. Zum einen in dem berühmten Figurenpaar von Ecclesia und Synagoge: Zwei edle und hohe Schwesterngestalten, die von links die Anbetung der Heiligen Drei Könige und von rechts die Verkündigung und Heimsuchung rahmen. Mittelpunkt des Ensembles bildet als Trumeaufigur die Muttergottes mit dem Jesuskind, die sich über dem jüdischen (!) Stammvater des Geschlechts, dem schlafenden Jesse und seiner Wurzel, erhebt. Zum anderen gelingt es Bachmann überzeugend nachzuweisen, dass die *Nativitas*-Szene im Tympanon flankiert wird von der Verkörperung der Ecclesia links (heraldisch rechts), eine engelsgleiche Gestalt heute mit einem Kerzenleuchter, ursprünglich wohl mit einem Kelch ausgestattet, und rechts von Josef, bedeckt mit einem Judenhut, als Vertreter des Judentums.

Aber auch an negativ gekennzeichneten Darstellungen fehlt es nicht. Juden werden häufig und gerne sowohl an der Passion Christi als auch an den Martyrien christlicher Heiliger (z.B. dem Martyrium des heiligen Bartholomäus in Indien) beteiligt – ohne dass dies durch die Überlieferungen zwingend vorgegeben ist – oder gar als dem Christentum untertan dargestellt (jüdische Konsolfigur unter dem Pauluspfeiler). Auch unter den ohnehin tendenziell negativ konnotierten Wasserspeiern finden sich mehrere als Juden gekennzeichnete Figuren.

Mit Kenntnis der beeindruckenden Materialfülle und im Hinblick auf die lange Entstehungszeit des Freiburger Münsters registriert Bachmann, dass im Laufe des 14. Jahrhunderts Darstellungen jüdischer Personen zunehmend mit Negativem verbunden werden. Eine verheerende Entwicklung, die 1349 in Freiburg (und nicht nur hier) in der Ermordung und Verbannung der Juden aus der Stadt kulminiert. Unser heutiges Verständnis der christlich-jüdischen Geschichte muss sich der Tendenz mittelalterlicher bildlicher Zeugnisse bewusst sein.

Mona Djabbarpour

Geschichte der Stadt Villingen-Schwenningen, Bd. II: Der Weg in die Moderne, hg. im Auftrag der Stadt Villingen-Schwenningen von CASIMIR BUMILLER, Selbstverlag, Villingen-Schwenningen 2017, 736 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Zu Villingen-Schwenningen als Produkt der Gebietsreform fällt einem der handfeste Gegensatz zwischen der traditionsreichen badischen Stadt mit vorderösterreichischem Hintergrund und dem gewerbefleißigen altwürttembergischen Dorf ein; dann scheinen die Namen Filbinger und Krause auf, die mit ihrer satten Mehrheit im Stuttgarter Landtag auch unbeliebte Passagen des Landesentwicklungsplans durchsetzen konnten. HEINRICH MAULHARDT, bis 2018 Stadtarchivar der Bindestrichstadt, betont in seinem Beitrag zur Stadtgeschichte, die Stadtgründung von 1972 sei keine reine verwaltungstechnokratische Operation gewesen, denn in beiden Gemeindeparlamenten und beim Bürgervotum gab es eine Mehrheit für die gemeinsame Zukunft. Die Feinuntersuchung lässt erkennen, dass sich die Opposition mangels Information erst spät organisieren konnte. Bei Erscheinen des vorliegenden Bandes war die Doppelstadt 45 Jahre alt. 38 davon hat HEINRICH MAULHARDT untersucht und seine Ergebnisse zu den Schwerpunkten Kommunalpolitik, Kultur und Gesellschaft unter die Überschrift „Strukturkrise und Behauptung“ gestellt. Sein Beitrag ist jedoch nur das Schlusskapitel einer auf zwei Bände angelegten Synchrondarstellung der Geschichte beider Städte. Wie bei der Freiburger Stadtgeschichte wurde mit der Aufarbeitung der jüngeren Vergangenheit begonnen, hier jedoch explizit auf Wunsch des Gemeinderats nach Diskussionen über den Umgang mit dem „nationalsozialistischen Erbe“.

Ein Team aus zehn Autoren übernahm 2014 die Aufgabe, die Geschichte beider Kommunen seit 1806 zu erforschen und allgemeinverständlich zu dokumentieren. Der Herausgeber CASIMIR BUMILLER stellt das Konzept und die Methoden vor; von ihm stammt das einleitende Kapitel über die Zeit um 1800 und auf über hundert Seiten die Geschichte der Stadt Villingen im Großherzogtum Baden bis 1871. Entsprechend hat MONIKA SPICKER-BECK Schwenningen im Königreich Württemberg bearbeitet. Drei Autorinnen lassen in Wort und Bild die Geschichte beider Städte während der Kaiserzeit lebendig werden: Industrialisierung, Bildungs- und Vereinswesen, wobei in Villingen die Fastnacht nicht fehlen darf, zuletzt Villingen als Garnisonstadt und Kriegsalltag. KILIAN FEHR, der Bearbeiter der Weimarer Zeit, nahm sich vor, die 14 Jahre währende Demokratie nicht nur von ihrem glücklosen Ende her zu beurteilen, aber dennoch die Radikalisierung links und rechts und den Aufstieg der NSDAP genau zu verfolgen. Er dokumentiert die industrielle und die bauliche Entwicklung, wobei er die Leistungen im sozialen Wohnungsbau hervorhebt. Ein Splitter aus seinem Beitrag: Villingen hatte in den 1920er-Jahren einen Flugplatz auf dem Exerzierplatz und Verträge mit zwei regionalen Luftverkehrsgesellschaften. Fehr macht die verheerende Wirkung der Weltwirtschaftskrise deutlich, hält fest, dass keine der beiden Städte eine NS-Hochburg war.

Auf ROBERT NEISEN geht der Beitrag „Nationalsozialismus in Villingen und Schwenningen“ zurück. Es gelingt ihm, verständlich zu machen, wie schnell und umfassend die Partei alle Lebensbereiche zu durchdringen vermochte und wie leicht es ihnen bürgerliche Kreise machten. Detailliert beschreibt er, wie die Arbeitslosigkeit abgebaut wurde: Saba verdiente am Volksempfänger, Kienzle Apparate profitierte von der Förderung der Motorisierung und in beiden Gemeinden wurde viel gebaut. Ganz unterschiedlich verhielt es sich mit den Gemeindeoberhäuptern: Schwenningen behielt seinen 1930 gewählten Bürgermeister Dr. Otto Gönnewein „wegen seiner fachlichen Tüchtigkeit und persönlichen Gediegenheit“. Im Villingener Rathaus zog ein verwaltungsunerfahrener Parteikarrierist ein. Im folgenden Kapitel wendet sich der Autor den Opfern des Nationalsozialismus zu: erst den politisch Verfolgten, die gleich 1933 Gefahr liefen, in KZ-Haft genommen zu werden, nicht erst wenn sie im Untergrund Schriften verteilten oder Fluchthilfe leisteten. Dann dokumentiert er den Leidensweg der 67 Personen zählenden Villingener Judengemeinde. Einige Familien wanderten aus, nachdem sie Reichsfluchtsteuer bezahlt hatten. Elf Personen wurden von der Massendeportation des badischen Gauleiters im Oktober 1940 erfasst und nach Gurs verschleppt. Neisen geht auch auf den Umgang mit jüdischem Vermögen ein.

Für Schwenningen ist dieses Kapitel kürzer und trägt den Titel: „Rechtzeitig emigriert“. Es enthält sogar etwas Versöhnliches: Das Bild und die Geschichte einer Vikarin der Bekennenden Kirche, die Fluchthilfe Richtung Schweiz geleistet hat. Die Verfolgung der Sinti und Roma behandelt Neisen mit dem Blick auf die lange Vorgeschichte. Ausführlich stellt er die Ergebnisse seiner Nachforschungen zur vierten Opfergruppe vor: Menschen, die aus rassebiologischen Gründen verfolgt wurden, sogenannte „Asoziale“, Behinderte psychisch Kranke. Er nennt z. B. Fälle von Zwangssterilisierung. Im dritten Abschnitt über die Kriegsjahre betont er die Bedeutung beider Städte für die Rüstungsindustrie, deren wachsender Arbeitskräftebedarf mit Kriegsgefangenen und Fremdarbeitern gedeckt wurde, die anfangs freiwillig kamen, mit zunehmender Dauer des Krieges jedoch zwangsweise, vor allem aus dem Osten. Der Beitrag endet mit dem Einmarsch französischer Einheiten in Villingen und Schwenningen im April 1945.

Hier knüpft ANJA RUDOLF an mit der Frage „Besetzer oder Befreier?“. Für die ersten beiden Monate der Besatzungszeit verwendet sie zwölf Seiten. Der meist genannte Name ist Hermann Riedel (1898-1982), der maßgebliche Verwaltungsmann im Villingen Rathaus während des Dritten Reichs und – obwohl Parteimitglied – Gewährsmann der Franzosen in der ersten Zeit. Seine Erinnerungen „Aus schwerer Zeit“ sind eine wichtige Quelle in Wort und Bild für die Vorgänge am Kriegsende. Die Autorin hat sich vorgenommen, lebensnah zu schreiben. Sie behandelt das Wiederaufblühen der ortsansässigen Industrie nach empfindlichen Demontagen, den Zuzug und die Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen, das Wachstum beider Städte, vermittelt den Zeitgeist und behält dabei Bildung, Kunst, Kultur und Unterhaltung im Blick. Ein dramatisches Kapitel kommt unter der neutralen Überschrift „Strukturwandel der Wirtschaft“ daher. In Wort und Bild hält ANNEMARIE CONRATH-MACH den Arbeitskampf 1963 fest, sie berichtet von den ersten Warnungen vor der Konkurrenz aus Fernost für die Uhren- und Unterhaltungsindustrie, dann vom dramatischen Ende der traditionsreichen Unternehmen: in Schwenningen 1974 Konkurs von Kaiser-Uhren, ein Jahr später Mauthe. In Villingen geriet bald auch Saba in Schwierigkeiten, Kienzle Apparate wurde 1981 von Mannesmann übernommen. Eine Kienzle-Parkuhr ist das Titelbild dieses Beitrags, an dessen Ende Villingen-Schwenningen als modernes Dienstleistungszentrum beschrieben wird.

Band II der Stadtgeschichte entstand in vergleichsweise kurzer Zeit dank engagierter Autoren. Es ist ein Buch, das in Ruhe gelesen werden will, stets mit Blick auf die jeweils am Schluss der Beiträge gesammelten reichhaltigen Anmerkungen. Der schnelle Zugriff auf Detailfragen ist nicht leicht, da es keine Register gibt. Sucht man zum Beispiel nach dem Architekten der Schwenninger Friedensschule – Titelbild des Beitrags über die NS-Zeit – findet man ihn bei Anja Rudolf. Um auf die Besatzungszeit zurückzukommen: die Unterlagen in den Archives de l'occupation française en Allemagne et Autriche (1945-1955) in Courneuve könnten das Bild abrunden.  
Renate Liessem-Breinlinger

ANDREAS HAASIS-BERNER: Das Kloster St. Margarethen in Waldkirch. 500 Jahre klösterliches Leben im Elztal, hg. von der Stadt Waldkirch (Waldkircher Stadtgeschichte 2), Selbstverlag, Waldkirch 2017, 432 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb., Karten sowie genealogische Tafeln.

Im Vorfeld des 2018 zu feiernden Jubiläums erschien schon 2017 der Band über das Kloster St. Margarethen des Archäologen Andreas Haasis-Berner. Nach einer Beschreibung der naturräumlichen Gegebenheiten anhand einer Wildbannurkunde wird auf die politische Situation des Herzogtums Schwaben und des Königtums im 10. Jahrhundert eingegangen. Es folgt die Gründung, Ausstattung und Privilegierung des Klosters sowie die Darstellung einiger Äbtissinnen und Nonnen. Die wenigen archäologischen Befunde des physisch nicht mehr existierenden Klosters mit den beiden Kirchen St. Margarethen und St. Walburga sowie den Friedhöfen und der nicht nachweisbaren Klausur des mittelalterlichen (heute nicht mehr sichtbaren) Klosters folgen. Mit einem Drittel des Bandes nimmt die Beschreibung des Güterbesitzes und der wirtschaftlichen Belange den umfangreichsten Teil der Darstellung ein, was nicht wundern dürfte, da doch der Band sich im Wesentlichen auf ältere heimatkundliche Arbeiten stützt und sich beson-

ders an das lokalgeschichtlich interessierte Publikum richtet. Weitere rund fünfzig Seiten sind den Herren von Schwarzenberg als Vögten des Klosters mit ihren dinglichen Hinterlassenschaften von Burgen, allen voran der imposanten Kastelburg, gewidmet. Am Ende werden die Beziehungen des Klosters Waldkirch zu Königen, Päpsten, Bischöfen, benachbarten Klöstern, Stadt, Tal und Realien und die Umwandlung des Klosters in ein Chorherrenstift thematisiert. Das Ende des Klosters und seiner Umwandlung in das heute allgegenwärtige Stift mit seinem Stiftsbezirk während des Konzils zu Basel werden nicht nennenswert erläutert. Der multimediale Zeitgeist nimmt bei der Gestaltung des Bandes mit viel Bildmaterial zu den Besitztümern illustrierend Einfluss und liefert ein optisch ansprechendes Bild, vermittelt aber oft auch keine weiterführenden Erkenntnisse.

Viel Raum wurde der frühen Zeit des Klosters zur Zeit der Herzöge und des ottonischen Königtums eingeräumt. Es wird dargestellt, wie das Kloster im Spannungsfeld zwischen Herzogsgewalt und Königtum entstand und schließlich zu einem Reichskloster aufstieg. Der Autor versucht den Ursachen und der wirtschaftlichen Basis des Klosters behutsam näherzukommen und deutet die Sphären an, in denen das Frauenkloster Waldkirch agierte. Die Quellenarmut und die Überlieferungslücken des Hochmittelalters fordern bei der Darstellung ihren Tribut. So kann der Autor oft nur hypothetisieren oder skizzieren, wie beispielsweise, dass die ersten Äbtissinnen aus dem Hochadel stammten, ab dem 14. Jahrhundert aber dem lokal-regionalen Adel angehörten. Dies illustriert den Bedeutungswandel und -verlust ebenso wie die zahlreichen Besitzabgänge seit dem späten 14. Jahrhundert.

Der Band stützt sich überwiegend auf alte und heimatgeschichtliche Arbeiten von Werkmann, Wetzel, Rambach u. a., die sehr häufig wissenschaftlich nachprüfbar nachweise schuldig bleiben, aber Interpretation breiten Raum geben. Zwar weist der Verfasser offen darauf hin und stellt viele dieser älteren Arbeiten in Frage, dennoch bleibt der Band daher auch mit Recht sehr angreifbar. Neu sind die archäologischen Erkenntnisse, die spärlich genug, aber vom Archäologen Haasis-Berner nun gut nachvollziehbar sind. Manches andere, z. B. die bloße Nennung der dinglichen Hinterlassenschaften (liturgische Handschriften) ohne deren weiteren Geschichte nachzugehen, die Einordnung der Habsburger mit ihrem Anspruch auf die Landgrafschaft Breisgau als Schutz- und Schirmherr des Klosters am Ende des 14. Jahrhunderts oder die Rolle der Tübinger und Malterer für das Kloster, ist zu kurz oder wenig zufriedenstellend berücksichtigt. Da die Freiburger Landesgeschichte inzwischen Waldkirch als Forschungsobjekt entdeckt hat, könnte sie vielleicht in absehbarer Zeit einiges mit neueren wissenschaftlichen Ergebnissen füllen, was bei dem großen Anspruch des vorliegenden Bandes so auch nicht möglich gewesen wäre. Haasis-Berner gelang ein optisch ansprechender Band, der mit Defiziten mutig umgeht, Lücken offenlegt, aufzeigt und Lust auf weitere Forschungen zum Kloster und Stift Waldkirch macht. Dieter Speck

Konstanz und der Südwesten des Reiches im hohen und späten Mittelalter, Festschrift für Helmut Maurer zum 80. Geburtstag, hg. von HARALD DERSCHKA, JÜRGEN KLÖCKLER und THOMAS ZOTZ (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen XLVIII), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2017, 248 S., zahlr. Abb.

Die zu Ehren des Mediävisten und Leiters des Konstanzer Stadtarchivs a. D. Prof. Dr. Helmut Maurer veröffentlichte Festschrift enthält insgesamt elf Beiträge. Wie im Vorwort (S. 9-12) zu lesen ist, haben die Herausgeber den Sammelband „in Rekordzeit produziert“, um die Ergebnisse des am 27. Mai 2016 im Stadtarchiv Konstanz abgehaltenen Kolloquiums ihrem „verehrten akademischen Lehrer und Weggefährten“ anlässlich seines 81. Geburtstages im Mai 2017 übergeben zu können.

Der erste Aufsatz von FREDY MAYER (S. 13-56) richtet auf Basis unedierter Quellen aus Klöstern im Konstanzer Gebiet wie Schaffhausen einen detaillierten Blick auf das Leben und das „konstruierte“ Nachleben des adligen Klosterstifters Graf Eberhard des Seligen von Nellenburg (ca. 1015-1079). Den Auswirkungen der Legations- und Kirchenpolitik des von 1084 bis 1110 amtierenden Bischofs von Konstanz Gebhard III. ist der nachfolgende Beitrag von CLAUDIA ZEY gewidmet (S. 57-74). THOMAS ZOTZ (S. 75-88) befasst sich mit Herzog Konrad von Zähringen (1122-1152), dem Stadtgründer von Freiburg i.

Br., und seiner Herrschaftspraxis bzw. den während des Wormser Konkordates (1122) unternommenen Anknüpfungsstrategien zur Ausdehnung der zähringischen Besitzungen. Im vierten Aufsatz von HARALD DERSCHKA (S. 89-124) werden die Merkmale der Vasallenstruktur der Reichenauer Lehnsmannschaft in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und deren Bindungen an die Adelsgesellschaften von Habsburg, Jörgenschild und Württemberg betont. GABRIELLA SIGNORI (S. 125-133) erhellt danach anhand der Konstanzer Baugerichtsprotokolle der Jahre 1452 bis 1470 die Häufung der Konflikte die der Einbau neuer Fenster in Gebäude der Stadt Konstanz auslöste. Der sechste Beitrag von BRIGITTE HOTZ (S. 135-169) fokussiert auf die Quellen zu den Ereignissen von 1401 und zum delegierten Gerichtsverfahren von 1403/1404, die der Konstanzer Stadtschreiber Nikolaus Schulthaiß in Augsburg zum Verfassen seines Kopialbuches heranzog und damit eine „neue“ Auslegung städtisch-kirchlicher Lebenswelten des Bodenseeraums vorantrieb. STEFAN SONDEREGGER weist in seinem Text (S. 171-187) auf das große Forschungspotential hin, das der komplett digitalisierte Bestand des Archivs der ehemaligen Reichsstadt St. Gallen – der für die Zeit zwischen 1400 und 1800 rund 30.000 Briefe umfasst – bereithält. Mit dem nachfolgenden Beitrag würdigt JÜRGEN KLÖCKLER (S. 189-195) die menschliche und berufliche Kompetenz Helmut Maurers während seiner langjährigen Tätigkeit als Direktor des Stadtarchivs Konstanz (1966-2001). Laut THOMAS ZOTZ (S. 197-201) stellte (und stellt) die Arbeit Helmut Maurers für Kolleginnen und Kollegen sowie den wissenschaftlichen Nachwuchs ein fruchtbares Vorbild dar bezüglich den „Nutzen und Wert [...] für die südwestdeutsche Landesgeschichte und allgemein für die politische Geschichte des Reiches im frühen und hohen Mittelalter“. Der letzte Beitrag von BIRGIT KATA (S. 203-208) erinnert an Helmut Maurers Lehrtätigkeit als Honorarprofessor an der Universität Konstanz und dessen Empfehlung, eine „gesunden Misstrauen gegenüber allen Texten“ walten zu lassen.

Für an der Geschichte des mittelalterlichen Konstanz und seiner Umgebung Interessierte sind nicht nur die versammelten Beiträge hilfreich: Am Ende des Bandes findet sich ein von HARALD DERSCHKA und JÖRG SCHWARZ zusammengestelltes Schriftenverzeichnis Maurers (S. 209-246), das darüber hinaus für eine erste Annäherung an das Thema sehr dienlich sein kann. Ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren (S. 247f.) schließt den Band ab.

Marco Leonardi

MARCO LEONARDI: *Aqua curanda est. Le acque e il loro utilizzo nei territori di Friburgo in Brisgovia e Catania dal XIII al XVI secolo (AQUAE. Studi e testi sulle terme 9)*, Leo S. Olschki Editore, Firenze 2017, 298 S., 4 Tafeln.

Wasser ist eine Grundvoraussetzung menschlichen Lebens und menschlicher Besiedlung. Jedoch: Entweder hat man zu viel oder aber zu wenig davon, es fließt an der falschen Stelle oder zu viel davon zur falschen Zeit. Man muss sich entweder um die Versorgung mit Wasser kümmern oder aber Vorsorge gegen das Wasser treffen bzw. sich des Wassers erwehren. Trotz der riesigen geographischen Entfernung zwischen Freiburg und Catania sind diese beiden spätmittelalterlichen bis frühneuzeitlichen Städte nur auf den ersten Blick nicht miteinander zu vergleichen. In beiden Städten mussten die jeweilige Herrschaft (in Catania der Bischof, in Freiburg ab dem 14. Jahrhundert der Stadtrat) und die Inhaber der einzelnen Rechte sich immer wieder besprechen, streiten und Festlegungen treffen. Gewisse abendländische, christlich geprägte Traditionen, Institutionen und Gewohnheiten sowie das römische Rechtssystem mit geringen „germanischen“ Ergänzungen bilden dabei den gemeinsamen kulturellen Hintergrund in beiden Städten. Was den genaueren topographischen Verlauf der Wasserwege angeht, so sind im Freiburger Stadtbild der Gewerbebach und die Bächle noch ablesbar, auch die Brunnenpläne der Trinkwasserversorgung lassen sich gut verorten. Catania hingegen ist durch die Lage unterhalb des Vulkans Ätna geprägt. Die Wälder seiner Hänge nehmen zahlreiche Regenfälle auf, die in Richtung auf das Ionische Meer hin abfließen. Die Stadtgeschichte Catantias ist durch einige katastrophale Zäsuren geprägt: Was in Freiburg die Kriege zwischen Habsburgern und Bourbonen im späten 17. und im 18. Jahrhundert waren, das waren für Catania ein Ausbruch des Ätna 1669 und ein verheerendes Erdbeben am 11. Januar 1693. Die Stadt

wurde verändert wieder aufgebaut. Lavamassen verdeckten oder leiteten manche Wasserläufe um, das Geländere relief war seither verändert. Viele Wasserläufe sind teilweise unterirdisch noch vorhanden, andere lassen sich nur noch durch Flurnamen und Ortsbezeichnungen im heutigen Stadtbild erfassen. Teile der Catania betreffenden Urkunden gingen 1944 verloren, andere liegen in Barcelona. In Freiburg wurde Leonardis Forschungsarbeit u. a. durch das Stadtarchiv unterstützt; die enge Verbindung nach Freiburg zeigt sich auch in einem Vorwort von Thomas Zotz, das ins Italienische übersetzt wurde. Das Buch berücksichtigt die schriftlichen Quellen zu den verschiedenen Nutzungen und Rechteinhabern, in Catania besonders jene des Benediktinerklosters San Nicolò l' Arena mit der in den Jahren 1644 bis 1649 erbauten Wasserleitung.

Vermutlich durch das Erscheinen in einer Reihe und die Kosten bedingt sind nur einige Schwarz-Weiß-Bilder auf insgesamt vier Tafeln vorhanden. Hier hätte man sich noch modernere Stadtpläne mit der Verortung historischer Namen bzw. der Wasserläufe selbst vorstellen können und auch weitere Pläne in Farbe. Eine umfangreiche italienische und deutsche Bibliographie erschließt viele wichtige Arbeiten. Einige archäologische Aufsätze zur Freilegung von „Bächle“ in Freiburg (z. B. in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992, S. 294-298) oder von Andreas Haasis-Berner (Der Gewerbekanal von Waldkirch, Waldkirch 2014) hätte man sich hier noch vorstellen können.

Wegen der fehlenden Italienischkenntnisse in Deutschland wird Leonardis Buch vermutlich hier keine weite Verbreitung finden, doch hat der Verfasser weitere Beiträge in deutscher Sprache vorgelegt, so in der Historischen Zeitschrift, Beiheft 63 (2015), S. 105-123 (zu Catania) und im Schau-ins-Land 129 (2010), S. 55-75 (zu Freiburg).

Nachdem nun die Schriftquellen beider Orte erfasst sind, bietet sich als neues, weiterführendes Projekt ein gemeinsamer Zugriff von Geschichte und Archäologie auf die Gewässer und ihre Nutzung an. Sie müsste an beiden Orten die noch vorhandenen Relikte erfassen, fotografisch und kartographisch vorlegen und mit den jeweiligen Schriftquellen in Verbindung bringen. Hier wäre an eine durchaus öffentlichkeitswirksame Darstellung mit vielen farbigen Bildern zu denken, vielleicht ähnlich dem Buch von Iso Himmelsbach (Bachabschlag, Freiburg 2005). In der Nachbarschaft von Catania ist auf die neue Veröffentlichung von Keith Buhagiar (Malta and Water [AD 900 to 1900]. Irrigating a Semi-Arid Landscape [British Archaeological Reports S Volume 2829], Oxford 2016) hinzuweisen. Ob die Grundlagen im Gelände (archäologische Relikte, Brunnenfassungen, Stollen) und alte Karten in Catania vorhanden sind, kann der Rezensent nicht beurteilen. Zur Verbesserung der Quellenlage und der Präsentation könnte man den Zeithorizont dabei bis zum 19./20. Jahrhundert oder – für historische Fotografien wichtig – bis zum Zweiten Weltkrieg ausdehnen und besonders auch die wassernutzenden Betriebe in den Blick nehmen. Man hat das Gefühl, dass Marco Leonardi die Tür zu einem Forschungsbereich aufgestoßen hat, der ihn und andere noch jahrzehntelang beschäftigen könnte ...

Heiko Wagner

Locus occultus. Heilender, populärer und wissenschaftlicher Okkultismus in Freiburg 1900 bis 1945, hg. von UWE SCHELLINGER im Auftrag des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2017, 256 S., zahlr. S/W-Abb.

Nach dem 2015 erschienenen Bändchen „Okkultes Freiburg. Ereignisse – Personen – Schauplätze“, das die Ergebnisse zweier Hauptseminare am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität in Form einer Art „okkulten“ Stadtführers präsentierte (siehe Schau-ins-Land 135), folgt hier nun die wissenschaftliche Auswertung und Erweiterung der gewonnenen Erkenntnisse.

Einem Vorwort von Prof. Dr. DIETER VAITL, dem Direktor des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e. V., folgt eine Einleitung des Herausgebers (und Hauptautors) UWE SCHELLINGER. Er führt anhand einiger Beispiele, wie z. B. eines okkulten Erlebnisses, das Karl May in St. Ottilien widerfahren sein soll, in die Thematik ein, die Freiburg als „Ort des Okkulten“ im Kaiserreich und in der Weimarer Republik behandelt. Als ein Ziel der Forschungen wird auch der stückweise Abbau der

„bestehenden Berührungspunkte der Freiburger Lokalgeschichtsschreibung mit Esoterik, Okkultismus, Parapsychologie und Spiritismus“ benannt, der somit neue Einblicke in die Stadtgeschichte ermögliche.

Im Folgenden sind die Ausführungen in drei Themenbereiche unterteilt: Heilender, populärer und wissenschaftlicher Okkultismus. Im ersten Teil beschäftigen sich die Autoren mit diversen Heilmethoden, die dem „Okkulten“ zugerechnet werden können. Ein Überblick über die Laienheilkunde von 1901 bis 1945 berichtet von „Magnetopathen“, „Naturheilkundigen“ und „Heilpraktikern“ anhand von Funden in den Amtlichen Adress- und Einwohnerbüchern der Stadt Freiburg und entpuppt sich als erhellende, spannende Zeitreise. Weitere Heilmethoden sind „elektrische und magnetische Heilstoffe“, Behandlungen mit Radium am „Elektro-therapeutischen Institut“ und ähnliche aus heutiger Sicht unfassbare Vorgehensweisen.

Im zweiten Teil wenden sich die Ausführungen der gewinnbringenden Seite des Okkulten zu. Bereits im 12. Jahrhundert schützte der „Marktfrieden“ nicht sesshafte Gaukler vor Ungemach. In den folgenden Jahrhunderten präsentierten sich Wahrsager, Illusionisten und Zauberkünstler auf der Freiburger Messe. Die Informationen über rechtliche Regulierungen und Verbote sind ein interessanter, Neugier weckender Exkurs. Weiterhin gibt es noch über die „Indische Loge zur Wahrheit“, die mit Werbeslogans wie „Erledigung aller spiritistischen Angelegenheiten und Besorgungen“ warb, zu berichten. Ein Foto ihres Leiters Karl-Friedrich Eberle, der auch als „Hypnotiseur“ tätig war, ziert übrigens mit gruseliger Präsenz die Titelseite des Buches. Einer der aufschlussreichsten Beiträge behandelt das Thema Okkultismus und Nationalsozialismus. Ein (ausgerechnet) in Hoyerswerda geborener Freiherr von Sebottendorff, der im rechtsradikalen, völkischen und antisemitischen „Germanenorden“ aktiv war, gründete 1918 die „Thule-Gesellschaft“. Er befasste sich mit Okkultismus, Astrologie, Runenmagie etc.; aufgrund seiner türkischen Staatsbürgerschaft und diverser Betrügereien war ihm die NSDAP verschlossen; es folgt eine filmreife Biographie! Des Weiteren gibt es noch Berichte über „Energetik und Dämonie“ und den Kinofilm „In den Sternen steht es geschrieben“: Okkultismus und/als Entertainment.

Im dritten und letzten Abschnitt erfährt der Leser etwas über Hellseher, „okkulte“ Verlage und „Anna Weismann (1871-1953) und die sprechenden Hunde“. Anna Weismann versuchte offenbar, ihrem Hund „Butzi“ das „Buchstabieren“ und damit das „Sprechen“ beizubringen. Hierzu heißt es: „Mit diesem außergewöhnlichen Betätigungsfeld war sie Teil einer größeren Gruppe von professionellen Forscherinnen und Forschern“ (S. 209). Sehr spannend zu lesen sind die beiden letzten Beiträge, deren Inhalt man gern verfilmt sähe: Hellseher, die der Polizei bei Mordaufklärungen auf der Weißtannenhöhe zu helfen versuchen (1928/29) und ein Bericht über den „Hellseher“ Fred Marion, dessen „okkulte Fähigkeiten“ wohl legendär sind und 1931 von der Freiburger Ärzteschaft einem „Test“ unterzogen wurden: interessanterweise weder mit positivem noch mit negativem Ergebnis ...

Für Leser, denen dieses Thema völlig neu ist, wirkt die in diesem Band vorgetragene Fülle an angeblich stattgefundenen paranormalen Phänomenen selbstverständlich etwas befremdlich. Zumal jeglicher hieb- und stichfester Beweis für die tatsächliche Existenz von übernatürlichen Vorkommnissen ausbleibt. Und der Beweis ist keine schlechte Grundlage für eine wissenschaftliche Erkenntnis. Es wurde aber sehr gute Arbeit geleistet: Unwissenschaftlichkeit können sich die Autoren wirklich nicht vorwerfen lassen – die schier ausufernden Fußnoten sind dafür ein Beleg: Lässt man sie außer Acht, sind die 256 Seiten schnell durchgelesen!

Ganz sicher lohnt sich auch für den „Kopfschüttler“ ein Blick in diese außergewöhnliche, übernatürliche Welt, denn nach der Lektüre dieses Buches wird klar: Hier nimmt sich eine Riege respektabler Wissenschaftler einer Thematik an, die weiterhin spalten wird, aber in dieser Form zu einem ernsthaften Dialog führen kann.

Boris Kramb

WOLF-INGO SEIDELMANN: „Eisen schaffen für das kämpfende Heer!“. Die Doggererz AG – ein Beitrag der Otto-Wolff-Gruppe und der saarländischen Stahlindustrie zur nationalsozialistischen Autarkie- und Rüstungspolitik auf der badischen Baar, UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz/München 2016, 478 S., zahlr. Farb- u. S/W-Abb., Pläne und Tabellen.

Die Eisenerze auf der Baar, die Geschichte ihrer Nutzung, der Hoffnungen und Begierden, die sie immer wieder weckten, kennt niemand besser als Ingo Seidelmann. Im vorliegenden fast 500 Seiten starken Band geht es um die Geschichte des Doggererz-Projekts bei Blumberg im Rahmen der nationalsozialistischen Autarkie- und Rüstungspolitik. Im staatlichen Vierjahresplan von 1936 standen Mittel bereit für die Erschließung von Eisenerzgruben und die Errichtung von Aufbereitungsanlagen. 1939 wurde die Doggererz-Bergbau AG (später Doggererz AG) gegründet. Gesellschafter waren das Deutsche Reich und die saarländischen Stahlwerke Neunkircher Eisenwerk, Röchling-Konzern, Burbacher, Dillinger und Halberger Hütte. Erst 1983 wurde die Firma aus dem Handelsregister gelöscht.

Der Aufbau des Werks begann aber schon vor der Gründung der Gesellschaft. „Überstürzter Betriebsaufbau ohne soziale Verantwortung“ – diese Überschrift fasst zusammen, was sich 1934 bis 1936 in Blumberg unter Leitung des Saarländers Dr. Wilhelm Peter Lillig (1900-1945) in Blumberg ereignet hat. Der junge Bergingenieur führte die Geschäfte zunächst unter dem Dach der 1934 durch die Saarwerke Neunkirchen und Völklingen gegründeten „Interessengemeinschaft für Doggererz-Studium“, einem eher losen Zusammenschluss, der nach Rücksprache mit dem Vertreter des Reiches bzw. der NSDAP (Wilhelm Keppler, 1882 in Heidelberg geboren, Görings Berater für die Durchführung des Vierjahresplans) in die „Arbeitsgemeinschaft Neunkirchen-Völklingen für Doggererze“ umgewandelt wurde. Die Gemarkung Blumberg wurde zu einer riesigen Baustelle, aus dem Dorf mit rund 700 Einwohnern sollte eine Industriestadt werden. Im Stoberg wurde ein Stollen vorgetrieben, bald auch im gegenüberliegenden Eichberg und wenig später setzte an den umgebenden Hängen Tagebau ein. Beide Abbauzonen wurden durch eine Erzförderbrücke verbunden, die das Tal mit der Reichsstraße 27 überspannte. Über ein fast 2 km langes Gleis gelangte das Erz per Kettenantrieb zu den Aufbereitungsanlagen und zum Verladebahnhof bei Zollhaus. Ein Kohlekraftwerk, Maschinenhallen, Verwaltungsbauten waren erforderlich. Fachpersonal kam von den Saarwerken und von der Ruhr, Arbeiter aus dem Umland wurden angelehrt. Sie wohnten zunächst unter primitiven Verhältnissen in Baracken oder Privatunterkünften. Arbeitermangel war ein Dauerproblem, auch unter Lilligs Nachfolgern. Viele Kräfte waren durch die Großbaustelle in Donaueschingen gebunden, wo die Garnison durch neue Kasernen erweitert wurde.

Zum Doggererz-Projekt war im Vierjahresplan auch der Bau einer Bergmannssiedlung vorgesehen. Die Umsetzung zog sich aber hin. Die Saarwerke wollten die Finanzierung dem Staat überlassen und sich auch nicht durch Kredite binden. 1937 bewegte sich etwas, nachdem die Stadt Blumberg vom Reichsarbeitsministerium ein Darlehen für die Erschließungsmaßnahmen erhalten hatte. Ein Detail, das Freiburger interessieren dürfte: Die Gemeinde Blumberg übertrug die Bearbeitung der Pläne, die Ausschreibung und die Bauleitung dem Freiburger Architekten Albert Lehr, dem Vater des gleichnamigen Sohnes, der nach dem Krieg als Befürworter des Südweststaats hervorgetreten ist. Gut möglich, dass er den Vater damals schon unterstützt hat. Seidelmann resümiert auf Seite 115: „Trotz chaotischer Zustände und Abläufe [...] wurden bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs 650 der insgesamt 948 Volkswohnungen in Blumberg bezogen und 6 km Straße, 8 km Wasserleitung sowie 7 km Abwasserkanäle fertiggestellt. Angesichts der enormen Probleme im Finanzierungs-, Material- und Arbeitskräftebereich war der Arbeiterwohnungsbau auf der Baar also ein durchaus erfolgreiches Projekt.“ Der „Ausbau zur Mustersiedlung“ mit einem repräsentativen städtischen Zentrum neben dem dörflichen Ortskern und großen Sport- und Aufmarschplätzen wurde nicht realisiert. Der Plan dafür, den der Freiburger Architekt Alfred Wolf 1938 geliefert hatte, ist abgebildet.

Das Interesse der Saarländischen Stahlwerke am Erz von der Baar war in erster Linie das Ergebnis des Verlustes der wertvollen lothringischen Erze nach dem Ersten Weltkrieg. Das Interesse intensivierte sich durch

die Kriegsvorbereitungen nach 1933 durch die Furcht, dass im Ernstfall die Einfuhr schwedischer Erze aus Kiruna unterbrochen würde. Die Lage änderte sich 1940 vollständig: das lothringische Revier stand wieder zur Verfügung, der Weg nach Skandinavien war frei. Das schwer zu verhüttende Baar-Erz, das aus wirtschaftlicher Sicht immer problematisch war, hatte jetzt auch die politische Bedeutung verloren. 1942 wurde der Betrieb eingestellt. Eine vielstufige über 40 Jahre dauernde Abwicklung der Doggererz-AG begann. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging der Reichsanteil der Gesellschaft treuhänderisch an das Land Baden über, 1961 per Gesetz an das Land Baden-Württemberg. Aus diesem Grund waren die letzten drei Aufsichtsratsvorsitzenden Beamte aus der Finanzverwaltung des Landes.

Seidelmans Werk „Eisen schaffen“ ordnet das Projekt auf der Baar in die großen Zusammenhänge ein; er stellt die Verbindung her zu den 1937 von Herman Göring gegründeten staatseigenen Werken für Erzbergbau und Eisenhütten in Salzgitter. Das Zusammenspiel oder die gegenseitige Behinderung von Staats- und Parteistellen, das Agieren der Wirtschaftsführer von Ruhr und Saar, die Verflechtungen der Saarindustrie mit der französischen Wirtschaft – alles wird detailliert ausgeführt. Zahlreiche Biographien werden angesprochen und teilweise im Anhang präzisiert. Die meistgenannten Persönlichkeiten sind Hermann Röchling, der Kölner Eisenindustrielle Otto Wolff und sein Teilhaber Rudolf Siedersleben. Seidelmann hat über 40 staatliche, kommunale oder kirchliche Archive benutzt, das Erzbischöfliche Archiv Freiburg zum Beispiel zu Aussagen über das sittliche und moralische Verhalten der Bergleute. Unter den neun genannten Firmen- und Vereinsarchiven war das Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsarchiv Köln mit dem Bestand Otto Wolff besonders ergiebig. Im Anhang finden sich Tabellen und Pläne zu den Werksanlagen, Zahlen zu den Fördervorgaben und der tatsächlichen Förderung, Zahl und Staatsangehörigkeit der Bergleute. Das Buch gibt Antworten auf viele Fragen, ist aber schwer zu lesen. Wenn man die vielen Namen und Institutionen nicht zuordnen kann, muss man immer wieder nachschlagen, wer für welche Interessen stand. Ein Glücksfall ist die Bebilderung, die zum Teil aus einer privaten Sammlung stammt: von Bernhard Prillwitz, den der Autor im Vorwort als „personifiziertes Gedächtnis der Stadt Blumberg“ hervorhebt.

Renate Liessem-Breinlinger

*Über die ganze Erde ging der Name von Konstanz.* Rahmenbedingungen und Rezeption des Konstanzer Konzils, hg. von KARL-HEINZ BRAUN und THOMAS MARTIN BUCK (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 212), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2017, 268 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Auf Veranlassung von Papst Johannes XXIII. wurde vom deutschen König Sigismund ein Konzil in Konstanz einberufen (1414-1418), dessen Zweck es war, eine Kirchenspaltung zu verhindern, Reformen einzuleiten und die Häresie zu bekämpfen. Dies waren die religiösen Motive für die Versammlung. Sigismund jedoch verband mit dem Konzil auch politische Ziele. Woran es im Reich mangle, das teilte er allen Reichsuntertanen schon 1412 in aller Eindringlichkeit mit. Zerfleddert wäre das Territorium. Überall, von Norddeutschland bis Italien, würden die meisten Potentaten nur an sich selbst denken oder richteten ihre Politik – wie zum Beispiel die Habsburger – direkt gegen ihn.

Letzten Endes hatte das Konzil, während dessen Verlauf gleich zwei Reichstage in Konstanz stattfanden, nur bedingt Erfolg gehabt, so die Autoren. Weitreichende Auswirkungen zeitigten lediglich die Überführung der Mark Brandenburg an die Hohenzollern und die Konsolidierung der eidgenössischen Gebiete. Auf Kosten der Habsburger übertrug Sigismund deren Stammlande im Aargau an die Schweizer. Sie konnten daraufhin ihr Territorium bis zum Ende des 15. Jahrhunderts nach Norden bis an den Bodensee und den Hochrhein ausdehnen. Damit war die Ablösung der Eidgenossen vom Reich in die Wege geleitet. Am Ende des Konzils verblieben aber noch viele ungelöste Probleme. Sigismund sah sich, ohne Territorium als Hausmacht, oft feindseligen Kurfürsten gegenüber. Die Konferenz hatte darüber hinaus eine hohe Schuldenlast verursacht. Letzten Endes, so die Autoren, kämpfte im Reich auch nach dem Konzil weiterhin jeder gegen jeden. Was die kirchliche Seite betraf, so hatte das Konzil zwar die Spaltung

verhindern können (während der Versammlung wurden gleich drei Päpste ihres Amtes enthoben und durch einen neuen – Martin V. – ersetzt). Aber mit der Verurteilung und Hinrichtung von Jan Hus und Hieronymus von Prag wurde ein Prozess in Gang gesetzt, der, jedenfalls nach Meinung der Evangelischen, etwa einhundert Jahre später zur Reformation führen sollte.

Die Autoren des Sammelbandes stellen darüber hinaus das Konzil im Licht der Stadt- und Landesgeschichte dar. Auch hierbei kommt zum Ausdruck, dass dieses Ereignis in der Folgezeit recht unterschiedlich beurteilt wurde. Die protestantische Seite sah im Konzil einen weiteren Meilenstein, hin zur endgültigen Kirchenspaltung, weil echte Reformen ausblieben und eigentlich nur die papstorientierte Position gestärkt worden sei. Die konservativ Orientierten aber hoben den Kampf gegen die Häresie hervor. So wurden Jan Hus und Hieronymus von Prag einerseits als Ketzer dargestellt, andererseits als Märtyrer, Heroen und Gelehrte. In Böhmen und Mähren entstanden zahlreiche Monumente, die an die beiden Verurteilten erinnern.

Weitere Beiträge des Bandes befassen sich mit der Beurteilung des Konzils in der Zeit Luthers sowie des 19. und 20. Jahrhunderts. Nicht zu Unrecht weist ein Autor darauf hin, dass Beiträge aus der Schweiz in diesem Werk fehlen, obwohl das Konstanzer Konzil für die Geschichte der Eidgenossen, wie erwähnt, größte Bedeutung hatte. Allerdings denken die Schweizer offensichtlich selbst darüber nach, diesen Teil ihrer Vergangenheit in naher Zukunft näher zu erforschen.

Zahlreiche Fotos, Kopien und Skizzen machen den Band sehr anschaulich. Insgesamt gesehen ist den Herausgebern und Autoren ein Werk gelungen, das eine bisher wenig beachtete Sichtweise des Konstanzer Konzils zulässt.

Detlef Vogel

TOBIE WALTHER: Zwischen Polemik und Rekonkiliation. Die Bischöfe von Straßburg im Investiturstreit bis 1100 und ihre Gegner (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 210), Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2017, 310 S.

„Der Begriff Investiturstreit bezeichnet jenen epochale Bedeutung erlangenden Konflikt zwischen Königtum und Papsttum, welcher die Zeitspanne vom Tode Heinrichs III. (1056) bis zum Ausgang der Regierung Heinrichs V. (1125) beherrschte.“ Gleich die ersten Zeilen der Einleitung (S. 1-26) benennen den historischen Hintergrund dieser wertvollen Forschungsarbeit. Auf Basis eines breiten Quellen- und Literaturspektrums (S. XI-LII) gelingt es dem Autor, ein umfassendes und quellenkritisches Bild der heiklen politischen Aktivität der Straßburger „Schlüssel-Bischöfe“ aus der Epoche der Investiturstreits zu zeichnen. Nach intensiver Recherchearbeit, die der Mediävist Walther in den Bibliothek und Archiven in Augsburg, Colmar, Darmstadt, Königswart in Böhmen, München, Nancy, Paris, Rudolstadt, Sélestat, Stuttgart, Wolfenbüttel und Würzburg durchgeführte, stellt der Verfasser die offiziell überlieferte Version des Wirkens der Bischöfe Werner II. (1065-1077 [S. 27-163]), Thiepald (1078-1083? [S. 165-177]) und Otto (1083?-1110 [S. 179-282]) auf den Prüfstand. „Ziel der Arbeit war es, mit einer Untersuchung der drei Straßburger Bischöfe [...] einen Beitrag zum differenzierten Gesamtbild der großen Auseinandersetzungen der papstgeschichtlichen Wende und des Investiturstreits auf regionaler Ebene zu leisten“ (S. 283), wie am Ende der geschichtswissenschaftlichen Schrift zu lesen ist. Nach der Lektüre dieses präzisen und fruchtbaren, an neuen Erkenntnissen reichen Buches, kann festgehalten werden, dass Tobie Walther sein Hauptanliegen umgesetzt hat. Jedem am süddeutschen Mittelalter Interessierten bieten die im Anhang zusammengestellten Tafeln mit den Stammbäumen der Achalm-Uracher, Zähringener, von Paulinzella, Salier, Egisheimer und Staufer (S. 293-297) sowie das Personen- und Ortsregister (S. 299-310) eine willkommene Möglichkeit zur bequemen Erschließung des Bandes. Der Autor zeigt sowohl dem Fach als auch dem Laienpublikum überzeugend auf, wie die Bearbeitung eines derart traditionsreichen Forschungsfeldes anhand solider Methodik, sicherer Quellenbeherrschung und guter Erzählweise gelingt. Während 1924 Friedrich Baethgen bezüglich der Forschungsarbeit von Emil Clemens Scherer über „Die Straßburger Bischöfe im Investiturstreit“ (Bonn 1923) von einer „Anfängerarbeit“ schrieb,

bildet die hier besprochene, ursprünglich 2012 als Dissertation eingereichte Arbeit von Tobie Walther ein unverzichtbares Musterwerk für weitere Forschungen zu diesem etablierten aber immer noch spannenden Forschungsfeld.

Marco Leonardi

# Vereinschronik 2018

## Vorstand

Dr. ANDREAS JOBST, 1. Vorsitzende  
RENATE LIESSEM-BREINLING, 2. Vorsitzende  
DR. MONA DJABBARPOUR, Schriftführerin (seit 23. April 2018)  
Dr. HANS-PETER WIDMANN, Kassenführer

## Ausschuss

PROF. DR. DR. H.C. HORST BUSZELLO, PROF. DR. JÜRGEN DENDORFER, UWE FAHRER,  
DR. KARL-ERNST FRIEDERICH, DR. ISO HIMMELSBACH, CLEMENS JOOS M.A.,  
DR. HEINZ KRIEG, FRANK LÖBBECKE M.A., DR. UTE SCHERB,  
PROF. DR. DIETER SPECK, PROF. DR. THOMAS ZOTZ UND  
STEPHANIE ZUMBRINK M.A.

## Ehrenmitglieder

Prof. Dr. KARL SIEGFRIED BADER (†)  
Prof. HERMANN BROMMER (†)  
Dr. ULRICH P. ECKER  
Dr. HANS SCHADEK

## Veranstaltungen 2018

- |             |  |
|-------------|--|
| 22. Januar  | Vortrag „Der Freiburger Ludwig Haas (1875-1930) und die Entstehung des Freistaats Baden 1918/19“ von Dr. Michael Braun. (Veranstaltung des BGV in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg) |
| 28. Januar  | Gedenktag zur Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz. (Veranstaltung der Stadt Freiburg)   |
| 19. Februar | Vortrag „ <i>Es ist ein Ross entsprungen, aus Menglers Pferdestall ...</i> – Die Freiburger Spedition Mengler“ von Dr. Andreas Jobst.  |
| 19. März    | Vortrag „Magnetopathen, Hellseher und Spiritisten: Okkultismus in Freiburg 1880 bis 1945“ von Uwe Schellinger M.A.   |
| 14. April   | Vormittagsexkursion „Schloss Weiler und Kapelle St. Sebastian in Stegen“ mit Renate Liessem-Breinlinger, Dr. Claudius Heitz sowie Graf und Gräfin von Kageneck.  |

23. April Mitgliederversammlung mit Kurzvortrag „Der Künstler Wilfried Perraudin“ von Renate Liessem-Breinlinger.
27. April Buchvorstellung „Die Zähringer – Dynastie und Herrschaft“ von Prof. Dr. Thomas Zotz. (Veranstaltung des BGV in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg, dem Historischen Seminar der Universität Freiburg, Abt. Landesgeschichte, und dem Kohlhammer Verlag Stuttgart)
14. Mai Vortrag „Geschichte der Obstbaukultur in Südbaden“ von Prof. Dr. Werner Konold. (Veranstaltung des BGV in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg)
18. Juni Vortrag „Engelbert Krebs und die Atombombe“ von Prof. Dr. Werner Heiland.
2. Juli Vortrag „*Dieweil Mangel an Wasser herrscht und der Herbst gar nahet* – Witterungs- und Naturereignisse im Breisgau und am südlichen Oberrhein (1500-heute) von Dr. Iso Himmelsbach.
- 20./21. Juli Vortrag und Exkursion „Alsace Inconnue: Auf den Spuren de l’Ami Fritz von Phalsbourg über Dabo nach Marlenheim mit Renate Liessem-Breinlinger. (Veranstaltung des Waldhof – Akademie für Weiterbildung in Kooperation mit dem BGV und dem Alemannischen Institut Freiburg)
17. September Einführung in die Sonderausstellung „Verehrt, verwendet, vergessen – Alamannen im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte“ durch Dr. Niklot Krohn.
- 28./29. September Kolloquium „Die Habsburger und ihre Städte“ sowie Exkursion „Auf den Spuren der Habsburger im Elsass“. (Veranstaltung des Alemannischen Instituts in Kooperation mit dem BGV und der Vereinigung „Auf den Spuren der Habsburger“)
20. Oktober Vormittagsexkursion „Der Reitergeneral Max von Holzling-Bergstett und seine Tochter Marie-Luise Kaschnitz“ nach Bollschweil mit Renate Liessem-Breinlinger, Prof. Dr. Volker Schupp und Dr. Peter Hobbing.
- 12./19. Dezember Führung durch die Wanderausstellung „Die Zähringer. Mythos und Wirklichkeit“ in der Meckelhalle des Sparkassen-Finanzentrums Freiburg mit Dr. Mona Djabbarpour.

## Vortragsreihe „Auf Jahr und Tag – Leben in Freiburg in der Neuzeit“

In Kooperation mit der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg, dem Alemannischen Institut Freiburg i.Br. e.V., dem Landesverein Badische Heimat e.V., dem Freiburger Münsterbauverein e.V. und dem Stadtarchiv Freiburg.

- |              |  |
|--------------|--|
| 22. Oktober  | Vortrag „Martin Waldseemüller – Kartografie und Humanismus“ von PD Dr. Martin Lehmann. |
| 5. November  | Vortrag „Ropstein, Helmle, Geiges – Glasmalerei in Freiburg“ von Dr. Daniel Parello.   |
| 19. November | Vortrag „Euphemia Dorer – Das Schulwesen der Ursulinen“ von Dr. R. Johanna Regnath.    |
| 3. Dezember  | Vortrag „Bartholomä Herder – Verleger in Freiburg“ von Dr. Christoph Schmider.         |
| 17. Dezember | Vortrag „Karl von Rotteck – Vormärz und Liberalismus“ von Prof. Dr. Jörn Leonhard.     |

## Kassenbericht 2017

1.	Einnahmen	
		EURO
	Mitgliedsbeiträge . . . . .	17.074,13
	Zuschüsse . . . . .	6.060,00
	Verkauf Schau-ins-Land . . . . .	989,95
	Spenden . . . . .	155,00
	Exkursionen . . . . .	0,00
	Sonstige Einnahmen . . . . .	0,00
	Summe Einnahmen . . . . .	24.279,08
2.	Ausgaben	
	Jahrbuch 2016 . . . . .	11.187,60
	Vorträge Honorare/Reisekosten . . . . .	780,00
	Vorträge Miete/Nebenkosten . . . . .	1.139,77
	Ausgaben Vereinsprogramm . . . . .	2.201,13
	Exkursionen . . . . .	0,00
	Geringfügige Wirtschaftsgüter GWG . . . . .	0,00
	Sonstige Ausgaben . . . . .	2.063,29
	Aufwandsentschädigungen . . . . .	475,00
	Werkverträge/ Digitalisierung/ Gedenktafel . . . . .	393,78
	Summe Ausgaben . . . . .	18.240,57
3.	Jahresergebnis aus dem Jahr 2017 . . . . .	6.038,51
4.	Überschuss Vorjahre per 31.12.2016 . . . . .	21.826,39
5.	Überschuss per 31.12.2017 . . . . .	27.864,90

## Mitgliederwesen

	<i>Mitglieder</i>
Stand 1. Oktober 2018:	711 (davon 109 Tauschpartner)
davon Sektion Bad Krozingen:	119
Sektion Ebringen:	21
Sektion Hachbergerland:	37
Sektion Staufen:	50
Sektion Waldkirch:	18
Neuzugänge:	11
Austritt/Tod:	37

### *Mitgliedsbeitrag*

Hauptverein jährlich € 30,00

Sektionen Bad Krozingen, Ebringen, Hachbergerland (Emmendingen), Staufen und Waldkirch jährlich € 25,00

### *Bankverbindung*

Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau

Konto-Nr.: 20 286 02

Bankleitzahl: 680 501 01

IBAN: DE 11680501010002028602

SWIFT-BIC: FRSPDE66

Abbuchungsermächtigung erwünscht.

### *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“*

Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

### *Internet*

[www.breisgau-geschichtsverein.de](http://www.breisgau-geschichtsverein.de)